

John Henry Mackay
MAX STIRNER – SEIN LEBEN UND SEIN WERK

MIT VIER ABBILDUNGEN, ZAHLREICHEN FACSIMILEN UND EINEM ANHANG

REPRINT DER DRITTEN VÖLLIG DURCHGEARBEITETEN UND VERMEHRTEN,
MIT EINEM NAMEN- UND SACH-REGISTER VERSEHENEN AUFLAGE
[MACKAY-GESELLSCHAFT, Freiburg/Br. 1977.]¹

[V]

VORWORT ZUR DRITTEN AUFLAGE

Diese dritte Auflage erscheint als Privat-Ausgabe, die – auf die Anzahl von 325 Exemplaren begrenzt – nicht in den Handel gelangt.

Es war der einzige Weg, sie zu ermöglichen.

Denn auch die zweite Auflage meiner Lebensgeschichte *Max Stirner's* teilt das Schicksal der ersten, sich ebenso schwer und ebenso langsam zu verkaufen wie diese, so daß ich (wie ich am Schluß ihrer Vorrede sagte) eine dritte wohl nicht mehr erleben würde, wollte ich darauf warten, sie vergriffen zu sehen.

Eine neue Auflage aber noch selbst zu veranstalten, ist in den letzten Jahren ein bei mir immer wiederkehrender Wunsch geworden. Es war, wie ich gern zugebe, kein besonders glücklicher Gedanke, der zweiten Auflage von 1910 die Forschungs-Ergebnisse der vorausgehenden zehn Jahre in einer "Nachschrift" anzugliedern, statt sie in den Text hineinzuarbeiten. Daß dies nach meinem Tode einmal von einem 'Bearbeiter', und zwar in einer die Anlage und Einheit des Ganzen gefährdenden Weise, geschehen könnte, ja zweifellos geschehen würde und müßte, beunruhigte mich. So entstand der Plan einer neuen einheitlichen und grundlegenden Privat-Ausgabe in mir, neben und nach der – da es natürlich nicht angängig ist, eine erst angegriffene Auflage einzustampfen – die noch bestehende zweite öffentlich weiter verkauft werden soll, bis auch sie eines Tages einer vierten weicht.

Mein Plan hat sich, wenn auch unter großen Schwierigkeiten, noch verwirklichen lassen. – Dank der kleinen – ach, so kleinen! – Anzahl derer, die heute unentwegt zu allem, was den Namen Stirner trägt, stehen.

Diese Ausgabe nun aber auch so zu gestalten, wie ich es plante und wollte, und ihr die letzte gültige Form zu geben, ist mein ganzes Bemühen gewesen. Nicht nur ist die genannte Verschmelzung vorgenommen, sondern es haben auch einzelne Abschnitte ihre ganz neue Form gefunden, während ich das Ganze einer nochmaligen Nachprüfung unterzog, die allerdings nur an wenigen Stellen die eine oder andere kleine Änderung nötig machte. Daß sie sich auch äußerlich im Format und Aussehen von den beiden ersten zu unterscheiden hatte, lag auf der Hand. –

Wieder habe ich hier nun denen zu danken, die mir auch diesmal so bereitwillig geholfen.

An erster Stelle Herrn Dr. *Gustav Mayer* in Zehlendorf bei Berlin. Gründlicher Kenner der Geschichte des Vormärz und in die Möglichkeit versetzt, zu bisher verschlossenen Quellen vorzudringen, gelang ihm nicht nur die Auffindung einer frühesten, selbständigen Schrift Stirner's, die des "Gegenworts", sondern auch die überzeugende Feststellung von seiner tatsächlichen Mitarbeit an der "Leipziger Allgemeinen Zeitung" von 1842, eine Feststellung, die mich um so mehr überraschen mußte, als mir nicht nur selbst vor langen Jahren auf persönlich eingezogene Erkundigung von der Firma Brockhaus die bestimmte gegenteilige Versicherung abgegeben wurde, sondern auch vor Erscheinen der zweiten Auflage der derzeitige Lektor des Verlages, Herr Dr. H. H. Houben in Leipzig, nochmals diese Auskunft als richtig bestätigte.

[VI] Herr Dr. Mayer hat seine so überaus glücklichen Funde bereits teilweise selbst in einem Aufsatz in dem ersten Heft des VI. Bandes der "Zeitschrift für Politik" von 1913: "Die Anfänge des politischen Radikalismus im vormärzlichen Preußen" verwertet, einer Abhandlung, auf die ich jeden meiner Leser, der ein breiteres Bild von den politischen Strömungen dieser Epoche zu gewinnen wünscht, als ich es hier, in der nur einem Einzigen gewidmeten Studie, naturgemäß geben konnte, nicht genug hinweisen kann. Er wird aus ihr zugleich ersehen, wie durchaus irrtümlich die Auffassung ihres Verfassers ist, wenn er – aus seiner direkt entgegengesetzten Lebensanschauung heraus – in dem Werke Stirner's nur eine Fortentwicklung und einen Ausbau der geistigen Ideenwelt dieses Radikalismus sieht, während es in Wirklichkeit ein durch eigenste Schöpferkraft auf den Trümmern dieser gefallenen Festung des "Geistes" errichteter, uneinnehmbarer Bau ist. So kann denn auch die Stellung, die Stirner in seiner Arbeit angewiesen wird: neben, nicht über den anderen, nur eine ganz falsche sein. Einen anderen Fund: "Über die Verpflichtung der Staatsbürger zu irgendeinem Religionsbekenntnis", den Herr Dr. Mayer in dem Anhang zu seiner Abhandlung ("Unbekanntes von Stirner") zusammen mit dem "Gegenwort" als ein "Programm der Freien" abgedruckt und ebenfalls, wenn auch nicht unbedingt, Stirner zuschreibt, kann ich mich nicht entschließen, als von diesem herrührend anzuerkennen, so freudig und dankbar ich sonst jede

¹ Nach der modernen Orthographie und Rechtschreibung korrigiert. KWF

Vermehrung und Bereicherung seiner Lebensarbeit begrüße. Nicht nur die Arbeit selbst, sondern auch die für die Autorschaft angeführten Gründe scheinen mir eher gegen als für diese zu sprechen, und ich muß es daher dem Leser selbst überlassen, hier zu entscheiden. Auch die Mitarbeiterschaft Stirner's an den "Deutschen Jahrbüchern" kann sich leider in Bezug auf bestimmte Artikel nur auf Vermutungen stützen und nicht mit der durchaus nötigen Sicherheit feststellen lassen.

Es ist mir eine Freude, Herrn Dr. Gustav Mayer für die Liebenswürdigkeit, mit der er mich nicht nur mit seinen so überaus glücklichen und bedeutungsvollen Funden schon vor seiner eigenen Veröffentlichung bekanntmachte, sondern auch für die mannigfachen anderen wertvollen Hinweise und Winke, mit denen er meine Arbeit so bereitwillig unterstützte, meinen ganz besonderen Dank auch hier aussprechen zu dürfen.

Ihren schönsten Schmuck erhält diese neue Ausgabe durch die vortrefflich gelungene Wiedergabe eines zwölfseitigen Manuskripts Stirner's, nachdem so lange schon jede Hoffnung aufgegeben war, auch nur eine seiner Arbeiten noch in ihrer ursprünglichen Form aufzufinden. Es ist die Handschrift zu dem Aufsatz "*Kunst und Religion*", stammt aus dem alten Archiv der Rheinischen Zeitung und befindet sich im Besitz von Herrn Prof. Dr. *Josef Hansen*, Bibliothekar an St. Gereon in Köln, dem ich für die freundlich gegebene Erlaubnis zur Wiedergabe zu großem Dank verpflichtet bin.

Für die Aufstellung der russischen Übersetzungen des "Einzigsten" in der Bibliographie des Anhangs bin ich endlich Herrn *Leo Kasarnowski* in Halensee bei Berlin ebenso wie für manchen Hinweis seiner unerbittlichen Akribie verbunden.

Diese dritte Auflage hat nun auch ihr wohlberechtigtes *Namen- und Sachregister* gefunden. Ich versuchte es so zu gestalten, daß der Leser sich bei allem, was Stirner und die ihm Nahestehenden selbst betrifft, in seinen Hinweisen zurechtfindet, habe aber bei Personen, mit denen er nur in entferntere Berührung gekommen ist, solche Hinweise unterlassen, um den Umfang des Registers nicht ungebührlich zu steigern. Man wird trotzdem auch bei ihnen leicht finden, was man sucht.

Zugleich mit ihr ist nun auch endlich den "Kleineren Schriften und Entgegnungen" [VII] Stirner's – zunächst in einer Vorzugs-Ausgabe – eine zweite Auflage ermöglicht, die, um das Doppelte gegen die erste vermehrt, natürlich alle Funde der letzten fünfundzwanzig Jahre in sich aufgenommen hat. Es steht zu hoffen, daß sie, und vielleicht schon bald, noch durch weitere neue Funde ergänzt werden kann. So soll Stirner 1842 noch an zwei weiteren Zeitschriften mitgearbeitet haben, die aufzutreiben bisher leider nicht gelang: an einer beim Verleger des "Gegenworts", Robert Binder in Leipzig, erschienenen Zeitschrift "Die Eisenbahn", in der ein Aufsatz von ihm über die "Lage der Lehrer" stehen soll, und an einer anderen, von Robert Heller herausgegebenen, die den merkwürdigen Titel "Rosen" führte. Vielleicht ist der eine oder andere Leser dieser Angaben glücklicher beim Suchen und verpflichtet mich dann durch die Mitteilung von seinem Funde.

Von den *ersten Helfern* meiner Arbeit hat der Tod nun auch die letzten hingerafft: 1911 starb siebenundachtzig-jährig *Daniel Collin*; ebenfalls 1911 der unermüdliche *Ludwig Pietsch*; und auch der hochbetagte *Enno Sander* in St. Louis ist, so viel ich weiß, nicht mehr am Leben. Von den zweiundzwanzig lebt nur noch Fräulein Pauline Julius, Stirner's frühere Schülerin, in Steglitz bei Berlin, jetzt auch schon hoch in den Achtzigern. Sie und die Baroness von der Goltz sind also die beiden einzigen Lebenden, die Stirner noch von Angesicht zu Angesicht gesehen haben – beide als junge Mädchen.

Es ist Zeit zu schließen.

Wenn ich es mit einem letzten Wunsche tun darf, so ist es der schon geäußerte: mein Buch, dem ich hier noch eine letzte und endgültige Form geben durfte, die jede spätere 'Bearbeitung' durch fremde und voraussichtlich unberufene Hände unnötig und überflüssig macht, nicht in solche Hände gelangen zu lassen. Ich werde ein Exemplar dieser Ausgabe hinterlassen, in welches alle mir selbst noch bekannt gewordenen Ergebnisse druckfertig eingefügt sind; was sich etwa später noch hinzufinden sollte, kann leicht in gleicher Weise behandelt werden, ohne meiner Arbeit ihre eigene und einheitliche Form zu nehmen. Dies wird sich außerdem schon deshalb als geboten erweisen, weil die in dem Vorwort zur zweiten Auflage von mir geäußerte Absicht: das gesamte Material meiner Stirner-Arbeit dem Britischen Museum in London zu hinterlassen, einem anderen Plan gewichen ist, über den die mir als solche bekannten Freunde Stirner's demnächst direkt von mir hören werden.

Ich lege meinen Wunsch in die Hände der Leser dieses Buches, die zugleich die Freunde Stirner's sind. Sie werden über ihn wachen, wie sie über sein Erbe wachen werden. Denn kein Denker hat wohl überzeugtere und treuere Freunde gefunden als er, wie klein ihre Zahl einstweilen auch noch sein mag. Längst bin ich es nicht mehr allein, der die unermessliche praktische Tragweite seiner Ideen auf die Gestaltung – und gänzliche Umgestaltung – unseres gesamten sozialen Lebens erkannt hat. Nicht nur die Größe und Weite seiner Gedanken, sondern auch ihre Lauterkeit und unantastbare Ehrlichkeit haben sie ihm gewonnen, und ruhig darf heute gesagt werden, daß sein Vermächtnis unverloren ist für alle künftigen Zeiten.

An ihrem Eingang steht er – *dieser große Vernichter der Phrase*. Müssen wir auch in unseren Tagen sehen, daß sie noch lebt und die Völker in Mord und Wahnsinn treibt – er hat ihr doch den Todesstoß versetzt, an dem die größte Feindin des Lebens langsam verblutet.

Berlin-Charlottenburg, Berliner Straße 166,
im August 1914 **JOHN HENRY MACKAY**

VORWORT ZUR ERSTEN AUFLAGE

Nur mit Widerstreben entschlief ich mich, meinen Forschungen über das Leben *Max Stirner's* durch das vorliegende Werk einen vorläufigen äußeren Abschluß zu geben.

Nicht, als ob ich der Öffentlichkeit gegenüber die Verpflichtung empfände, meine Arbeit irgend wie zu beschleunigen; die Deutschen haben ihren kühnsten und konsequentesten Denker so lange und gänzlich vergessen, daß sie jedes Anrecht auf das Geschenk seines Lebens verloren haben.

Nein, was mich treibt, ist zunächst der rein persönliche Grund, daß diese Arbeit sich bereits zu lange hindernd zwischen andere, eigene Pläne gestellt hat, als daß sie deren Ausführung nicht endlich weichen müßte; sodann aber auch die feste Überzeugung, daß nur ein unerwarteter Zufall noch neue Quellen zu erschließen vermöchte. Auf diesen Zufall warten, hieße die Beendigung der Aufgabe in ungewisse Zeit hinein verschieben.

So gebe ich denn, was ich habe. Keiner kann mehr bedauern, als ich, daß es so Wenig ist. Aber es ist immerhin weit mehr, als ich – nach dem ersten Überblick des erschlossenen Weges – je zu erreichen hoffte.

Das Bild dieses Lebens hätte nie gezeichnet werden können, wenn mir nicht bei vielen Stellen hilfreich die Hand geführt worden wäre. Meine erste und liebste Pflicht ist es daher, allen Denen zu danken, die mir mit Rat und Tat zur Seite gestanden haben.

Mein wärmster Dank gehört an erster Stelle meinem alten Freunde, dem Volksschullehrer Herrn *Max Hildebrandt* in Berlin, der in den Jahren 1889-91, bevor ich selbst wieder nach Berlin zu kommen Gelegenheit hatte, der treueste und unermüdlichste Helfer meiner Arbeit gewesen ist.

Tief verpflichtet fühle ich mich ferner Herrn Gymnasiallehrer a. D. Dr. *Ewald Horn* in Steglitz bei Berlin, dem wir bereits so manchen wertvollen Beitrag zur Philosophie des Egoismus verdanken und der mir die durch warme Liebe zur Sache nicht weniger, als durch einen selten glücklichen Zufall erzielten Resultate seiner eigenen Forschungen in liberaler Weise zur Verfügung gestellt hat.

Eines dritten Namens, Keinem fremd, wird in der Einleitung, in der ich die Geschichte dieser Arbeit erzählen werde, als der geeigneteren Stelle gebührend Erwähnung getan werden.

Unter Denen sodann, die Max Stirner noch persönlich kannten und die mir mit ihren Erinnerungen an ihn als den wertvollsten Gaben geholfen haben, nenne ich die zuerst, die sich seither dem trüben Zug des Todes angereicht haben, die mein Dank nicht mehr erreicht. Es sind dies: der 1895 zu Berlin verstorbene Schriftsteller [IX] und Stadtrat *Adolph Streckfuß*, den ich vor seinem Tode noch besuchte; und der Chefredakteur der Illinois Staats-Zeitung, *Hermann Raster* in Chicago, der mir als einer der ersten ausführliche briefliche Mitteilungen über Stirner machte.

Von den jetzt noch Lebenden, die Stirner noch persönlich gekannt haben, habe ich, soweit es in meiner Macht stand, fast jeden Einzelnen aufgesucht, und ich kann nicht sagen, mit welcher Freundlichkeit ich überall empfangen bin und in wie lebenswürdiger Weise meinem Zweck entsprochen wurde. So habe ich im Laufe der Jahre, immer nach voraufgegangener, oft eingehender Korrespondenz, gesprochen und persönliche Erinnerungen erhalten von: Herrn Amtsgerichtsrat a. D. *Alexander Kapp*, jetzt in Berlin, früher in Hamm in Westfalen, der Stirner als junger Student besuchte und ihn heute wie damals bewundert; Herrn *Guido Weiß*, dem früheren Herausgeber der "Wage" in Frankfurt a. M., der noch vor einem Jahre in der "Vossischen Zeitung" seine wertvollen Erinnerungen an die "Freien" in mehreren hochinteressanten, wenn auch leider in Bezug auf die Person Stirner's von Irrtümern nicht ganz freien Artikeln niedergelegt hat; Fräulein *Pauline Julius* in Steglitz bei Berlin, einer Schwester von Gustav Julius und einer früheren Schülerin Stirner's, die mich auch in den Besitz seiner Handschrift setzte; Herrn Geh. Hofrat *Rudolf von Gottschall* in Leipzig, der mir das, was er kürzlich in seinen "Jugenderinnerungen" mitgeteilt hat, schon früher zur Verfügung gestellt, so daß es bereits verwertet war, als sie erschienen; Herrn *Gustav von Szczepanski* in Weimar, der zwar als Mitglied der Dichtergesellschaft des "Tunnel" dem Hippel'schen Kreise fern stand, mir aber außerordentlich nützliche Angaben über ihn gemacht hat; Herrn Prof. Dr. *Gustav Siegmund* in Berlin, dem Schwager Herwegh's; Herrn Dr. *Albert Fränkel* in Leipzig, der mich mit seinem lebhaften Gedächtnisse und seinem Interesse auf das Wirksamste unterstützte; Herrn Prof. Dr. *Immanuel Schmidt* in Groß-Lichterfelde bei Berlin, der mir gleich wertvolle Mitteilungen über Stirner, wie über Marie Dähnhardt machte; Herrn Antiquar *Emanuel Mai* in Berlin, dem gründlichen Kenner der vormärzlichen Tage; und endlich von Herrn *Enno Sander* aus St. Louis, Mo., dem ehemaligen Kriegsminister der badischen Republik, den ich noch diesen Frühling in Dessau sprach. Sie Alle, wie gesagt, haben Stirner noch von Angesicht zu Angesicht gesehen, die einen seltener, die anderen öfter, und Alle erinnern sich noch seiner.

Nur schriftliche, persönlich nicht erlangbare Erinnerungen an Stirner und seine Zeit verdanke ich direkten Mitteilungen von: Herrn *Henry Ulke* in Washington, Dac., der mit Recht von sich sagen darf, daß er "nie die Achtung vor den Idealen seiner Jugend verloren", und den ich leider bei einem Besuche in seiner neuen Heimat nicht antraf; Herrn Medizinalrat Dr. *Ludwig Ruge*, der meine Fragen bezüglich seines Aufsatzes in der "National-Zeitung" über die "Freien" bereitwilligst ergänzte; und Herrn Ministerialrat Dr. *Wilhelm Jordan* in Frankfurt a. M., der ebenfalls meinen Fragen die gütigste Beachtung schenkte.

Die Zahl Derer, an die ich mich im Laufe der Jahre in der Hoffnung wandte, sie könnten mit dem Gesuchten in der einen oder anderen Beziehung gestanden haben, ohne daß diese Hoffnung sich als begründet erwies – es mögen fünfzig und mehr gewesen sein und sie umfaßten so ziemlich Alle, die in Betracht kommen konnten – ist zu groß, als daß ich daran denken könnte, ihre Namen hier zu nennen: Manche unter ihnen haben Stirner wohl

noch gesehen, aber ihre Erinnerungen sind zu verblaßt, als daß sie mir mit ihnen hätten helfen können; dagegen hat mehr als einer [X] mich mit wertvollem Rat und Hinweis unterstützt, und ich möchte wenigstens Herrn Dr. hon. c. *Theodor Fontane* und Herrn Prof. *Ludwig Pietsch* in Berlin sagen, daß ich ihre mir bewiesene Freundlichkeit nicht vergessen habe. Die anmutigen Schilderungen des Ersteren aus seiner literarischen Jugendzeit, mit Bezug auf den Hippel'schen Kreis nicht immer ganz genau, da sie sich allzusicher auf die Angaben H. Beta's stützen, wie des Letzteren, des Schriftsteller gewordenen Malers Aufzeichnungen, bilden schätzbarste Beiträge zur Zeitgeschichte, wie wir sie leider nur zu wenige besitzen. – Dankbar will ich auch des jetzigen Inhabers des Verlages *Otto Wigand*, Herr Richard Küster's, Wigand's Enkel, in Leipzig gedenken; was er tun konnte, um mir zu helfen, hat er gewiß getan. Da aber Otto Wigand selbst vor seinem 1870 erfolgten Tode aus Gründen der Zweckmäßigkeit alle den vierziger Jahren entstammenden Papiere vernichten ließ, so ist mit ihnen bis auf die letzte Spur verloren gegangen, was auf Stirner hätte Bezug haben können und alle Bemühungen verliefen resultatlos. – Daß das Geburtshaus Stirner's in Bayreuth wiedergefunden werden konnte, verdanke ich den freundlichen Bemühungen des Herrn Rechtsanwalt *Schindler* daselbst; die Erlaubnis zur Vervielfältigung des Briefes Stirner's im Anhang der Freundlichkeit seines glücklichen Besitzers, Herrn *Günther Koch* in Frankfurt a. M.

Ganz unmöglich ist es mir endlich, der mannigfaltigen anderen Hülfe hier zu gedenken, auf die ich in so ausgedehntem Maße angewiesen war: genug, wenn ich sage, daß mir die "Mühe des Suchens" fast überall durch freundliches Entgegenkommen erleichtert und mir von den kirchlichen und Magistrats-Behörden der verschiedenen Städte bis zum Königl. Polizei-Präsidium in Berlin kaum je eine erbetene Auskunft verweigert wurde, wenn sie überhaupt erreichbar war.

Nicht genannt zu werden wünschen zwei alte Bekannte *Marie Dähnhardt's* in London, von denen sich der eine – leider fast völlig vergeblich – bei ihr in meinem Interesse verwandte, die mir aber beide ihre Erinnerungen an sie bereitwillig erschlossen haben. zusammengehalten mit Dem, was mir Herr *Daniel Collin*, der frühere Inhaber der Guttentag'schen Buchhandlung in Berlin, über sie erzählt, sowie den Mittheilungen, die mir schon früher, so von Fräulein *Malwida von Meysenbug*, der Verfasserin der "Memoiren einer Idealistin", 1891 in Rom; von der Witwe *Karl Heinzen's* 1893 in Boston und von Herrn *Friedrich Beust* in Zürich über seinen verstorbenen Freund Techow gemacht waren, haben sie mir ermöglicht, die Spuren ihres Lebens so weit zu verfolgen, wie es geschehen.

Zur Verfügung gestanden haben mir ferner: ein sehr bedeutungsvoller, aber mit großer Vorsicht auf die Tatsachen aufzunehmender Brief *Edgar Bauer's* aus dem Jahre 1882; ein weiterer aus der Feder des nun ebenfalls dahingeschiedenen *Friedrich Engels* in London; persönliche Mittheilungen über Stirner von dem Dichter des "hohen Liedes", *Titus Ullrich*; ebensolche von dem bejahrten Schriftsteller Dr. *Julius Löwenberg* und von dem Vorsitzenden der Verwaltung des Reichs-Invalidenfonds, Dr. *Otto Michaelis*, die gleichfalls sämtlich nicht mehr am Leben sind.

Unversucht, das darf ich sagen, ist wohl Nichts geblieben. Aber auch unter unglücklichen, wenn auch unverschuldeten Zufälligkeiten hatte meine Arbeit zu leiden. So war, um nur zwei Fälle zu erzählen, die alte Frau, bei der Stirner die letzten Jahre seines Lebens gewohnt hatte und die mir mehr, als gewiß irgend ein Anderer, über den Menschen Stirner hätte erzählen können, eine Mme. *Weiß*, kurze Zeit vor der [XI] Auffindung des Hauses in der Philippstraße noch am Leben und in Zürich habe ich lange Zeit fast neben einem alten Veteranen der vierziger Jahre, dem Dr. *Karl Nauwerck*, der Stirner zweifellos noch gekannt hatte, gewohnt, um es erst zu erfahren, als er starb.

Eine große Hoffnung ferner, die ich auf die aus den Vereinigten Staaten an mich gelangende Mittheilung von dem Vorhandensein wichtiger Papiere – von und über Stirner – setzte, erwies sich als trügerisch und ich kann die Art und Weise, in der – aus welchem Grunde? – bestimmteste Hoffnungen erregt wurden, ohne sie zu erfüllen, nicht anders als unverantwortlich bezeichnen.

Die klaffenden Lücken in meinem Buche, seine Unvollständigkeit und Unzulänglichkeit kann Keiner schärfer sehen, Keiner schmerzlicher empfinden als ich. Alles, was ich erhoffe, ist, daß dieser Versuch – mehr kann und will meine Arbeit nicht sein – als solcher betrachtet wird, wert des Weiterbaues, und daß sich in dem aufgeschlagenen Gerüst mit jedem hilfreich herbeigetragenen Stein das Wieder-Gebilde dieses Lebens von jetzt an höher und höher erhebt . . .

Und darum ergeht heute, wie vor acht Jahren, nur dringender noch, und diesmal an alle Leser dieses Buches, meine Bitte, mir auch fernerhin förderlich zu sein: auf Grund des Vorliegenden mir mit Rat und Tat weiter zu helfen. Jede neue Mittheilung, jede Erweiterung oder Berichtigung einer alten, jeder Wink und Hinweis in irgend einer Richtung, kurz: Alles an mich Gelangende wird mit Freude begrüßt, mit Dankbarkeit aufgenommen, und nach Kräften gewissenhaft verwertet werden und ich bitte, der Vermutung nicht weniger als dem Wunsche Äußerung zu geben und vor Allem nie eine Kundgebung ihrer scheinbaren Geringfügigkeit wegen zu unterlassen.

Fast Allen, die mir bisher geholfen, erschien Das, was sie mir gaben, relativ unwichtig. Mir aber war Alles wertvoll und so ist dies Buch entstanden.

Saarbrücken, Rheinprovinz, im Herbst 1897 **JOHN HENRY MACKAY**

VORWORT ZUR ZWEITEN AUFLAGE

Diese zweite Auflage meiner Lebensgeschichte *Max Stirner's* hat bereits ihre eigene kleine Geschichte. Ich stellte sie schon vor zweieinhalb Jahren auf den Wunsch meines alten Freundes *Benj. R. Tucker*, des Herausgebers des "Liberty" in New York, der sie veröffentlichen und sie natürlich bis auf die letzten Forschungsergebnisse fortgesetzt zu sehen wünschte, fertig. In seinem Verlag sollte sie in englischer Sprache erscheinen, und zwar – eine seltene Ausnahme – vor der deutschen. Vor ihr deshalb, weil das Interesse der Deutschen an dem Leben ihres kühnsten und konsequentesten Denkers immer noch nicht so weit reichte, als daß die erste Auflage meiner Biographie erschöpft gewesen wäre.

Das Manuskript sowie die Platten der Bilder und Handschriften waren abgesandt, die Übersetzung Georg Schumm's in vollem Gange, und das Werk sollte in Druck gehen, um im Frühjahr 1908 zu erscheinen. Da zerstörte ein furchtbarer Brand am 10. Januar das Parker Building in der vierten Avenue, in dem sich mit vielen anderen die Office Tucker's befand, von Grund auf und mit ihm sein ganzes Bücherlager, viele wertvolle Manuskripte sowie sein gesamtes Setz- und Druckmaterial: ein Schaden, der, soweit überhaupt berechenbar, von ihm selbst auf mindestens zehntausend Dollar geschätzt wird, und ein Schlag für unsere Sache, den ganz zu verwinden selbst der neuen Arbeit vieler Jahre wohl nie ganz gelingen wird und der am härtesten von uns allen in der Vernichtung fast der ganzen Auflage und aller Platten der eben erschienenen, mit so unendlicher Sorgfalt in langen Jahren vorbereiteten englischen Ausgabe des "Einzigsten und sein Eigentum" empfunden wird.

An eine Weiterführung der begonnenen Unternehmungen war einstweilen nicht zu denken. Mein Manuskript, nur durch einen Zufall vor der Vernichtung bewahrt, kam an mich zurück, und fast unverändert gebe ich es nun für diese zweite Auflage in Druck.

Diese zweite Auflage ist bereichert durch die Forschungen der letzten elf Jahre, die seit dem Erscheinen der ersten, 1898, verflossen sind.

Ich habe lange geschwankt, wie ich die Ergebnisse dieser Forschungen verwerten sollte. Zwei Wege lagen mir offen: sie in mein Buch hineinzuarbeiten oder sie ihm in einer Nachschrift anzugliedern.

Ich habe mich für den zweiten Weg entschieden. Denn der erstere hätte nichts anderes bedeutet, als ein Niederreißen und Wiederaufbauen ganzer Teile, ohne die Gewähr, der Konstruktion des Gesamtbaus dadurch nicht zu schaden. Manches hätte ganz fortbleiben und durch Neues ersetzt, wieder Anderes bis zur Unkenntlichkeit ergänzt und umgemodelt werden müssen, und selbst wenn ich die völlige Umarbeitung für das Richtigere gehalten hätte, weiß ich nicht, ob mir nicht die Mittel der Zeit und Lust zu einer so großen Neuarbeit gefehlt hätten. So entschloß ich mich denn statt für den Einbau für den *Ausbau*: was sich an Ort und Stelle einfügen ließ, [XIII] ohne dort störend zu wirken, erhielt an ihr seinen Platz, wie auch natürlich die Verbesserung einiger kleinerer Irrtümer an diesen selbst vorgenommen wurde. Aber für die hauptsächlichsten und wichtigsten der neuen Funde hat der Leser den Text durch die "Nachschrift" zu ergänzen, die diesem so streng wie nur irgend möglich anzuschließen ich bemüht war.

Die Aufnahme meines Buches war, ich will es nicht verhehlen, eine letzte Enttäuschung für mich. Ich hatte erwartet, daß diesmal der Name Stirner zu tieferer und ehrlicherer Betrachtung zwingen müsse. Was indessen von der "Kritik" gegeben wurde, war im großen und ganzen nichts anderes als eine Ausschlichtung des von mir Gefundenen, und nicht immer ist verstanden worden, wenigstens richtig abzuschreiben. Eine Arbeit, die ernster Widerlegung wert und würdig wäre, ist bisher nicht erschienen.

Dem Einwand, der gemacht wurde: den Wurzeln der Philosophie Stirner's nicht nachgegraben, nicht gezeigt zu haben, wer seine Vorläufer in der Geschichte der Philosophie waren, sowie seinem Einfluß bis auf unsere Tage nicht nachgegangen zu sein, entgegne ich, daß ich keine Geschichte der Philosophie des Egoismus, sondern eine Geschichte des Lebens Max Stirner's schreiben wollte. Ich bin kein Philosoph, und Arbeiten wie die geforderten liegen mir völlig fern. Daher hätte nur die Kritik für mich von Wert sein können, die mir zeigte, welche anderen Wege ich hätte gehen müssen, um zu meinem Ziele zu gelangen. Leider ist mir in dieser Beziehung von keiner Seite der Kritik geholfen worden, und ich weiß daher nicht, wie ich meine Arbeit anders hätte durchführen und gestalten sollen, als ich es getan.

Dagegen hat mich die Hoffnung, die der eigentliche Antrieb zu der ersten Veröffentlichung war: aus dem Kreis der Leser selbst Hilfe zu erhalten, insofern nicht betrogen, als mir 1901 in Herrn *Benedict Lachmann* in Berlin ein Helfer entstand, wie ich mir keinen besseren hätte wünschen können. Selbst ein geborener Kulmer, glaubte er die verwischten Jugendspuren Stirner's in der alten Weichselstadt mit Erfolg weiter verfolgen zu können, und seine mit ebensoviel Energie und Ausdauer wie Umsicht betriebene, durch alte dortige Beziehungen glücklich geförderte Arbeit wurde denn auch insoweit wenigstens von Erfolg gekrönt, als sie nicht nur die Gründe aufdeckte, aus denen Stirner's Stiefvater seinen Aufenthalt nach Kulm verlegte, sondern als schönstes Resultat die Erhellung der letzten Lebensjahre Stirner's zeitigte, wie sie endlich auch authentische Nachricht über Krankheit und Tod der Mutter brachte. Es war Herrn Lachmanns Wunsch, das von ihm Gefundene hier zuerst veröffentlicht zu sehen, und ich danke ihm herzlich für die Art und Weise, in der er mir sein gesamtes Material zur Verfügung gestellt hat.

Seinen Bemühungen ist es auch gelungen, zu einer letzten Persönlichkeit zu dringen, die Stirner noch von Angesicht zu Angesicht gesehen hat: der Baroness *von der Goltz* in Berlin. Obwohl sie noch ein Kind war, als Stirner im Hause ihrer Mutter gegen Ende seines Lebens verkehrte, sind ihre Erinnerungen an ihn doch scharf

und lebendig. Sie hat in liebenswürdiger Weise die Richtigkeit des von mir gezeichneten Bildes bestätigt, ihm aber neue Züge nicht einfügen können. Die Engels'sche Zeichnung erklärt auch sie für durchaus unähnlich. Endlich haben diese zehn Jahre *zwei neue Funde* von Arbeiten Stirner's selbst gebracht. Der eine wurde von Herrn Dr. H. H. Houben gelegentlich seiner [XIV] Gutzkow-Forschungen gemacht und von Dr. Rudolf Steiner in seinem "Magazin für Literatur" vom 17. Februar 1900 zuerst wieder veröffentlicht. Es ist die Besprechung von Bruno Bauer's "Posaune des jüngsten Gerichts" und die erste nun bekannte literarische Arbeit Stirner's. Der zweite glückte mir selbst. An einem Ort, wo ich es am wenigsten vermutet hätte, in Friedrich von Bodenstedt's, des Mirza Schaffy Sängers: "Erinnerungen aus meinem Leben", wurde ich, als ich mich zwei Jahre nach dem Erscheinen meines Buches durch einen neuen Berg inzwischen aufgesammelter Literatur fraß, auf ihn aufmerksam gemacht. Bodenstedt erzählt dort, wie er, 1848 als Hauptredakteur des "Journal des österreichischen Lloyd" nach Triest verschlagen, in dem ihm "persönlich ganz unbekanntem Max Stirner" einen geschätzten Mitarbeiter fand. Sofort angestellte Nachforschungen ergaben, daß das genannte Journal sich nur noch in einem einzigen vollständigen Exemplar, und zwar auf der Biblioteca civica in Triest selbst befand, von dort aber unter keiner Bedingung ausgeliehen wurde. Eine Reise nach Triest wurde mir aber erst gegen Ende 1904 möglich. Ich fand dort an Ort und Stelle, im Jahrgang 1848 der genannten Zeitung, acht Aufsätze, die unzweifelhaft aus der Feder Stirner's stammen, wenn auch keiner mit seinem Namen gezeichnet ist, die ich abschrieb und zum ersten Mal wieder im Jahrgang 1908 der Berliner Zeitschrift "Morgen" der Öffentlichkeit zugänglich gemacht habe.

Sollte für die von mir 1898 herausgegebenen kleineren Schriften Stirner's ("Max Stirner's Kleinere Schriften und seine Entgegnungen auf die Kritik seines Werkes: 'Der Einzige und sein Eigentum'. Aus den Jahren 1842-1847") eine neue Auflage nötig werden, was heute leider noch nicht der Fall ist, so werden diese Neufunde in ihnen selbstverständlich ihren Platz finden.

Sind somit in dem Leben, das wir suchen, Lücken erfreulich ausgefüllt, und konnte das Werk dieses Lebens vervollständigt werden, so schien doch das seltsame Verhängnis, das meine Arbeit zu einer an Enttäuschungen so reichen gemacht hat, sie auch getreulich durch ein zweites Jahrzehnt begleiten zu wollen.

Frau *Agathe Nalli-Rutenberg*, die Tochter Adolf Rutenberg's, des alten Freundes Stirner's, mit der mich ein Zufall gleich nach dem Erscheinen meines Buches in Rom zusammenführte, hat mir zwar manches Interessante über das Leben ihres Vaters und seine Zeit mitzuteilen, indessen meinen Schilderungen nichts eigentlich Neues hinzuzufügen gewußt, und der schriftliche Nachlaß ihres Vaters ist verloren wie der Buhl's.

Auch diesen, den Nachlaß Ludwig Buhl's, den wichtigsten von allen, da er zugleich den Nachlaß Stirner's selbst und mit ihm gewiß alle Arbeiten zum "Einzigem" enthalten haben soll, aufzustöbern, wurde durch die freundliche und interessevolle Hilfe des Direktors der deutschen Genossenschaftsbank in Berlin, Herrn *E. Werners*, eines Vettters Buhl's, ein letzter, leider ebenfalls fehlgeschlagener Versuch gemacht, und auf die Auffindung der geistigen Hinterlassenschaft Stirner's muß nunmehr wohl endgültig verzichtet werden.

Selbst die Hoffnung, wenigstens die Niederschrift der "Geschichte der Reaktion" noch zu finden, durfte ich nur kurze Zeit hegen. Denn wenn es mir auch gelang, zu Frau *Clementine Wolff*, der Witwe des 1900 zu Meran-Mais verstorbenen Verlagsbuchhändlers Sigismund Wolff, in dessen Allgemeiner Deutscher Verlagsanstalt Stirner's zweites und letztes Werk erschien, zu gelangen, und wenn ich auch [XV] hier mit der größten Bereitwilligkeit unterstützt wurde, so ließ sich doch nur feststellen, daß das gesuchte Manuskript sich wahrscheinlich in einer Kiste befunden hat, die vor langen Jahren auf einem Umzug verloren ging, und über deren Verlust der Verstorbene "sich gar nicht beruhigen konnte, da sie wichtige Papiere enthielt".

Endlich besitzt zwar Herr *Carl Hippel*, der Sohn des alten Hippel, dieses treuesten Freundes der "Freien", ein Bild seines Vaters, doch haben sich auch in dessen Nachlaß die Geschäftsbücher der alten Weinstube, die doch immerhin manches Interessante hätten erzählen können, nicht mehr vorgefunden.

Auch zwei andere Persönlichkeiten, die mir genannt wurden: der Dramatiker und Romanschriftsteller *Karl von Heigel* in Riva, und *Alexander Meyer*, ein bekannter Berliner und Verfasser amüsanter Erinnerungen "aus guter alter Zeit", beide seitdem verstorben, die mit einzelnen Gliedern des Kreises der "Freien" in Berührung standen, ohne jedoch Stirner selbst noch gekannt zu haben, vermochten das von mir Gegebene nicht zu ergänzen.

Mit allen diesen aber zu den letzten, den verstecktesten Quellen vorgedrungen zu sein, darf ich heute nicht mehr bezweifeln, und wenn ich auch nie ermüden werde, jede, auch die unscheinbarste der sich etwa noch zeigenden Spuren zu verfolgen, dürfen doch neue und überraschende Entdeckungen wohl nicht mehr erwartet werden . . .

Furchtbar sind die Lücken, die der Tod in die Reihen *meiner ersten Helfer* aus den Jahren 1889-1897 gerissen hat. Noch während der Drucklegung meines Buches 1897 starb der Antiquar Emanuel Mai, und bei seinem Erscheinen im Frühjahr 1898 Dr. Ludwig Ruge. Ihnen folgten noch in demselben Jahr Theodor Fontane, 1900 infolge eines Unglücksfalls Immanuel Schmidt, 1902 der prächtige alte Alexander Kapp, 1903 Malwida von Meysenbug, 1904 der Nibelungen-Dichter Wilhelm Jordan und im vergangenen Jahre Rudolf von Gottschall. Nicht mehr unter den Lebenden weilen ferner Dr. Gustav Siegmund, Guido Weiß, Paul von Szczepanski, sowie Dr. Albert Fränkel, der mir nochmals nach der Übersendung meines Buches sein großes Interesse an dem Gegenstand in einem langen Briefe bekundet hat. Auch die Witwe Karl Heinzen's, die "Mutter Heinzen", und die alten Herren Friedrich Beust und Henry Ulke hat der Tod ereilt, so daß von zweiundzwanzig im Vorwort zur ersten Auflage genannten Namen solcher, die mit Max Stirner einst in direkter oder indirekter Verbindung

gestanden haben und mir von ihm zu melden wußten, heute nur noch vier am Leben sind. Wie recht hatte ich, wenn ich damals sagte: „Noch zwanzig Jahre, und auch die letzten persönlichen Erinnerungen wären unrettbar verloren gewesen!“ . . . Jetzt, wo Marie Dähnhardt nicht mehr unter den Lebenden weilt, wird mir auch von Herrn *Meno Haas* in London erlaubt zu sagen, daß er es gewesen ist, der die ebenso freundliche wie vergebliche Mühe der Vermittelung zwischen uns übernahm. Durch ihn empfing sie ihre kleine Rente, so sah er sie alle Jahre einmal. Herr Haas hat mich denn auch von ihrem Tode benachrichtigt. – Der zweite von Marie Dähnhardt’s alten Freunden, Herr *M. Lippner* in London, der mir von ihr erzählte, sah sie ebenfalls nie mehr und ist im selben Jahre wie sie dahingegangen.

Heute darf ich auch sagen, wer *Szeliga* war. Unter dem Pseudonym *Szeliga* schrieb in den vierziger Jahren der damalige junge Offizier, spätere General der Infanterie *Franz Zychlin von Zychlinski*, der 1900 in Berlin verstarb, eine sehr [XVI] bekannte Persönlichkeit. Er war ein alter Freund Fontane’s, der in seiner gewohnten lebenswürdigen Art unsere Bekanntschaft vermittelte, die zwar zu einem interessanten Gespräch über die nachhegelianische Philosophie, leider aber zu keinen Resultaten in Bezug auf meine Forschungen führte, da *Szeliga* und *Stirner* nie zusammengetroffen waren. Das Schweigen, zu dem ich damals ausdrücklich verpflichtet wurde, darf ich heute, wo beide, der General und Fontane, nicht mehr leben, brechen.

Darauf hingewiesen sei endlich noch, daß die wichtigsten der Briefe, die mir *Hans von Bülow*, der Unvergeßliche, schrieb, in dem achten und letzten Band der ausgezeichneten, von seiner Witwe Marie von Bülow veranstalteten Ausgabe seiner “Briefe und Schriften” ihren Platz gefunden haben.

Dem Wunsche, einer neuen Auflage die Quellen meiner Arbeit anzufügen, kann ich aus den bereits angeführten Gründen auch diesmal nicht entsprechen. Das gesamte, wohlgeordnete Material meiner *Stirner*-Forschung wird nach meinem Tode an das Britische Museum in London gehen, und zwar dorthin, weil es dann dort jedem – ohne die von den großen staatlichen Bibliotheken des Kontinents beliebte Einmischung in seine Absichten und Zwecke – zur Verfügung stehen wird, zur Verfügung und zur Nachprüfung meiner Arbeit, die diese nicht zu scheuen hat.

Auch den Plan, dieser neuen Auflage ein Namen- und Sachregister beizufügen, habe ich fallengelassen, da mir von verschiedenen Seiten gesagt wurde, daß die übersichtliche Anordnung des Stoffes ein solches vollkommen entbehrlich mache. Dagegen dürften die neu hinzugekommenen drei Stammbäume, sowie eine Übersicht der Stationen von *Stirner*’s Lebenswanderung für die leichtere Auffindung mancher Daten und Namen nicht ohne Nutzen sein.

Zwölf Jahre sind nötig gewesen, um die erste Auflage dieses Buches zu erschöpfen. Es steht nicht zu hoffen, daß, nachdem das erste Interesse befriedigt und die erste Neugier gestillt sind – sich diese zweite schneller verkaufen wird. Ich werde also eine dritte kaum mehr erleben.

So habe ich denn hier nur noch Abschied zu nehmen von einer Arbeit, die ich, was immer sie mir auch an Enttäuschungen und Mühen gebracht hat, doch zu den köstlichsten Errungenschaften meines Lebens zähle, und der das eine wenigstens niemand nehmen kann: mit ihr einen Namen und ein Werk von unsterblicher und nicht mehr anzweifelbarer Bedeutung herausgehoben zu haben aus der Nacht der Vergessenheit in das Licht unserer und damit aller künftigen Tage.

Aber wenn ich diese Arbeit hier gewissermaßen nach außen hin abzuschließen mich bescheiden muß, darf ich doch meine Bitte: mir auch weiterhin in allem zu helfen, was etwa noch zu letzten Ergänzungen führen könnte, und keinen Hinweis wie keine Berichtigung, auch in Bezug auf das Vorliegende, ihrer scheinbaren Bedeutungslosigkeit halber zu unterlassen (und sich dabei der unten angegebenen Adresse bedienen zu wollen), in alter Dringlichkeit bestehen lassen. Denn auch wenn es mir nicht mehr möglich sein sollte, diese letzte Hilfe noch selbst zu verwerten, wird sie nicht umsonst geleistet sein, sondern, dem bisherigen Material angefügt und, wie oben gesagt, für jede fernere Forschung sichergestellt, bestimmt eines Tages ihren Zweck erfüllen.

Berlin-Charlottenburg, im Frühjahr 1910

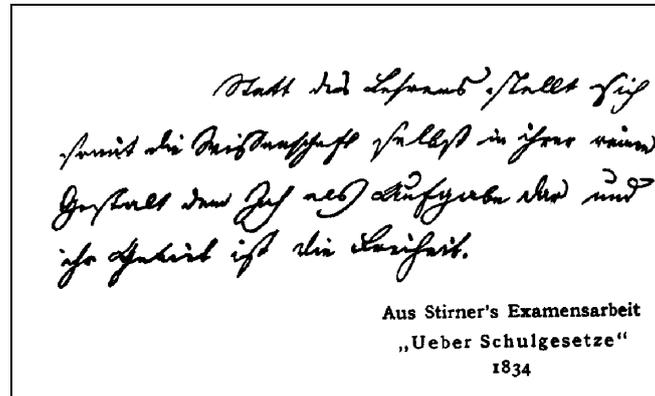
JOHN HENRY MACKAY

[1]

MAX STIRNER
JOHANN CASPAR SCHMIDT
GEB. 1806, GEST. 1856

An großen wie an befreundeten Menschen
kümmert uns Alles, selbst das Unbedeutendste,
und wer uns Kunde von ihnen bringt. Erfreut
uns sicherlich . . . MAX STIRNER (1842)

[2]



Transkription

Statt des Lehrers stellt sich
somit die Wissenschaft selbst in ihrer reinen
Gestalt dem Ich als Aufgabe dar und
ihr Gebiet ist die Freiheit.

Denn was sollte ich tun? – Sollte ich das neue Bild, wie es so plötzlich vor mir auftauchte, an die Stelle des alten setzen, wie es sich von selbst, Zug für Zug, ohne Widerspruch aus den Zeugnissen so vieler anderer entwickelt hatte? – Oder sollte ich dieses bestehen lassen, wie es war? – Ich entschied mich für das letztere, aber zugleich dafür, keinen einzigen von Marie Dähnhardt's Vorwürfen, keine ihrer herben Anklagen zu unterdrücken. So ist es geschehen.

Nur zwei ihrer Antworten seien an *dieser* Stelle erwähnt. In der einen sagt sie, daß Stirner zu selbstisch gewesen sei, um wahre Freunde zu haben – es ist nicht nötig, auf diesen Punkt näher einzugehen, als es späterhin geschehen ist. In der zweiten findet sie auf die Frage nach Stirner's Charakter nur den einen Ausdruck: er war "very sly". Ich überlasse es dem Leser, ihn sich selbst zu übersetzen.

Die herbe Bitterkeit dieser und der anderen Antworten, die übrigens nur zum Teil und dann meist sehr unvollständig gegeben waren, ist durch kein gutes Wort gemildert.

An den Schluß des Bogens schrieb Frau Schmidt die Zeilen, die ich im Anhang in ihrer eigenen Handschrift wiedergebe. Nach dieser Erklärung verbot sich jeder weitere Versuch einer Annäherung, auch wenn er überhaupt im Bereiche der Möglichkeit gelegen hätte, von selbst.

Ich bestreite ihr nicht das Recht ihrer Handlungsweise.

Wenn sie aber sagt, sie habe Stirner "je weder geachtet, noch geliebt", so wird gewiß ebenso die Frage berechtigt erscheinen, aus welchem Grunde sie ihn denn geheiratet hat, wozu sie doch gewiß kein Mensch gezwungen, oder auch nur überredet hat?

Nichts wäre erwünschter gewesen, als daß das Erscheinen meiner Biographie sie von ihrem Entschluß des Schweigens abgebracht und sie veranlaßt hätte, sich, ehe es zu spät war, nochmals und [13] eingehender über ihr Verhältnis zu dem Toten zu äußern. Sie hat es nicht getan.

Eines steht über allem Zweifel: sie hat ihren Mann nie verstanden. Ob sie das Werk, das er ihr gewidmet, jemals wirklich recht gelesen hat? – Man möchte es bezweifeln, wenn man sieht, wie keine Erinnerung an seine großen Wahrheiten sie davon zurückhalten konnte, in die Nacht zurückzusinken, aus der sie sich in ihrer Jugend zu retten suchte. Hätte nicht jene eine schon sie zur Besinnung bringen müssen? – "Nenne die Menschen nicht Sünder, so sind sie's nicht: Du allein bist der Schöpfer der Sünder: Du, der Du die Menschen zu lieben wahnst, Du gerade wirfst sie in den Kot der Sünde . . . Ich aber sage Dir, Du hast niemals einen Sünder gesehen, Du hast ihn nur – geträumt."

Ihr Ohr hat die Worte wohl vernommen, ihr Herz hat vielleicht einmal bei ihnen etwas schneller geschlagen, aber ihr Verstand hat sie nie begriffen, und nie sind sie Fleisch und Blut geworden in ihrem Handeln. Darum konnte sie sie vergessen bis auf den letzten Hauch.

Und er? – Wie konnte er sich so über die Grenzen ihrer Intelligenz, die Stärke ihrer Fähigkeiten täuschen, daß er ihren kleinen Namen neben den seinen vor die Blicke der Jahrhunderte stellte? – War es eine Laune? – ein Spiel? – der Einfall einer Stunde? – Oder glaubte er wirklich damals noch, sie sei stark genug, um ihm zu folgen durch die kalten und starren Regionen zur höchsten Höhe?

Ich weiß es nicht. Aber keine künftige Ausgabe seines Werkes sollte neben dem seinen den Namen Marie Dähnhardt mehr tragen.

Anfang 1902 kam dann die Nachricht von *ihrem Tod*. Es konnte mich nicht mehr enttäuschen, daß sich in ihrem Nachlaß auch nicht das geringste gefunden hat, was auf ihre an Stirner's Seite verlebte Zeit Bezug gehabt hätte.

Mein Buch ist ihr zugestellt worden. Sie hat es nicht gelesen, wahrscheinlich nicht einmal geöffnet, und zurückgesandt mit der Bemerkung, "daß weltliche Dinge sie nicht mehr berührten".

Ihr Bild steht wohl unverrückbar fest: ein Mensch der bürgerlich engen Kreise, aus ihnen herausgerissen nicht durch irgendwelche fremde Schuld (am wenigsten durch die Stirner's), sondern [14] durch die in ihr schlummernde und durch die Zeitverhältnisse genährte Sehnsucht nach innerer und äußerer Befreiung, und, allzu schwach die erworbene für sich zu verwerten, zurückgekehrt in die dunkeln Tiefen des Glaubens und Aberglaubens – ein trauriges Bild, kein tragisches.

*

*

*

Es ist gewiß ein Unterfangen gewesen, das Leben eines Mannes schildern zu wollen, das so in die Schatten der Vergessenheit gehüllt war, und manche werden es noch so nennen. Aber wenn der Mut einer Entschuldigung bedarf, so gibt sie ihm in diesem Fall die Liebe zur Sache. Ohne diese Liebe allerdings würde der Mut nur Vermessenheit gewesen sein; ohne diese Liebe würde aber auch nie erreicht worden sein, was heute vor uns liegt. Und darum hätte diese Arbeit auch kein anderer tun können.

Das *Leben Max Stirner's* gliedert sich von selbst in drei Perioden, trivial gesprochen in: Aufstieg, Höhe, Niedergang. Die erste umfaßt seine Jugend und sein Leben bis zur Beendigung seiner Lehrtätigkeit (1806-1844); die zweite die Jahre, die in dem Erscheinen seines Werkes gipfeln (1844-1846); die dritte die Zeit der Vergessenheit und Verlassenheit bis zu seinem Tod (1846-1856).

Ich habe indessen meinem Buche in Bezug auf die beiden ersten Teile eine breitere, übersichtlichere Einteilung geben müssen.

Ich teilte *die erste Periode* und ließ auf die Schilderung der *ersten Jugend die der Lern- und Lehrtätigkeit* folgen, wobei ich, um in dem ersten Kapitel in Bayreuth zu bleiben, die Gymnasialzeit noch mit in dieses hineinnahm. Da dieses erste Kapitel sich auf die äußeren Daten stützt und diese fast vollzählig wiedergefunden

sind, so glaube ich nicht, daß es noch in irgendwie wichtiger Weise in Zukunft vervollständigt werden wird. – Kaum anders ist es mit dem zweiten. War es möglich, die Zeit des Universitätsstudiums, die des Examens und der ersten provisorischen Anstellung, sowie die Daten der ersten Ehe und der Tätigkeit als Mädchenlehrer auf das genaueste festzustellen, so finden sich in diesem Lebensabschnitt doch zwei dunkle Punkte, von denen besonders der zweite beunruhigt. Der erste liegt in den Jahren 1830-32, [15] in denen Stirner immer wieder am Abschluß seiner akademischen Studien gehindert wird. Aber welcher Art sind die Familienverhältnisse, die ihn hemmen? – Wohl wissen wir, daß von diesen Jahren eines auf Kulm, das andere auf Königsberg fällt. Aber welches hierhin, welches dorthin? – Die zweite Lücke klafft in den Jahren 1837-1839. Stirner's Gesuch um Anstellung nach bestandenen Examen und abgelegter Probezeit ist abschlägig beschieden. Wir wissen, wann er sich zum ersten Mal verheiratete. Aber wenn wir nicht annehmen, daß er in diesen Jahren privatisierte, sind wir über seine Tätigkeit in dieser kurzen Zeit in Unkenntnis. Auch von seinen Familienverhältnissen wissen wir kaum mehr als vorher.

Ein völlig anderes Bild bilden die beiden Jahre *der zweiten Periode*. Der Mensch selbst, den wir suchen, gewinnt Leben und Gestalt. Wir wissen, wie er lebt und sehen ihn unter anderen. Mit Recht und aus mehr als einem Grund interessieren uns diese "Anderen"; und da sie einen großen, geschlossenen Kreis um ihn herum bilden, so ist ihnen ein besonderes Kapitel gewidmet: *den "Freien" bei Hippel*. Wären doch ohne sie auch die letzten persönlichen Erinnerungen an den Menschen Stirner verloren gewesen! – Umsomehr durfte ich auf eine Darstellung der Geschichte jener Zeit verzichten: Stirner hat, obwohl er ihr Kind war, an ihrem öffentlichen Leben nicht teilgenommen und nie in ihren Verlauf tätig eingegriffen.

Durch die "Freien" sind wir ihm endlich nahe gekommen und dürfen sagen, wer er war: *Max Stirner*. Er steht vor uns: noch immer in der ihm eigenen Zurückhaltung, aber doch greifbar; und neben ihm sie, sein Liebchen, Marie Dähnhardt.

Und von ihm zu *seinem Werke* ist es kein Schritt mehr. Es ist der Versuch gemacht, zu verstehen, worin seine Kraft und seine Bedeutung, seine Unsterblichkeit liegt – mehr als alles nur ein Versuch, der über bestimmte Grenzen nicht hinausgehen durfte.

Die *dritte Periode* und das letzte Kapitel des Buches fallen zusammen. Es ist *das letzte Jahrzehnt* dieses Lebens, das merkwürdigste und – undurchdringlichste. Die lebende Gestalt entschwindet uns. Es ist, als ob sich die Schatten des Abends bereits um sie breiten und nur undeutlich erkennen wir noch ihre Umrisse, [16] obwohl wir genau wissen, wo sie geht. Stirner's Familie ist ausgestorben, seine Mutter längst unheilbar krank, von seinen Freunden hat er sich selbst getrennt – wer wüßte noch Zeugnis zu geben über den von seiner eigenen Zeit bereits Vergessenen?

Er ist gegangen, und nichts hat er hinterlassen, als sein unsterbliches Werk. Wir haben kein Bild von ihm; es hat wohl nie ein solches existiert, denn selbst Marie Dähnhardt hat weder je eines gesehen noch besessen. Sein schriftlicher Nachlaß ist verloren und vernichtet, soweit ich es weiß . . .

* * *

Noch ein Wort über die *Methode meiner Arbeit*.

Sie bestand zunächst in der Auffindung und Sammlung des Materials. Und zwar mußte nicht nur den Spuren des Gesuchten, sowie jeder anderen, die auch nur den Schimmer einer Hoffnung ließ, daß sie auf einen Weg führen könne, nachgegangen werden bis in den letzten erreichbaren Winkel, sondern es mußte auch die Literatur jener Zeit aufs Geratewohl durchsucht werden, um auf Anhaltspunkte zu stoßen. Daß dies letztere – bei ihrer verhältnismäßigen Erfolglosigkeit der ermüdendste Teil der Arbeit – nicht nach jeder Richtung hin geschehen konnte, ist selbstverständlich, und es ist darum nicht unwahrscheinlich, daß andere, die sich zu ähnlichem Zwecke ebenfalls durch diese Massen von Staub und Papier durchwinden müssen, hier und da noch auf den Namen "Stirner" stoßen werden, wenn auch schwerlich mehr unter Arbeiten, die von ihm selbst herrühren. Gerade diesen sei nochmals die Bitte des Vorworts hier wiederholt.

Der zweite, angenehmere Teil der Arbeit war die Sichtung und Ausarbeitung des gewonnenen Materials. Das Falsche mußte von dem Wahren, das Unwichtige von dem Wichtigen getrennt werden, und vor allem eine Form gefunden werden, um das Buch wenigstens einigermaßen lesbar zu machen, ohne der Wahrheit das geringste zu vergeben.

Ich schwankte lange, ob ich den Ergebnissen meiner Forschung sogenannte "Quellenangaben" beifügen sollte. Ich habe es unterlassen. Denn erstens glaube ich nicht, daß die Gründlichkeit einer [17] Arbeit durch solche ad oculos demonstriert werden muß, und zweitens hätten diese unzähligen, den Text unterbrechenden und seine Seiten ungebührlich belastenden Anmerkungen die Lesbarkeit des Buches einfach in Frage gestellt. Durch Seiten hätte nicht nur jeder Satz, sondern oft jedes Wort in einem Satze mit einer solchen "Anmerkung" belegt werden müssen, und der Umfang des Buches hätte sich fast verdoppelt. Diese Anmerkungen aber in einem neuen "Anhang" zu geben, hätte mich zwingen heißen, den Text in unschöner Weise mit endlosen Zahlen zu durchbrechen.

Trotzdem, denke ich, wird man mir "auf mein Wort hin" glauben und der Versicherung, daß alle Daten und Tatsachen so zuverlässig sind, als äußerste Sorgfalt sie nur festzustellen vermochte. Der Phantasie ist nirgends, der Vermutung nur selten und vorsichtig Ausdruck gegeben, denn besser schien es mir, offene Lücken zu lassen, als

sie künstlich zu füllen und so die Wahrheit des Bildes zu beeinträchtigen. Es waren überall nur Einzelheiten, die ich benutzen konnte; bei vielen mußte die Quelle, woher sie kamen, geprüft werden. Wo ich einen Ausdruck direkt übernommen habe, derselbe mir aber so charakteristisch erschien, daß ich ihn als Eigentum seines Urhebers bezeichnen wollte, habe ich dies getan, indem ich ihn in Anführungszeichen setzte. So kann ich denn für jede Tatsache den Beweis antreten und werde es tun, sowie in der Öffentlichkeit Zweifel von einer Seite her erhoben werden sollten, die mir dazu berechtigt erscheint. Auf alle anderen Angriffe indessen werde ich in gewohnter Weise schweigen.

Wem die vielen Einzelheiten, z.B. die Aufzählung der vielen Namen im dritten, der Wohnungen Stirner's im vierten und sechsten Kapitel und andere überflüssig und lächerlich erscheinen, der möge sich erinnern, daß ich gerade von ihrer Bekanntmachung die Ausfüllung noch mancher leeren Stelle erhoffe und sie als ein zwar uninteressantes, aber vielleicht nützliches Mittel zum Zwecke mit voller Absichtlichkeit verwandt habe. Gerade solche Einzelheiten waren es, die mich in konsequenter Befolgung meiner vorgefaßten Methode zu den Resultaten ermöglicht haben, die ich erzielte.

*

*

*

[18] Weit den Rahmen dieses Buches würde es überschreiten, und ganz außerhalb meiner Absicht liegt es, den Einfluß der Weltanschauung *Max Stirner's* bis in unsere Zeit zu verfolgen und sich mit seiner wiedererrungenen Stellung in ihr zu beschäftigen. Es sind Arbeiten, die ohne Zweifel eines Tages getan werden müssen und geschehen werden, wenn auch nicht von mir.

Die erstere wird außerordentlich schwierig sein. Mit voller Klarheit und Unverkennbarkeit wird der Einfluß Stirner's sich nur bei denen nachweisen lassen, die seine Lehre des Egoismus zu der ihren gemacht haben und sie nach allen Richtungen hin erweitern, vor allem, indem sie zeigen, in welchem schneidenden Zwiespalt diese Lehre der Selbstherrlichkeit des Individuums zu allen Staatstheorien, einerlei, welche Form diese in der Neuzeit angenommen haben, stehen. Nicht, daß Stirner auch nur eine seiner Ideen nicht selbst bis zu ihrem Endpunkte geführt hätte. Aber er mußte in seinen direkten Angriffen vorsichtig sein, wollte er sein Werk nicht selbst zerstören. Die es weiterführen, sind die individualistischen Anarchisten der Welt. Nicht in der Zahl, sondern in der Bedeutung ihrer Anhänger liegt ihre Macht. Mit ihren Bestrebungen müßte sich also zunächst die ersterwähnte Arbeit näher und viel gründlicher beschäftigen, als man es bisher für nötig befunden hat.

Noch weniger konnte mir der Gedanke kommen, auf die Handvoll Artikel einzugehen, welche die letzten Jahrzehnte gezeitigt haben. Ihre Verfasser haben Stirner kaum mehr Verständnis entgegengebracht, als die Kritiker der vierziger Jahre. Eine Arbeit, die ernsthafte Erwähnung wert wäre, ist kaum unter ihnen. Am besten sind noch die Aufsätze, die sich auf die Wiedergabe der Stirner'schen Weltanschauung beschränken, ohne eigene Betrachtungen an sie zu knüpfen.

Sie alle gehen mehr oder weniger direkt von *Friedrich Nietzsche* aus. Keiner kann den trotzigen Mut dieses Denkers, seine stolze Verachtung aller hergebrachten Autorität, die zeitweilige Gewalt seiner Sprache mehr bewundern als ich, aber diesen ewig schwankenden, sich immer aufs neue widersprechenden, von Wahrheit fast hilflos zu Irrtum taumelnden, verworrenen Geist vergleichen zu wollen mit dem tiefen, klaren, ruhigen und überlegenen [19] Genie Stirner's, das ist eine Absurdität, nicht wert ernstlicher Widerlegung. Sie ist möglich eben nur in einer Zeit wie der unseren, die in gieriger Hast nach allem greift, was sich ihrer unklaren Zukunftssehnsucht bietet. Ich habe die Beobachtung gemacht, daß die meisten Nietzsche-Schwärmer mit einer Art kühler und höchst komischer Überlegenheit von Stirner sprechen: sie trauen sich nicht recht an diesen Riesen heran und fürchten sich heimlich vor seiner starren Logik. Bei Nietzsche brauchen sie weniger zu denken: sie lullen sich in seine Sprache ein, während der rechte Nietzsche ihnen meist fremd bleibt. Aber es lockt die Zwerge, mit blechnen Kronen zu spielen. Lassen wir sie weiter spielen. Das Fieber der Nietzsche-Krankheit ist bereits im Fallen. Eines Tages wird sich auch der "Übermensch" an der Einzigkeit des Ich zerschmettert haben.

Ob Nietzsche Stirner kannte und wie weit er durch ihn beeinflusst wurde, ist eine immer wieder von neuem, selbst in einer eigenen Schrift von Albert Lévy, erörterte Frage, die sich aber jetzt durch die aus dem Nachlaß von *Franz Overbeck* in der "Neuen Rundschau" vom Februar 1906 veröffentlichten Erinnerungen für jeden Unvoreingenommenen zweifellos dahin beantwortet hat, daß Nietzsche den "Einzigsten" kannte und die erdrückende Wucht seines Einflusses scheu in sich barg, bis er sich von ihr in eigenem Schaffen zu befreien vermochte.

Auch die alten Jünger und Freunde *Feuerbach's* – *Rau*, *Bolin*, *Duboc* – bemühen sich immer noch von Zeit zu Zeit, ihren geliebten Meister vor Stirner in Sicherheit zu bringen und die Blößen zu verdecken, die er sich selbst gegeben hat. Es ist ein nutzloses Bemühen. Der Feuerbach'sche Mensch ist längst verschieden.

Noch einige Bemerkungen, zu denen ich mich genötigt sehe.

Wenn der Philosoph *Eduard von Hartmann* den Anspruch erhoben hat, der "Wiederentdecker" Stirner's gewesen zu sein, so genügt es vollkommen, auf das hinzuweisen, was er in seiner "Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins" und seiner "Philosophie des Unbewußten" über ihn gesagt hat. Nicht das hat Stirner aus seiner Vergessenheit gezogen. Eine neuere, flüchtige Anerkennung Stirner's durch Hartmann in einem Aufsatz der "Preußischen Jahrbücher" vom [20] Mai 1891 über Nietzsches "neue Moral" aber stammt aus der Zeit, als mein Eintreten für Stirner bereits seine ersten Früchte getragen hatte.

Stirner und sein Werk waren bis 1888 völlig, aber auch völlig vergessen, und sie wären es vielleicht noch heute, wenn ich mich nicht mit der Kraft meines halben Lebens für ihn eingesetzt hätte. Behauptungen, wie die gekennzeichneten, sind also nichts als dreiste und häßliche Fälschungen der Tatsachen, die zurückzuweisen ich mich endlich um so mehr genötigt sehe, als sie einen systematischen Zweck zu verfolgen scheinen: man scheint es offenbar nicht verwinden zu können, daß Stirner seine Wiedergeburt nicht einem zünftigen Philosophen verdanke.

Eine Zurückweisung anderer Art gebührt der ungeschickten Reklame des Verlegers eines 1895 in Dresden erschienenen Romans: "Feuersäule" von *Leo Hildeck* (Leonie Meyerhof), die den Anschein erwecken könnte, als sei in der Person und der Laufbahn des Helden dieses Buches das "Erdenwallen Stirner's" geschildert.

Nicht unerwähnt kann ich auch die "kurze Einführung" lassen, die ein Herr *Paul Lauterbach* der *Reclam'schen* Ausgabe des "Einzigsten und sein Eigentum" vorausgesandt hat. Die willkürliche Heranziehung aller möglichen "verwandten" Denker und die kritiklosen Zitate aus ihren Werken können einzig mehr schaden als nützen, und die so geschaffene Verwirrung bleibt um so bedauerlicher, als gerade diese Ausgabe wohl auf lange hinaus für weitere Kreise die zugänglichste bleiben wird. Der gespreizte und geistreichelnde Stil dieser Einleitung steht zudem in unangenehmstem Gegensatz zu der durchsichtig klaren, wie gemeißelten Sprache des Werkes selbst. Ich freue mich daher, daß es mir vergönnt sein soll, bei einem Neudruck diese Einleitung durch eine andere, eigene zu ersetzen.

Das Kapitel: "*Wir und er . . .*" ist ein langes, und wird nicht zu Ende geschrieben werden, solange sein Einfluß währt.

Ich kann ihm natürlich hier nur hinzufügen, was mir für diesen Einfluß in den letzten Jahren besonders charakteristisch zu sein scheint.

Er fängt bereits an, eigene Bücher zu zeitigen. So erfreulich dies ist, muß ich doch bei Versuchen, wie dem eines Dr. *Anselm Ruest* [21] (Max Stirner. Leben – Weltanschauung – Vermächtnis. Berlin, o. J.), warnend darauf hinweisen, wie gewagt und gefährlich es ist, das "Bild Stirner's durch die Hypothese gewinnen" zu wollen, und ihn so "in die Geschichte einzuführen". Was hätte für mich bequemer sein, was den Dichter in mir stärker reizen können, als diesen Weg zu gehen? – Wenn aber diese meine Lebensgeschichte Stirner's, die ich an die Stelle dreier, nicht einmal irrtumfreier Zeilen gesetzt habe, und die sich allein und ausschließlich auf den Tatsachen aufbaut, die noch zu finden waren, irgendwelchen Wert besitzt, so liegt er in der Methode meiner Arbeit, mich zu bescheiden, wo ich mich bescheiden mußte: "der Phantasie nirgends, der Vermutung selten Raum gegeben zu haben . . ."

Der genannte Verfasser aber schmückt sein Buch (dessen ersten Teil er "Leben" Stirner's zu nennen den Mut hat und der sich natürlich bis in die kleinsten Einzelheiten auf meine Arbeit stützt und sich nur auf sie stützen kann) "phantasievoll" aus, ergeht sich in den gewagtesten Hypothesen, und der Unverstand nennt das dann: 'mit Farbe und Wärme erfüllen'. Was dabei herauskommt, ist natürlich kein Bild, sondern ein Zerrbild. – Das Vermächtnis Stirner's aber ruht in den treuen und starken Händen der individualistischen Anarchisten, deren Arbeit der Hypothetiker nur dem Namen nach kennt.

Nur erheiternd kann ein anderer, allerdings gänzlich verschieden gearteter Versuch wirken, den im "Archiv für Psychiatrie und Nervenkrankheiten" 1903 *Ernst Schultze* machte, indem er "Stirner'sche Ideen in einem paranoischen Wahnsystem" nachzuweisen sucht und – wenn auch nur schüchtern – es wagt, die geistige Gesundheit Stirner's selbst in Frage zu ziehen, wobei er aber selbst zugeben muß, daß dessen System vom psychiatrischen Standpunkt aus "einwandfrei" ist.

Er stützt sich dabei auf die "im 50. Lebensjahr bei der Mutter auftretende Psychose" (woher weiß er das?), und darauf, daß Stirner ohne Freunde war (was er erstaunlicherweise unter anderem daraus entnimmt, daß Stirner in meinem Kapitel über die "Freien" fehlt).

Was sagt er jetzt, wenn er erfährt, daß Stirner nicht erblich belastet war, sondern daß seine Mutter an einer "fixen Idee" litt und sonst körperlich durchaus gesund war?

Ernst Schultze's fixe, d. h. feststehende Idee ist es, daß er für [22] Recht und Vernunft hält, was die Majorität in ihren Gesetzen für Recht und Vernunft erklärt, Gesetzen, durch welche sie die Minorität zu zwingen sucht, an ihre so geschaffenen Begriffe zu glauben.

Das ist natürlich sein gutes Recht. Aber es ist zugleich der zurückgebliebene Standpunkt aller, über die die von Stirner begründete Erkenntnis unserer Tage zu dem höheren hinwegschreitet, indem sie die Bestimmung der Begriffe von Recht und Vernunft nicht mehr der Gewalt, sondern der Freiheit anvertraut.

Nachdem sich das Lexikon der Beschimpfungen Stirner's und seiner Tat in fünfzig Jahren erschöpft hat, sollten nun aber auch die Versuche, den vielleicht klarsten und schärfsten Verstand aller Zeiten und Völker in Zweifel zu ziehen, verstummen – können sie doch nach dem Genannten nicht einmal mehr den anregenden Reiz der Originalität für sich in Anspruch nehmen.

*

*

*

Das Jahr 1906 war, um in dem Deutsch der Zeitungen zu reden, das *Jubiläumsjahr*, in das zugleich Stirner's hundertjähriger Geburtstag und sein fünfzigster Todestag fielen.

Wenn man bedenkt, wie völlig unbeachtet der letztere seiner Zeit gelassen wurde, so ging es immerhin recht laut her. Aber es fehlten doch immer noch die Stimmen, die einer tieferen Auffassung die Wege gewiesen hätten.

Nirgends werden auch heute noch die Konsequenzen einer Weltanschauung gezogen, die in nahen Tagen so gewaltig auf unser ganzes soziales Leben zu wirken bestimmt ist, daß sich dessen Gestaltung von Grund aus ändern wird. Es lauert eben einstweilen noch überall die feige Angst vor der "bestehenden Macht" menschlicher Einrichtungen und ihrer Heiligkeit, des Staates, und noch wagt der Einzelne es nicht, sich ihr bewußt entgegenzustellen und das Eigentum seiner Einzigkeit von ihr zu fordern: seine Freiheit.

So war die beste Wirkung des Jahres immer noch die, daß es zwei Zeugen aus Stirner's Zeit: Rudolf von Gottschall und Ludwig Pietsch veranlaßte, noch einmal auf ihre Erinnerungen an ihn zurückzukommen, wenn sie sich auch auf nichts eigentlich Neues zu besinnen wußten.

* *
*

[23] Das "Jubiläumjahr" brachte auch dem längst von vielen Seiten geäußerten Wunsche, wie das Haus und Grab in Berlin, so auch das *Geburtshaus in Bayreuth* mit einer Inschrifttafel bezeichnet zu sehen, die endliche Erfüllung. Ich erließ, "als das letzte, was mir für das Andenken Max Stirner's noch zu tun übrig blieb", einen Aufruf, in dem ich die, denen er so viel geworden war, zur Einsendung eines kleinen Beitrages aufforderte. Die erforderliche Summe läpperte sich denn auch glücklich zusammen, und die Ausführung wurde der Firma Wölfel & Herold in Bayreuth übertragen.

Am 6. Mai 1907 erfolgte in meinem Beisein die Anbringung der 0,95 x 0,70 Meter großen Tafel von bestem schwarz-schwedischem Granit an dem Hause No. 31 der Maximilianstraße, dem Marktplatz, in Bayreuth. Sie trägt in großen modern-schwabacher Lettern und weithin erkennbar die Inschrift:

Dies
ist das Geburtshaus
Max Stirner's
* 25. Oktober 1806

Die Fassung der Worte erfolgte mit Hinblick auf die früher für das Grab und das Sterbehaus gewählten Inschriften, so daß sich die drei gegenseitig ergänzen.

Die Einnahmen hatten 263 Mark 91 Pfg., die Ausgaben 283 Mark 70 Pfg. betragen, worüber ich allen Beteiligten Bericht erstattete.

* *
*

Den ersten und bisher einzigen ernsthaften, wenn auch nicht durchweg gelungenen Versuch zu einer Darstellung der Weltanschauung Stirner's in ihrem Einfluß auf die sozialen Fragen unserer Zeit hat ein Franzose gemacht: *Victor Basch*, Professor an der Sorbonne, in seinem Buch "L'Individualisme anarchiste. Max Stirner. (Paris, 1904)".

Möchten ihm bald andere folgen, die nicht nur Versuche, sondern schon Ergründungen sind.

Mehr als das, mehr als alles aber sind es die *Übertragungen* Stirner's in fremde Sprachen, die als unbestechliche Zeugen künden, wie siegreich auch er nun endlich seinen *Weltgang* angetreten hat.

[24] Sie, nicht mehr zu schweigen, rufen es über die Erde, wie er der unsere, wir die seinen geworden sind, um uns nicht mehr zu verlieren.

* *
*

Noch einmal, zum dritten Male ist es mir vergönnt gewesen, die Arbeit an dem Bau dieses Lebens wieder aufzunehmen und ihr letzte Steine einzufügen.

Daß es zum letzten Male gewesen ist, weiß ich.

Doch nicht ohne ein Gefühl innerer Ruhe darf ich heute die Feder aus der Hand legen:

Ein Erstrebtes ist erreicht. Und es ist schön erreicht: mit keinen anderen Mitteln, als den der Kraft der Wahrheit eigenen und innewohnenden, und im Kampfe gegen eine in Jahrtausenden aufgebaute Welt des Wahns und der Vorurteile – mühevoll und langsam, aber sicher.

Das war es, wie ich in meinem Bericht über die Anbringung der Tafel an dem Hause in Bayreuth sagte, was ich vor fünfundzwanzig Jahren wollte, ahnte und ersehnte, als ich meine Arbeit für die Wiedererweckung dieses Lebens und seiner Tat begann, und wie dort sei hier mein letztes Wort ein Wort des Dankes an alle, die mir bei ihr geholfen, an jeden, der sie mir erleichterte.

* *
*

Der Schleier, der fast undurchdringlich über dem Leben Max Stirner's lag, ist nicht gefallen, und wir werden wohl auf immer darauf verzichten müssen, seine Gestalt von dem vollen Lichte des Tages übergossen – wie lebend – je vor uns stehen zu sehen.

Aber der Schleier ist doch wenigstens gelüftet, und diese Gestalt uns nicht mehr so fremd, wie sie es war; in gewissen Augenblicken sogar dürfen wir wännen, ihr nah zu sein und Stirner sprechen zu hören, wie aus seinem Werke.

Sein Leben ist ein neuer Beweis dafür, daß nicht die lauten Lärmer des Tages, die Lieblinge der Menge, sondern die einsamen und rastlosen Forscher, die in stiller Arbeit dem Geschick der Menschheit die Wege weisen, die in Wahrheit Unsterblichen sind.

Unter ihnen steht *Max Stirner*. Zu den Newtons und Darwins, nicht zu den Bismarcks hat er sich gesellt.

[25]

ERSTES KAPITEL ERSTE JUGEND

[26]

ERSTE JUGEND 1806-1826

DAS GEBURTSHAUS IN BAYREUTH – GEBURT UND TAUFE – ELTERN UND VORFAHREN – TOD DES VATERS UND WIEDERHEIRAT DER MUTTER; NACH KULM – RITTMEISTER GÖCKING – RÜCKKEHR NACH BAYREUTH UND ERZIEHUNG – ÜBERBLICK

[27] Wer heute in der Stadt Richard Wagners – in *Bayreuth*, das doch noch so ganz die Stadt Jean Pauls geblieben ist – vom Bahnhof herkommend und, an dem altberühmten Opernhaus des Markgrafen Friedrich vorüber zum alten Schlosse emporsteigend, den Marktplatz, die jetzige Maximilianstraße, betritt, dessen Blick weilt vielleicht, unter all den anderen interessanten Gebäuden, einen Augenblick auf einem Hause zur linken Hand, das ein schöner, doppelteckiger Erker schmückt.

Außer diesem Erker, der es vom Erdgeschoß bis zum Dache durchläuft, besitzt das braunangestrichene Haus allerdings nichts, was auf das Auge anziehend wirken könnte.

Aus der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts stammend, schmal, zweistöckig, ist es ein derber, massiger Bau, mit engem Hof und schmalen Treppen, aber einem hellen, saalartigen Zimmer in jedem Stockwerk nach vorn hinaus. Ursprünglich zur Bäckerei bestimmt, wurde es über ein Jahrhundert lang von seinen Besitzern, lauter "Becken", als solche benutzt.

Es liegt an dem Eingang der Braut- oder Kirchgasse, deren andere Ecke das Rathaus bildet, erstreckt sich tief in diese hinein und dient heute, wo es die No. 31 *der Maximiliansstraße* trägt, einer gewöhnlichen Bierwirtschaft mit seinem Erdgeschoß. Aber die Fenster seines ersten Stockes sind mit freundlichen Blumenstöcken geziert. . . .

In diesem Hause, zu Anfang des Jahrhunderts die No. 67 unter den achthundert Häusern Bayreuths und an der damaligen "Hauptstraße" gelegen, wurde am 25. *Oktober des Jahres* 1806, in der Frühe um sechs Uhr, *Johann Caspar Schmidt* geboren.

[28] Die Taufe an dem Kinde wurde am 6. November nach evangelisch-lutherischem Ritus durch den Subdiakonus Bumann vollzogen; nach seinem Paten empfing es die Namen Johann Caspar.

Die Familie Schmidt stammte väterlicherseits aus Ansbach. Dort waren dem "Herrendiener" Johann Georg Schmidt und seiner Frau Sophia Elisabetha, geb. Götz in den Jahren 1762-1769 fünf Kinder, vier Söhne und eine Tochter, geboren, unter denen der jüngste Sohn, *Albert Christian Heinrich Schmidt*, geboren am 14. Juni 1769, Johann Caspars Vater war.

Die Mutter, *Sophia Eleonora*, war eine *Reinlein* aus Erlangen, wo sie am 30. November 1778 dem ehemaligen Postboten Johann Reinlein von seiner Ehefrau Luise Margarete, geb. Kasperitz, geboren war.

Wann und wo die Trauung der Eltern stattgefunden hat, konnte nicht ermittelt werden; doch wird sie wohl in das Jahr 1805 gefallen sein. Johann Caspar war ihr erstes und blieb ihr einziges Kind.

Der Vater war seines Zeichens "blasender Instrumentenmacher". Es waren Flöten, die er verfertigte; daß er daneben auch Porträtmaler gewesen sei ist eine unverbürgte Nachricht.

Bereits ein halbes Jahr nach der Geburt des Kindes, am 19. April 1807, starb der Vater im Alter von 37 Jahren an einem durch zu große Körperanstrengung verursachten Blutsturz, und zwei Jahre später, am 13. April 1809, verheiratete sich die "Schmidtin" zum zweiten Male und zwar mit dem damaligen Provisor an der Hofapotheke, dem fast fünfzigjährigen Heinrich Friedrich Ludwig *Ballerstedt*. Die Trauung wurde vollzogen von dem Superintendenten und Stadtpfarrer Dr. Johann Kopp, und das Ehepaar lebte nach den bestehenden Gesetzen in Gütergemeinschaft.

Ballerstedt stammte aus Helmstedt, wo er am 1. Juni 1761 als einziger Sohn des weil. Dr. med. Karl Friedrich *Ballerstedt* und seiner Frau Anna Juliane Johanne, geb. Göcking, geboren war. Seine beiden Eltern entstammten Pastorenfamilien und lebten später in Wolfenbüttel.

Gleich nach ihrer Wiederverheiratung verließ die Mutter mit ihrem zweiten Gatten Bayreuth und kam mit ihm "nach mancherlei [29] wechselnden Schicksalen" nach Kulm an der Weichsel in Westpreußen. *Ballerstedt* ging dorthin auf den Wunsch und Ruf seines Großonkels, des *Rittmeisters Goecking* (oder *Goecking*).

Der herzoglich-nassauische pensionierte Rittmeister Paul Heinrich Ludwig Friedrich Günther *Goecking* hatte im Verlauf der letzten Jahre, 1806 bis 1808, seine drei Geschwister: den Ratsverwandten Christian Valentin, die Demoiselle Marie Sophie, beide in Kulm, und den Pfarrer an der Tragheim'schen Kirche zu Königsberg,

Dietrich Theodor Günther Goecking, durch den Tod verloren, und, selbst unverheiratet und dem Alter entgegengehend, machte er den "mancherlei wechselnden Schicksalen" seiner noch lebenden näheren Verwandten durch den Vorschlag ein Ende, zu ihm zu kommen und sein Haus, das "bürgerliche Grundstück" No. 9 in der Graudenzer Straße zu Kulm mit ihm zu bewohnen. Sicherlich fügte er seinem Anerbieten das Versprechen hinzu, sie zugleich nach seinem Tode zu seinen Erben einzusetzen, denn schon wenige Monate nach ihrer Ankunft, am 20. Mai 1810, errichtete er ein Testament zu ihren Gunsten, das nach seinem am 26. Juni 1814 erfolgten Tod Ballerstedt und dessen Frau zu alleinigen Besitzern des Hauses machte, zu dem noch 40 Morgen Ackerland und etwas Garten gehörte, so daß Ballerstedts mit dem, was die Apotheke abwarf, sorgenfrei leben und dem einzigen Kinde der Frau die gute Erziehung geben konnten, die es genoß. Denn der zweiten Ehe der Mutter entstammte nur ein Töchterchen, das am 19. Dezember 1809, wohl gleich nach der Ankunft in Kulm, geboren wurde und die Namen Johanna Friederica erhielt, aber, noch nicht drei Jahre alt, am 21. September 1812 starb.

Ob Ballerstedt eine Apotheke erwarb oder nur pachtete, und welche von den beiden in Kulm bestehenden es war, ist nicht genau festzustellen. Doch spricht die Vermutung für Pachtung und zwar für die der Apotheke auf dem Grundstück No. 296, der Adler-Apotheke am Markt.

Nach Kulm wurde, so bald als möglich, nach einem Jahre, 1810, das in Bayreuth zurückgelassene Kind nachgeholt, und hier in Kulm wuchs der kleine Johann Caspar auf und empfing seinen ersten Unterricht. Der Stiefvater war zugleich der Vormund des Kindes geworden.

[30] Mochten es die Verhältnisse im Hause wünschenswert machen, mochte es der große Ruf des Gymnasiums in Bayreuth und der Wunsch der dort lebenden Anverwandten heischen – kurz, Johann Caspar kam schon als Knabe von zwölf Jahren, 1818, in seine Vaterstadt zurück und fand hier Aufnahme in dem Hause seines Paten, nach dem er genannt war, des "Bürgers und Strumpfwirkermeisters" Johann Caspar Martin *Sticht* aus Erlangen und seiner Frau, der um drei Jahre älteren, einzigen Schwester seines Vaters, Anna Marie, geb. Schmidt, aus Ansbach.

Von den kinderlosen Eheleuten gewissermaßen an Kindes statt aufgenommen, blieb er in ihrem Hause – es lag unweit von seinem Geburtshause, trug damals die Einquartierungs-Nummer 89 und ist heute No. 36 an der Maximiliansstraße – acht Jahre, bis zu seinem Abgang zur Universität.

Für den, der Interesse genug daran hat, die einzelnen Stationen der Schulwanderung des Knaben zu verfolgen, seien sie hier genannt.

Nach Bayreuth zurückgekehrt, empfängt der Knabe zunächst den Vorbereitungsunterricht des Gymnasiasten Imhof und tritt dann 1819, dreizehnjährig, mit Übergehung der Unterklasse sogleich in die Oberklasse der lateinischen Vorbereitungsschule ein, wo er unter 75 Schülern den 5. Platz erhielt. Als "Klasslehrer" hatte er hier schon Johann Melchior Pausch, den er auch in den beiden folgenden Jahren 1820-21 in dem Unter- und 1821-22 im Oberprogymnasium als solchen behält. In beiden Klassen hat er gute Plätze, erst den 8. unter 42, dann den 6. unter 29 Schülern und beide Jahre wird er "durch Ablesung des Namens belobt". Er kommt dann 1822-23 in die Unterprogymnasialklasse, erhält den Prof. G. P. Kieffer zum Klassenlehrer, den Platz 6 b unter 25 Schülern und ein "Accessit"-Diplom; in diesen Jahren ist er einige Zeit durch Krankheit vom Schulbesuch abgehalten. Er geht weiter: 1823-24 in die Untermittelklasse. Klassenlehrer ist Kloeter; Schmidt hat den 4. Platz unter 15 Schülern.

1824-25 wird die Organisation der Gymnasien und die Bezeichnung der Klassen vollständig umgestaltet. Schmidt ist jetzt in der 4. Klasse des Gymnasiums und hat Platz 3 unter 16 Schülern.

In dem letzten Jahre seiner Gymnasialaufbahn ist er in der [31] 5. Klasse, der "Oberklasse". Sein Klassenlehrer ist Dr. J. C. Held, der spätere verdiente Rektor des Gymnasiums. Unter 20 Schülern hat er den 6. Platz.

Herbst 1826 macht er sein Absolutorium, das ein außerordentlich günstiges Resultat erzielt. Unter den 25 pro absolutorio Geprüften erhält er den 3. Platz mit der Bestimmungszahl 15 und der Note II (III), während der 1. Platz mit der Bestimmungszahl 5 und derselben Note II vergeben wurde.

In dem Abgangszeugnis vom 8. September 1826 wird ihm die Note I und das Prädikat "sehr würdig" verliehen. Dieses Abgangszeugnis ist von dem damaligen Direktor des Gymnasiums, Georg Andreas *Gabler*, unterschrieben. Leider war dieser bedeutende Mann, der einige Zeit im Schiller'schen Hause in Weimar gelebt hatte, der begeisterte Schüler Hegel's, in dessen Lehre er die "absolute Befreiung seines Denkens und Erkennens fand" und der später auch an seine Stelle nach Berlin gerufen wurde, niemals Schmidts Klassenlehrer. Aber seinen Unterricht hat dieser doch genossen.

Gewiß ein Beweis, wie hoch die an die Schüler gestellten Anforderungen schon damals gewesen sein müssen, ist die Tatsache, daß Schmidt, obwohl er stets zu den Besten zählte, doch fast jedes Jahr Privatunterricht nehmen mußte. So 1819-23 bei einem Namensvetter von ihm, einem Gymnasiasten Schmidt, mit dem er aber wohl nicht verwandt war, meist im Lateinischen; 1823-24 bei seinem früheren Klassenlehrer Prof. Kieffer; im nächsten Jahre einige Stunden im Französischen und in der Musik, wogegen er einige lateinische Stunden gibt; und endlich im letzten Jahre einige Stunden im Französischen und im Klavierspiel.

Das ist der Weg, den Johann Caspar Schmidt zur Erreichung des ersten Lebenszieles ging; er ist zwanzig Jahre, als er es erreicht hat, und die erste Jugend liegt hinter ihm.

Mit diesen nüchternen Daten erschöpft sich alles, was wir mit Bestimmtheit über die erste Jugend dieses Lebens berichten können und es ist eigentlich nicht mehr, als was sich auch in die Worte fassen läßt: “Er war ein guter und fleißiger Schüler”.

[32] Einer einfachen Familie entstammend, fließt in dem Kinde das unvermischte Blut der Oberfranken, eines nüchternen, ernsten, klugen, ein wenig schwerfälligen Menschenschlages.

Seine Geburt fällt in das Jahr, als die Stadt Baireuth – so schrieb sich ihr Name damals – von den Wirren der napoleonischen Kriege auf das Schwerste heimgesucht wird.

Das Jahr 1806 begann dort, wie ein zeitgenössischer Geschichtsschreiber sagt, mit “einer traurigen Gegenwart”, um mit “einer düsteren Aussicht in eine schicksalschwangere Zukunft” zu enden.

1792 war die Markgrafschaft Bayreuth preußisch geworden; 1806, dem “merkwürdigsten und letzten” Jahre unter preußischer Regierung, im November, kam es unter napoleonische Herrschaft. Johann Caspar Schmidt wurde also noch unter preußischer geboren: “Borussiae olim oppido natus sum”.

Alles sieht mit Angst dem Ausbruch neuer Kriege entgegen. Die Last der Einquartierung liegt furchtbar auf der entmutigten Stadt. Es ist das Jahr, da – von Lichtmess über Walpurgis hinaus bis Martini – das Maß Bier von 3 auf 4, das Pfund Rindfleisch von 9 auf 11 Kreuzer steigt und die Mez Salz 8 Kreuzer kostet.

1809, als nach den Franzosen die Österreicher kommen, verläßt die Mutter die unglückliche Stadt, wie so viele, wahrscheinlich um den nie endenden Unruhen und Beängstigungen für Leib und Leben zu entgehen. Weit fort führt sie ihr Weg mit dem zweiten Mann, in das ferne, fremde Westpreußen. Das Kind bleibt zurück, wird aber nachgeholt, sobald es möglich ist.

Dort, in der neuen Heimat, empfängt es die ersten Eindrücke des Lebens, und seine ersten Erinnerungen müssen später verknüpft gewesen sein mit der alten Weichselstadt in dem flachen Lande.

In dem Jahre einer unerhörten Teuerung und Hungersnot kehrt es in die alte zurück. Doch herrscht jetzt wenigstens Frieden in der Stadt, die inzwischen bayerisch geworden ist und bayerisch bleibt.

Der Pate und seine Frau nehmen den Knaben in ihre einfache Häuslichkeit auf. Er hat keine Geschwister verlassen, und er findet keine neuen. Aber was er findet, ist liebevolle Pflege, denn wohl mit Recht darf angenommen werden, daß die, die anderer Leute [33] Kinder freiwillig zu sich nehmen, sie mindestens ebenso gut behandeln, wie Eltern, die sie vielleicht unfreiwillig bekommen haben. Parentes fecit amor, non necessitas.

An dem hochberühmten Gymnasium erhält Johann Caspar Schmidt seine Erziehung; die schweren, breiten Lasten humanistischer Kenntnisse werden von ernsten, gelehrten Männern auf die jungen Schultern gelegt.

Aber diese Schultern tragen die Last. In ruhigem Aufstieg erreicht der Heranwachsende sein erstes Lebensziel.

Wie war der Knabe gartet? Wie zeigten sich seine ersten Neigungen? Wie äußerten sich seine ersten Triebe zum Leben? Wo fanden sie Nahrung und welche? Genöß er die Jahre der Jugend in der ungetrübten Freude der Kraft? Oder waren sie bereits umdüstert von den Schatten irgendeines Zwiespalts?

Umsonst, umsonst alle diese Fragen! – So klar und bestimmt alle äußeren Daten lauten, es sind doch nur tote Zahlen, und dunkel und verborgen liegt hinter ihnen das innere Leben, nach dem wir vergebens suchen. Ohne die Frage beantwortet zu haben, müssen wir Abschied von dem Knaben nehmen, um den Jüngling hinauszubegleiten aus der Enge des ersten Lebens in die Weiten der Welt, die sich für ihn erschließt mit dem Beginn seiner akademischen Studien und die ihn, und uns mit ihm, zunächst in die Stadt führen, in der er leben, wirken und sterben sollte: nach Berlin.

[35]

ZWEITES KAPITEL LERN- UND LEHRJAHRE

[36]

LERN- UND LEHRJAHRE
1826-1844

J. C. SCHMIDT, STUD. PHILOS., IN BERLIN – EIN SEMESTER IN ERLANGEN; REISE DURCH DEUTSCHLAND – KÖNIGSBERG UND KULM – WIEDER IN BERLIN; BEENDIGUNG DES STUDIUMS – EXAMEN PRO FACULTATE DOCENDI – ALS SCHULAMTSKANDIDAT AN DER REALSCHULE – VEREITELTE HOFFNUNGEN AUF ANSTELLUNG; NIE GYMNASIALLEHRER, NIE DR. PHIL. – FAMILIENVERHÄLTNISSE UND ERSTE EHE – DER LEHRER HÖHERER TÖCHTER – ÜBERBLICK

[37] Als junger Student von zwanzig Jahren kam *Johann Caspar Schmidt* zu Michaelis 1826 frisch von Bayreuth weg nach Berlin, über dessen Hochschule ein paar Jahre vorher ein anderer angehender Studiosus – er hieß Ludwig Feuerbach – seinem Vater geschrieben hatte: “. . . . auf keiner anderen Universität herrscht wohl solch allgemeiner Fleiß, solcher Sinn für etwas Höheres als bloße Studentengeschichten, solches Streben nach Wissenschaft, solche Ruhe und Stille wie hier. Wahre Kneipen sind andere Universitäten gegen das hiesige Arbeitshaus . . .”

Am 18. Oktober 1826 in der philosophischen Fakultät immatrikuliert, wohnte Schmidt während seines zweijährigen ersten Aufenthaltes in Berlin das erste Jahr in der Rosenthalerstraße 47, das zweite näher der Universität, Dorotheenstraße 5.

Er schöpft hier aus den ersten Quellen der damaligen Wissenschaft: eine Reihe der glänzendsten Namen, jeder ihrer Träger eine anerkannte Autorität auf seinem Gebiet, zieht an uns vorüber, wenn wir die Testate, die fast überall den "sehr fleißigen" und "aufmerksamen" Besuch bezeugen, durchsehen.

So hört Schmidt im ersten seiner vier Semester in Berlin: Logik bei *Heinrich Ritter*, dem durch seine unabhängigen, geschichtsphilosophischen Forschungen bekannten Philosophen; allgemeine Geographie bei dessen Namensvetter, dem großen Geographen *Carl Ritter*, und Pindar und Metrik bei *Böckh*, dem berühmten Altertumsforscher und Rhetoriker.

Ferner in seinem zweiten, der Philosophie gewidmeten: Ethik bei *Schleiermacher*, dem "größten deutschen Theologen des Jahrhunderts", und vor allem Religionsphilosophie bei *Hegel*, bei Hegel, von dessen ungeheurem, damals noch ungebrochenem Einfluß auf das ganze Denken der damaligen Zeit wir uns heute gar keinen rechten Begriff mehr machen können.

[38] Auch im nächsten Wintersemester gibt sich Schmidt noch dem eigentümlichen Reiz seiner Vorlesungen hin: er hört Geschichte der Philosophie und Psychologie und Anthropologie oder Philosophie des Geistes bei dem bewunderten Manne. Daneben wieder bei *Böckh* und *Carl Ritter*: bei ersterem über griechische Altertümer, bei letzterem über Geographie des alten Griechenlands und Italiens. Und, um auch seine theologischen Studien nicht zu vernachlässigen, bei *Marheineke*, dem Orthodoxen von der Hegel'schen Rechten, über Dogmatik und über die Bedeutung der neueren Philosophie in der Theologie.

Ebenfalls die Theologie nimmt im letzten, vierten Semester die erste Stelle ein: *Neander*, der Kirchenhistoriker und Gegner von Strauß, liest über Kirchengeschichte und christliche Altertümer, *Marheineke* über theologische Enzyklopädie und kirchliche Symbolik.

Es sind bis 22 Stunden in der Woche, die der eifrige Student besucht, und er muß gerade in den vier Semestern in Berlin einen festen Grund für seine späteren Kenntnisse gelegt haben.

Von Berlin am 1. September 1828 exmatrikuliert, wandte sich Johann Caspar Schmidt sodann nach der Stadt, in der seine Mutter, die *Reinelin*, geboren war und in der ihr gewiß noch Verwandte lebten, nach *Erlangen*. Nach vollzogener Immatrikulation am 20. Oktober hört er indessen nur in dem Wintersemester zwei Vorlesungen: die eine bei dem bekannten Theologen *Georg Benedikt Wiener* über die Korintherbriefe, die andere bei *Christian Kapp*, dem Philosophen, über Logik und Metaphysik.

Nach Ablauf des Wintersemesters leitet er eine dreiundeinhalbjährige Pause in seinem Studium mit einer "längeren Reise durch Deutschland", der einzigen seines Lebens, ein, die sich wahrscheinlich durch den ganzen Sommer 1829 erstreckte. Ohne somit mehr in Erlangen zu weilen, bleibt er indessen doch dort bis zum 2. November immatrikuliert.

Von seiner Reise zurückgekehrt, geht Schmidt im Herbst 1829 nach *Königsberg* in Preußen, der berühmten Universität, und [39] läßt sich dort unter dem Datum seiner Erlanger Exmatrikel immatrikulieren. Er wohnt *Steindamm 132*. Aber er hört keine Vorlesungen, läßt sich auch kein Abgangszeugnis ausstellen, sondern verbleibt, wie er selbst sagt, "häuslicher Verhältnisse" halber ein Jahr in *Kulm* bei seinen Eltern, ein zweites, "ebenfalls in Familienangelegenheiten", wieder in *Königsberg*, wo er übrigens im Herbst 1830 auf seinen Wunsch als Halbinvalide aus seinem Militärverhältnis entlassen war.

Welcher Art die Familienverhältnisse waren, die ihn zur Unterbrechung seiner Studien zwangen und so lange in dem fernen Westpreußen festhielten, ob die pekuniäre Unterstützung nicht mehr gewährt werden konnte, ob die später ausbrechende Geisteskrankheit seiner Mutter schon damals ihre Schatten warf und ihn nach *Kulm* zog, darüber lassen sich Vermutungen mit Aussicht auf Erfolg nicht anstellen.

Jedenfalls vernachlässigt *Johann Caspar* während seiner unfreiwilligen Muße "keineswegs seine philosophischen und philologischen Studien" und sucht sich auf eigene Faust weiterzubilden, wobei er ganz gewiß ebenso gut und besser vorwärts gekommen ist.

Erst im Oktober 1832 kehrt der unterdessen der Vormundschaft entwachsene Sechszwanzigjährige zu seinem akademischen Studium zurück, und zwar zieht es ihn wieder nach *Berlin*, von wo er vier Jahre fort gewesen war. Er bezieht in der *Poststraße 9* ein Zimmer und läßt sich am 28. November auf Grund seiner Erlanger Exmatrikel und der früheren Berliner zum zweiten Male immatrikulieren.

Ein ausgedehnter Studienplan, den er entworfen, zeigt, wie ernst es ihm mit seiner Absicht der Wiederaufnahme und Vollendung seiner Studien war: er will über die "Hauptepochen der Künste" sowohl, wie über die "Mythologie der alten Germanen", "Literatur-Geschichte" ebenso gut, wie "Preußens Geschichte" hören, will ein Publikum bei *Carl Ritter* besuchen und ein solches über *Äschines* – aber all' diese Pläne macht eine langwierige Krankheit zu Nichte, in die er verfällt und die ihn erst im nächsten Sommer-Semester zur definitiven Wiederaufnahme der Vorlesungen kommen läßt.

[40] In diesem Sommer 1833 hört er denn auch einige, aber bedeutsame Vorlesungen, nämlich bei dem berühmten Kritiker und Philologen *Lachmann*, dem Meister methodischer Kritik, über *Properz*, dem jener

bekanntlich ein spezielles Studium gewidmet hatte; bei dem Hegelianer Michelet über Aristoteles' Leben, Schriften und Philosophie; und wieder, wie vor Jahren, bei Böckh, diesmal über Platos Republik, bei allen mit vielem Fleiße. Klassische Philologie war ja das Ziel, das er als zukünftiger Lehrer am Gymnasium vor allem zu bewältigen hatte und vor ihm mußte manche früher noch gehegte Lieblingsneigung nun, wo es Ernst wurde, zurücktreten.

Im Winter bleibt er noch immatrikuliert, hat sich auch vorgenommen, bei Trendelenburg über Aristoteles' Bücher de anima, bei Raumer Allgemeine Geschichte und bei Michelet über Aristoteles' Metaphysik zu belegen, unterläßt es aber, sondern bereitet sich in eigener Arbeit auf das bevorstehende Examen vor. Am 27. März 1834 läßt er sich exmatrikulieren und konnte nun das nötige akademische Triennium – denn das Semester in Erlangen zählte in Preußen nicht mit und in Königsberg hatte er keine Vorlesungen gehört – mit sieben Semestern an der Universität Berlin beweisen. Einer "Teilnahme an verbotenen Verbindungen unter Studierenden" ist er auch diesmal nicht "bezüchtigt" worden.

Nachdem Schmidt die Osterferien hatte verstreichen lassen, meldete er sich am 2. Juni 1834 bei der Königl. Wissenschaftlichen Prüfungs-Kommission zum *Examen pro facultate docendi* unter Beifügung seiner Schul- und Universitätszeugnisse, sowie eines Curriculum vitae in lateinischer Sprache. In nicht weniger als fünf Fächern verlangt er die Prüfung zum Unterricht in den oberen Gymnasialklassen, nämlich in den alten Sprachen, in Deutsch, in Geschichte, in Philosophie und endlich in Religion; außerdem "in den übrigen Gegenständen" auch für die unteren – eine selbst für die damalige Zeit ungewöhnliche Forderung, die ebensowohl von des Bewerbers Selbstvertrauen, wie von dem Umfang seiner Kenntnisse beredtes Zeugnis ablegte.

Es wurden ihm zunächst zwei schriftliche Arbeiten aufgetragen, die erste eine "lateinische Übersetzung nebst grammatischem und [41] exegetischem Kommentar über Thukydides VII, 78-87" und die zweite "Über Schulgesetze"; zugleich wurden ihm die zu haltenden Probelektionen Horatius Epist. I, 14, und "Über Huss und die Hussiten" angekündigt. Als Frist für die Ablieferung der schriftlichen Arbeiten waren sechs bis acht Wochen gegeben.

Aber der Kandidat vermochte diese Frist nicht innezuhalten. Im August kommt plötzlich und unerwartet von Kulm her seine "geistesranke" Mutter nach Berlin, und deren Pflege nimmt seine ganze Zeit in Anspruch, sodaß er um eine Verlängerung von vier Wochen einkommen muß, die ihm denn auch gewährt wird.

Erst gegen Ende des Jahres, am 29. November, reicht er die Arbeiten ein; auch eigene Kränklichkeit hat ihre Beendigung so lange verzögert und hindert ihn auch jetzt noch, sie persönlich zu übergeben. Darum bittet er auch, die Probelektionen und das mündliche Examen bis nach Neujahr verlegen zu wollen. Auch das wird ihm zugestanden und die Prüfung im Mündlichen bis zum Frühjahr des nächsten Jahres verschoben.

Es sind umfangreiche Arbeiten, die Schmidt lieferte: die Übersetzung aus Thukydides umfasst 16, der Kommentar dazu 23 Foliospalten, die Arbeit über Schulgesetze deren 22. Das Urteil über beide wird später noch mitgeteilt werden.

Während die Thukydides-Übertragung nur ein bedingtes Interesse für uns haben kann, muß die Arbeit über Schulgesetze unsere höchste Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Treten uns doch aus ihr zum ersten Male selbstgebildete Gedanken und Anschauungen entgegen, Anschauungen, die uns ihrem Urheber näher bringen, als es bisher irgend vergönnt war.

Vom Wesen des Gesetzes ausgehend, sagt der junge Denker: "Alles Gesetz nämlich ist weder willkürlich noch zufällig, sondern in der Natur des Gegenstandes, für welchen es ist, begründet und gleichsam eingehüllt. Denn jegliches Seiende, sei es in der Welt der Erscheinungen oder des Geistes, ist, wie es sich als ein Einfaches in dieser oder jener eigenen Gestalt darstellt, so auch nur eben darum ein in sich Erfülltes, Inhaltreiches, durch Unterschiede, in die es sich innerhalb seiner selbst zersetzt, mannigfaltig Geteiltes. Werden diese Unterschiede hervorgehoben und wird an ihnen aufgezeigt, wie [42] und in welcher Beziehung und durch welche Art der Verschmelzung sie zu jener Einfachheit des Gegenstandes notwendig gehören, so liegt in diesen Auseinandersetzungen der Gegenstand selbst so vor, wie er in seiner gehalt- und unterschiedsreichen Einheit gesetzt ist, und sie selber geben, wie sie der auseinandergesetzte Gegenstand sind, so diesen in seinen Auseinandersetzungen oder Gesetzen. Kein Gesetz, geht hieraus hervor, ist seinem Gegenstande von außen gegeben: die Gesetze der Schwere sind der auseinandergesetzte Inhalt des Begriffes der Schwere selbst".

Schulgesetze sind demnach – und hiermit kommt er auf sein eigentliches Thema – der auseinandergesetzte Inhalt des Begriffes im Schüler. Die Deutung dieses Begriffes macht den Inhalt der Prüfungsarbeit aus. Denn die Aufstellung eigentlicher Schulgesetze trotz seiner geringen Erfahrung auch nur zu versuchen, schiene seiner ihm geziemenden Bescheidenheit wohl zu widerstreiten – bemerkt er mit köstlichem, scheinbarem Ernst im Schlußsatze seiner Arbeit.

Der Begriff des Schülers wird in streng induktiver Weise gewonnen, ausgehend vom ersten Kindesalter, dem Stadium des Isoliertseins, des reinen Fürsichseins, fortschreitend zu dem gegenständlichen Dasein, wo das Kind sich von der Umgebung unterscheidet und sich der Dinge im Spiele zu bemächtigen sucht. Jetzt folgt die wichtigste Periode, die Entstehung des Ich des Selbstbewußtseins und der Unterscheidung von anderen Ichen, der Verkehr mit diesen, d. h. das Mitteilen, Ausgeben und Entfalten seines eigenen Ichs gegenüber diesen und das Lernen von ihnen. Das Kind wird zum Schüler. Der Lehrer ist ihm das Bild der Vollkommenheit. Ihn sucht

es zu verstehen, um durch ihn überhaupt zum Verstand zu kommen. Auch diese Periode der Verständigkeit findet ihren Abschluß und geht über in die Periode der Vernünftigkeit, die mit dem Universitätsleben ihren Anfang nimmt. Die Universität heizt nur noch in sehr uneigentlichem Sinne *Hochschule*. "Statt des Lehrers stellt sich somit die Wissenschaft selbst in ihrer reinen Gestalt dem Ich als Aufgabe dar und ihr Gebiet ist die Freiheit."

Die Aufgaben des Lehrers, der Schule und der "Gesetze" werden in prägnanten Sätzen zur Sprache gebracht, immer aber abgeleitet [43] aus der Natur des Gegenstandes, d. i. des Schülers, für den sie sind, in dessen Wesen sie begründet und gleichsam eingehüllt sind.

Die Betonung des Ich flimmert durch die ganze Arbeit in zuckenden Funken, und schon lebt und leitet der Gedanke in ihr, der später als lodernde Flamme weithin die Welt erleuchten sollte Und in diesem Sinne dürfen wir sie wohl als ersten Grundstein betrachten, auf dem der Denker später den Bau seines Werkes errichtete, von dessen Gestalt er damals allerdings noch nicht träumte. –

Wie erinnerlich war der Kandidat J. C. Schmidt um einen Aufschub seiner mündlichen Prüfung eingekommen, der ihm auch bewilligt worden war. Am 24. April 1835, einem Freitag, fand sie dann endlich statt und wurde am folgenden Tage fortgesetzt.

Die Prüfungs-Kommission setzte sich zusammen aus Adolph *Trendelenburg*, der vor kurzem Professor an der Universität zu Berlin geworden war; aus August *Meineke*, dem bekannten Philologen und Textkritiker, damals Direktor des Joachimthal'schen Gymnasiums; und aus Friedrich *Strehlcke*, Professor am Köllnischen Realgymnasium. Außerdem war noch Dr. Agathon *Benary*, der namhafte Philolog, damals Oberlehrer für klassische Sprachen am Köllnischen Realgymnasium, in der Kommission, deren Vorsitz *Lange* führte.

Die beiden Probelektionen hatten schon vorher, Anfang April, stattgefunden. Am 4. April hatte Schmidt in der Prima des Joachimthal'schen Gymnasiums die historische über "Huss und die Hussiten" und wahrscheinlich an demselben Tage und derselben Stelle diejenige über Horaz abgehalten; eine dritte wurde dem Vielgeplagten noch während der mündlichen Prüfung aufgegeben. Sie fand am 28. April in der Sekunda des Köllnischen Realgymnasiums über "Begriff und Gebrauch der deutschen Konjunktionen" statt. Die Urteile über alle drei werden ebenfalls mit den mündlichen Prüfungs-Resultaten mitgeteilt werden.

An dem ersten Tage, an dem der Kandidat ins Rigorosum stieg, prüfte ihn *Meineke* in Religion und Hebräisch, *Trendelenburg* in Geschichte und Geographie.

Besonders des letzteren Urteil erweckte die günstigsten Auspizien. Indem *Trendelenburg* "die recht sichere Kenntnis der einzelnen [44] zur Sprache gebrachten Gegenstände, als auch die anschauliche Übersicht allgemeiner Verhältnisse" anerkannte, und hinzufügte, daß Schmidt auch in seiner geschichtlichen Probelektion (über Huss und die Hussiten) eine "gute Gabe des Vortrags" an den Tag gelegt habe, kommt er zu dem Urteil, daß er zweifellos den historisch-geographischen Unterricht in den unteren und mittleren Klassen eines Gymnasium mit Erfolg erteilen könne und fügt hinzu, das er "überhaupt ein sehr brauchbarer Geschichtslehrer" werden könne, wenn er sich noch anhaltender und gründlicher mit dem Studium der Geschichte, namentlich in den Quellen, beschäftige. Über die historische Probelektion hatte er außerdem noch folgendes interessante Urteil gefällt: "Der Kandidat ging in eine Unterredung mit den Schülern nicht ein, sondern beschränkte sich auf einen zusammenhängenden Vortrag, der in Form und Inhalt sehr gelungen war. . . Der Fluß der Rede, den man zu bewundern hatte, überschlug sich fast selbst, so daß seine Gleichmäßigkeit, die wie fertig und gemacht erschien, fast ermüdete . . ."

Aber auch *Meineke* wird der Begabung des Kandidaten gerecht. Er bezeugt dessen Vertrautheit mit dem allgemeinen Inhalt der biblischen Schriften, die Leichtigkeit in der Übersetzung eines vorgelegten neutestamentlichen Textes (I. Cor. cap. 13) und die Beschäftigung mit der christlichen Glaubenslehre – "obwohl es ihm nicht gelingen wollte, den einen oder anderen der ihm freigestellten Artikel zu entwickeln" – sowie mit der Kirchengeschichte, und glaubt, obgleich ihm der Religions-Unterricht einstweilen nur für die mittleren Klassen mit Einschluß der Obertertia anvertraut werden könne, doch, daß es ihm "bei seiner sonstigen Tüchtigkeit sowie spekulativen Fähigkeit" leicht fallen dürfte, mit sicherem Erfolge auch in den oberen Gymnasialklassen in diesem Fache zu unterrichten, falls er sich nur mit dem Gegenstande auch hier noch näher beschäftigen wolle.

Im Hebräischen dagegen zeigte der Geprüfte nur ganz geringe Kenntnisse und vermochte kaum den Text zu lesen.

Der folgende, zweite Tag begann mit einer Prüfung *Strehlcke*'s in der Mathematik – des Kandidaten schwacher Seite, der hier fast nur auf die verblaßten Spuren in der Schule erworbener Kenntnisse [45] zurückweisen konnte und darum unterlag. Da der Mathematiker *Strehlcke* zugleich Lehrer des Deutschen war, warf das ungünstige Resultat in dem einen auch zugleich seine Schatten auf die Prüfung in dem anderen Fach.

So fiel auch die Prüfung in der Philosophie, die *Trendelenburg* leitete, nicht in dem günstigen Maße aus, wie erwartet werden durfte. Wohl hatte diesem bereits die Arbeit über Schulgesetze einen nicht unbedeutenden Eindruck hinterlassen, denn er hatte über sie gesagt: "Der Verfasser versucht eine Deduktion aus dem Begriffe, worin der Einfluß der neuesten Philosophie nicht zu verkennen ist Er hat sich sichtlich an eine stufenweise Entwicklung und strenge Ableitung der Gedanken gewöhnt, wenn auch die Begriffe durch die oft etwas gezwungene Ableitung einseitig sollten gefaßt sein. Dem Ausdruck ist hier und da eine größere Ründung in der

Form zu wünschen; denn das Borstige und Abgerissene in neueren dialektischen Darstellungen dürfte nicht als Muster gelten können.“

Aber die Prüfung selbst, die zwar ebenfalls ein “unverkennbares Talent in allgemeiner und folgerechter Behandlung der Begriffe” erkennen ließ, zeigte, daß “die positiven Kenntnisse in der Geschichte der Philosophie mit dieser Fähigkeit keineswegs gleichen Schritt hielten”, und daß “dem Kandidaten eine tiefere Einsicht in das mathematische Verfahren und somit eine anschaulichere Kenntnis mehrerer logischer Beziehungen” fehlte, so daß es von dieser einen Seite her bedenklich erschien, ihm den propädeutischen Unterricht in der Philosophie und die Leitung der deutschen Aufsätze in den ersten Klassen zu übertragen, da der Lehrer den wissenschaftlichen Gesichtskreis der Schüler beherrschen müsse.

Dazu kam noch, das die dritte, noch nachträglich abgehaltene Probelektion über den “Begriff und Brauch der deutschen Konjunktionen” ebenfalls nicht nach Wunsch ausfiel. “Wenn auch der Kandidat”, so sagt Trendelenburg, “sich bestrebt hatte, den Gegenstand philosophisch zu durchdringen, so hinderten ihn doch an einer freien und natürlichen Auffassung vorgefaßte philosophische Formen, die er dem Gegenstande willkürlich anpaßte. Er überlieferte den Schülern gemachte und zum Teil gezwungene Unterschiede und wußte nicht die Begriffe natürlich und lebendig in den Schülern [46] selbst zu entwickeln,” die das “Gekünstelte mancher Gedankenbestimmungen sichtlich verwirrte”.

Alles in allem glaubte Trendelenburg, daß, wenn der Kandidat diesen Mängeln (in der Geschichte der Philosophie und der Mathematik) abhülfe, sich von ihm in den beiden Disziplinen, Philosophie und Deutsch, “nützliche Leistungen” erwarten ließen. Vor allem erinnerte er ihn daran “durch ein besonnenes Studium der Quellen die namhaften Lücken zu füllen, damit die philosophische Richtung seines Gedankenganges einen festeren Boden gewänne”.

Wenn Trendelenburg hätte ahnen können, daß der “Gedankengang” dieses namenlosen jungen Mannes schon damals vielleicht die Wege betrat, die in ihren Endzielen den Boden eines Landes, nicht aus dem Studium der “Quellen”, sondern aus den Quellen des Lebens selbst, gewinnen lassen sollte, von dem er selbst und die in den Himmeln aller möglichen und unmöglichen Spekulation Verlorenen sich nie ein rechtes Bild zu machen gewußt hatten

Der letzte Gegenstand der Prüfung umfaßte die alten Sprachen und wieder war Meineke der Examinator. Hatte er über die Thukydides-Übersetzung ein annehmbares Urteil gefällt – er bezeichnete sie als klar, einfach und fließend, und mit Fleiß und grammatischer Genauigkeit ausgeführt, ohne gelehrt zu sein, – so war er weniger mit der Probelektion aus Horaz zufrieden gewesen, bei der er, obwohl er dem Kandidaten das eigene Verständnis der Stelle zugestand, doch die geringe didaktische Geschicklichkeit und den geringen Grad von Methode und Fähigkeit, den Schülern den Sinn des Schriftstellers zu eröffnen, sowie das Matte und Einschläfernde des Vortrages tadelte. Auch in der mündlichen Prüfung vermißte er noch den Umfang und die Gediegenheit grammatischer Kenntnisse, die für den Unterricht in den beiden oberen Klassen des Gymnasiums qualifizieren könnten, und gab nur zu, daß die lateinische Sprache schriftlich wie mündlich mit löblicher Fertigkeit gehandhabt wurde.

Alle diese Urteile wurden noch einmal in dem Prüfungszeugnis vom 29. April 1835 zusammengefaßt, in welchem dem Kandidaten die *bedingte facultas docendi* feierlichst erteilt wurde.

Das war kein glänzendes, aber immerhin ein sehr zufriedenstellendes Resultat, wenn man den außergewöhnlichen Umfang des [47] Prüfungsgebietes, und die hohen Anforderungen, die gestellt wurden, im Auge behält. Die größten Lücken hatte Schmidt jedenfalls in den sogenannten Examenskenntnissen, dem für den bestimmten Zweck Auswendiggelernten, gezeigt; an seiner ungewöhnlichen Begabung hegte wohl keiner der Examinatoren einen Zweifel. Überdies berechtigte das erzielte Resultat durchaus zur Anstellung, ohne daß, wie heute, noch ein Nachexamen nötig gewesen wäre.

So bald als möglich nach bestandenen Examen meldete sich der Schulamtskandidat Schmidt zur Absolvierung seines pädagogischen Probejahres und zwar wählte er hierzu die berühmte *Königliche Realschule* zu Berlin, deren Direktor Spilleke damals zugleich der Direktor des Friedrich-Wilhelmstädtischen Gymnasiums und der Elisabeth-Schule war.

Die von Spilleke für Schmidt bei dem Provinzialschulkollegium nachgesuchte Erlaubnis wurde erteilt und dieser übernahm Ostern 1835 den achtstündigen Unterricht im Lateinischen in der Unterquarta.

Es war, wie gesagt, des jungen Lehrers eigene Wahl, seine ersten Versuche als Erzieher an einer Realschule zu wagen. Selbst noch völlig in humanistischen Studien erzogen, mußte es ihn reizen, die andere Seite der realen Bildung an der Quelle kennen zu lernen, obwohl er wohl schon damals die Einseitigkeiten beider erkannt und den Grund zu den Anschauungen gelegt hatte, die er nur wenige Jahre später in einer tiefgründigen und hochbedeutenden Arbeit mit vollster Schärfe und Klarheit darlegen sollte.

Den genannten Unterricht in der Unterquarta der Realschule setzte er, nachdem sein Probejahr vollendet war, “aus Liebe zur Sache und zur Anstalt” freiwillig noch ein halbes Jahr, bis zum Herbst 1836, fort.

Dann schied er am 1. November von der Schule, der er unentgeltlich anderthalb Jahre lang einen Teil seiner Kräfte gewidmet hatte.

Den nächsten Winter, 1836 auf 37, füllt Johann Caspar Schmidt mit neuen Privatstudien aus, und erst am 4. März 1837 bewirbt er sich bei dem "königl. hochwürdigem Schulkollegium der Provinz [48] Brandenburg" um eine Anstellung gegen Remuneration. Nachdem er dargetan, daß er bisher nicht gewagt habe, um "hochgeneigte Berücksichtigung" anzufragen, weil er es für seine Pflicht gehalten habe, außer der Zeit seines Probejahres noch ein Jahr dazu anzuwenden, die Lücken, welche bei einem Examen noch in philologischer und philosophischer Bildung sichtbar waren, mit möglichster Gewissenhaftigkeit auszufüllen, und nachdem er "diesen Mängeln begegnet zu sein glaubt", sagt er: "so vergönnt es mir meine dermalige Lage nicht mehr, ohne Bewerbung um einen Berufskreis auch noch für das Hebräische und Mathematische eine längere Zeit auszusetzen" und schließt mit der Versicherung, daß er indessen "entschieden sei, auch ihnen seine, von Berufspflichten freie Zeit zu widmen".

Auf dieses ernste, ehrliche, von seiner Selbstzucht so beredt sprechende Schreiben wurde er am 16. März kurzerhand dahin beschieden, daß sich für jetzt keine Gelegenheit zur Anstellung oder Beschäftigung zeige; er habe sich "wegen der letzteren" übrigens an die Gymnasialdirektoren zu wenden.

Ob er diesen Versuch noch gemacht hat, ist zweifelhaft; es liegen keine Beweise dafür vor und keinesfalls war er von Erfolg begleitet. Nie hat er eine wirkliche Anstellung an einer staatlichen Schule inne gehabt und entgegen den so bestimmten Behauptungen der Lexiken sei hier nochmals ausdrücklich betont: Schmidt war *nie Gymnasiallehrer*. Wenn er sich selbst in späteren Jahren, als er jede erzieherische Tätigkeit überhaupt längst aufgegeben hatte, so nannte, so folgte er damit nur dem allgemeinen Brauche, der diese Bezeichnung im Gegensatz zu den Volksschullehrern anwandte.

Damit mag bei dieser Gelegenheit auch gleich ein anderer Irrtum beseitigt werden. So nahe es lag und so spielend leicht es ihm gewiß gewesen wäre, den Doktorgrad zu erwerben, Schmidt hat, wie festgestellt ist, nie den Versuch gemacht zu promovieren. Wie er auch diesen Irrtum dadurch selbst hervorrief, daß er zeitweilig diesen Titel bei seinen polizeilichen Meldungen seinem Namen beifügte, so war er doch nie *Dr. phil.*

[49] Was Schmidt nach dem Scheitern seiner Hoffnungen unternahm, um leben zu können, vermag für die nächste Zeit nicht gesagt zu werden. Wir wissen nur, daß in diesem Sommer 1837 sein Stiefvater Ballerstedt in Kulm an Altersschwäche im Alter von 76 Jahren starb (am 19. Juli) und es ist mehr als wahrscheinlich, daß ihn der Todesfall dorthin gerufen hat.

Schon vorher indessen, noch vor dem Tod dieses ihres zweiten Mannes, hatte seine an einer "fixen Idee" leidende Mutter, deren Zustand die Aufnahme in eine Anstalt bald darauf nötig machte, Kulm verlassen und war, wohl gegen seinen Wunsch, zu ihm gekommen. Wir sahen sie bereits im August 1834 in Berlin. Ob sie bis zu ihrer Aufnahme in die Charité, die am 28. Januar 1835 erfolgte, in Berlin geblieben oder nochmals nach Kulm zurückgekehrt ist, steht nicht fest. Jedenfalls bleibt sie hier, in der Charité, bis zum 28. Juli 1836, wo sie "mit unbestimmtem Urlaub als ungeheilt" entlassen wird, um bis zum 17. Oktober 1837 in der Chausseestraße (bei Gaede) zu wohnen, und sich sodann in die Privatirrenheilanstalt Schönhauser Allee 9, die damals einer Frau Dr. Klinsmann gehörte, zu begeben und in ihr bis zu ihrem Tode zu verbleiben.

Nach dem Tode ihres Mannes, 1837, wurde Frau Ballerstedt seine alleinige Erbin, also auch die des Hauses Nr. 9 in Kulm, doch wurde für die "blödsinnige Witwe" der Stadtkämmerer Wach als Kurator eingesetzt.

Sie, seine Mutter, war jetzt Schmidts einzige noch lebende Verwandte, und wenn die Hinterlassenschaft des Stiefvaters, der schon lange seine Beschäftigung als Apotheker aufgegeben und als Privatmann in Kulm mit seiner Frau sehr zurückgezogen gelebt hatte, keine große gewesen war, so war sie ganz auf ihn angewiesen.

Denn auch der Pate Sticht, der Strumpfwirker in Bayreuth, war 1835 aus dem Leben geschieden und Anfang 1838 folgte ihm seine Witwe, Johann Caspars Tante von väterlicher Seite, der mit ihnen seine letzten nächstehenden Verwandten verlor.

Es ist ein anderes Familienereignis, das neue Bande in seinem Leben knüpfen sollte und das unser Interesse zunächst in Anspruch nimmt: – seine *erste Ehe* .

[50] Als Schmidt Ostern 1833 nach überstandener Krankheit seine Studien an der Universität mit vollem Eifer wieder aufnahm, um sie endlich zu Ende zu führen, zog er von der Poststraße nach dem Neuen Markt Nr. 2. Dort wohnte er, zwei Treppen hoch, bei der Stadthebamme D. L. Burtz. Deren Tochter (oder Schwester?), die sich ebenfalls später zur Hebamme ausbildete, Caroline Friederike Burtz, besaß eine uneheliche Tochter, die am 26. November 1815 geborene *Agnes Clara Kunigunde Burtz*. Zwischen dieser und dem neuen Mieter knüpfte sich im Laufe der nächsten Jahre ein Verhältnis, das aber erst 1837 zur Ehe führen sollte.

Am 12. Dezember fand die Trauung zwischen ihm und der nun zweiundzwanzigjährigen Braut, die wie er evangelischer Konfession war, durch den Prediger von St. Marien zu Berlin statt. Das junge Ehepaar bezog erst eine Wohnung in der Klosterstraße 5/6; dann, wenige Monate später, am 6. April 1838, eine solche in der Oranienburger (Kommunal?)-Straße 86.

Hier starb die junge Frau am 29. August im Kindbett an einer zu frühen Entbindung, im Alter von 22 Jahren, 9 Monaten und 3 Tagen. Die Kunst der ihrigen vermochte weder sie noch das Kind zu retten.

Es war eine stille, harmlose, leidenschaftslose Ehe gewesen, die die Eheleute geführt hatten. Wie sie sich kennen gelernt in dem ruhigen Gleichmaß der Tage, so lebten sie weiter, und die Ehe wird keine allzugroßen Veränderungen in ihrem Verkehr nach außen hin hervorgebracht haben.

Der traurige Tod löschte schnell und unvermutet die ruhige Flamme dieses stillen Glückes, wenn es überhaupt so genannt werden darf, das in anspruchsloser Zufriedenheit gewiß noch viele Jahre Nahrung aus sich selbst gezogen hätte und erst erloschen wäre, wenn die Zeit es geboten.

Der vereinsamte Witwer nahm nach der kurzen Unterbrechung sein früheres Leben wieder auf.

Die alte Burtz hatte mit ihrer Tochter, der "Demoiselle", die sich nun auch als Stadthebamme etablierte, ebenfalls eine Wohnungsänderung vorgenommen, und zu ihnen, nach der Neuen Friedrichstraße 79, zog nun am 5. Oktober auch Schmidt, und wieder, wie als [51] Junggeselle, wohnte der junge Witwer bei den beiden Frauen, auch dieses Mal mehrere Jahre lang, bis ihn eine neue Heirat abermals von ihnen entfernen sollte.

Auf eine staatliche Anstellung hatte Schmidt längst endgültig verzichtet. Da er aber auf den Erwerb seiner Lehrtätigkeit angewiesen war, mußte er sich zur Annahme irgendeiner privaten Stellung entschließen. Er fand eine solche an der "*Lehr- und Erziehungsanstalt für höhere Töchter*" der Madame Gropius am Köllnischen Fischmarkt 4, in die er am 1. Oktober 1839 eintrat, um von da an ununterbrochen fünf Jahre lang an ihr tätig zu sein.

Die Schule war eine wohlbegründete, angesehene Privatanstalt für halberwachsene Töchter aus den wohlhabenden Kreisen, die mit Hilfe einiger Lehrer von der Inhaberin selbst und ihren Schwestern geleitet wurde. Schmidt unterrichtete zunächst in der ersten Klasse zwei Stunden in deutscher Sprache. In einer Prüfung, die am 2. März 1840 abgehalten wurde, prüfte er seine 13 Schülerinnen in der Literaturgeschichte, vor allem der Schlesischen Dichterschule. "Die Unterhaltung war anziehend und ergab ein erfreuliches Resultat." – Nach zwei Jahren übernahmen frühere Zöglinge der Frau Gropius, die Fräulein Zepp, die Schule. Schmidt gab Lehrstunden in der zweiten Klasse in Gemeinschaft mit der Vorsteherin, im darauf folgenden Jahre auch noch Geschichte in der ersten Klasse vor 7 Schülerinnen.

Bei seinen Schülerinnen, die er "viele und lange Aufsätze" schreiben ließ, wie bei den Vorsteherinnen war er seines stets sich gleich bleibenden, höflichen und ruhigen Wesens sehr beliebt und geschätzt.

Zu ihrem Erstaunen trat er am 1. Oktober 1844 unvermutet und plötzlich aus, um von da an nie wieder in seinem Leben eine öffentliche, wie immer auch geartete, Stellung zu bekleiden.

Doch warum und unter welchen Umständen dies geschah, das zu erzählen, gehört, wie überhaupt die Schilderung dieser letzten und wichtigsten Jahre, bereits in die Aufgabe eines anderen Kapitels.

[52] Werfen wir aber zuvor noch einen schnellen Blick rückwärts und lassen wir noch einmal in großen Zügen die Jahre an uns vorüberziehen, die die äußere Entwicklung dieses Lebens bis zu dem Augenblick bedeuten, wo es sich von anderen so merkwürdig unterscheidet und – scheidet.

Diese *Lern- und Lehrjahre*, die vergönnt war, in so scharfen und fast lückenlosen Umrissen wieder hinstellen zu können, bilden unzweifelhaft eine der wichtigsten Epochen dieses Lebens. Sie umfassen das ganze Werden des Mannes und führen ihn selbst an die Schwelle der Öffentlichkeit. Noch hat er die Tür zu ihr nicht geöffnet, aber er hat seine Hand bereits an die Klinke gelegt.

Zwanzig Jahre ist der Jüngling alt, da er als mulus mit freudigen Hoffnungen die Universität bezieht; dreissig der Mann, als er sieht, daß alle Anstrengung seiner Jugend ihm nicht einmal zu einer Anstellung verhelfen kann, in der er sein Brot findet.

Eine unruhige, mehrfach unterbrochene Studienzeit, in der der Glanzpunkt wohl jene Reise durch Deutschland ist, die aber im Ganzen immer wieder unter dem Druck häuslicher Familienverhältnisse leidet; ein mühseliges Examen, aus dessen Vorbereitungen ihn Krankheit herausreißt; eine wohl wenig erquickliche Probezeit als Lehrer ohne Gehalt – das ist der Inhalt dieser zehn Jahre . . .

Eine große Mutlosigkeit ist ihr Resultat. Wir hören von keinen neuen Versuchen, ihr zu entgehen, nachdem der erste Versuch um eine Anstellung fehl geschlagen ist. Nur von seiner stillen Ehe wissen wir, die der Tod so schnell wieder löste.

Jahre einer ruhigen Lehrtätigkeit an einer privaten Anstalt folgen, zugleich aber auch Jahre, in der reift und zum Ausbruch kommt, was wir als Frucht dieses Lebens besitzen.

Wie der Boden sich vorbereitete, auf dem sie erwuchs, können wir nur ahnen. Denn wie über der ersten Jugend, so liegt über den Lern- und ersten Lehrjahren dieses Lebens jener Schleier, der wohl die Umrisse erkennen läßt, aber das Innere verhüllt. Bisher ist noch kein einziger lebender Zeuge diesem Leben entstanden. Nur Tatsachen, keine Menschen haben gesprochen. Erst jetzt, etwa mit dem Jahre 1840, treten sie auf und geben der schweigenden Gestalt [53] Wärme und Ausdruck. Sie belebt sich und spricht zu uns durch jener Erinnerungen.

Wir verlassen den Lehrer Johann Caspar Schmidt.

Aber bevor wir uns dem Manne zuwenden, der als Max Stirner wieder vor uns erscheinen wird, haben wir uns eingehend und interessevoll mit jenem Kreise zu beschäftigen, in dem sich von nun an sein Leben abspielen

sollte auf viele Jahre hinaus, aus dem uns die Zeugen kommen, durch die er nun zu uns redet, und der den natürlichen Rahmen bildet zu seinem späteren Bilde.

[55]

DRITTES KAPITEL DIE "FREIEN" BEI HIPPEL

[56]

DRITTES KAPITEL DIE "FREIEN" BEI HIPPEL IM FÜNFTEN JAHRZEHT DES JAHRHUNDERTS

HIPPEL IN DER FRIEDRICHSTRAÙE. – ERSTE ANFÄNGE DER "FREIEN". – CHARAKTERISTIK. – DER INNERE RING. – DER WEITERE KREIS DER BESUCHER. – DREI GÄSTE. – DIE "FREIEN" IN DER ÖFFENTLICHKEIT. – TON DES KREISES. – SEINE BEDEUTUNG.

[57] In den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts befand sich in dem Hause No. 94 der Friedrichstraße in Berlin – es steht noch und liegt der Mittelfassade des heutigen Zentral-Hotels ziemlich gegenüber – eine jener einfachen, aber gediegenen und gemütlichen Weinstuben, wie sie heute etwa noch in der berühmten Habel'schen unter den Linden erscheint.

Der Name ihres Inhabers hatte einen guten Klang als Weinhändler in Berlin. Schon der alte J. M. R. Hippel hatte das Geschäft Jahrzehnte lang besessen; nachdem es dann seine Witwe einige Jahre geführt, trat sie es 1841 an ihren Sohn *Jacob Hippel* ab.

In dieser Weinstube begann sich ungefähr um dieselbe Zeit, vielleicht ein Jahr später, ein Kreis von Männern allabendlich zu versammeln, der sich aus sehr verschiedenen Elementen zusammensetzte, die nur das eine miteinander gemein hatten: mehr oder minder unzufrieden mit den bestehenden politischen und sozialen Verhältnissen ihrer Zeit zu sein und sie mehr oder minder heftig in der Öffentlichkeit zu bekämpfen.

Diese ausgesprochene "äußerste Linke" in der großen geistigen Bewegung der damaligen Zeit erhielt – ob mit, ob ohne ihr Zutun – den Namen der "Freien" (da alles in der Welt einen Namen haben muß) und hat unter ihm in der Geschichte der vormärzlichen Zeit eine gewisse Berühmtheit erlangt, die sich hauptsächlich an die Tätigkeit des einen und anderen unter ihren Gliedern knüpfte.

Die ersten Anfänge der "Freien" datieren übrigens – um es ausdrücklich zu bemerken – nicht von Hippel her. Aber die Hippel'sche Weinstube verdrängte bald so sehr alle anderen Kneipen in der Gunst dieses Kreises und so lange ist er ihr unentwegt treu geblieben, so eng hat sich der Name Hippel mit dem seiner interessantesten Gäste verknüpft, daß ihm billig in dieser Beschreibung [58] der Platz gebührt, den er sich in der Kulturgeschichte jener Tage, wenn auch nur in einer bescheidenen Fußnote, erworben hat.

Wir finden die "Freien" vielmehr zuerst – gleich nach 1840 – in dem Herzen Berlins, in der alten Poststraße. Dort, hinter der Nicolaikirche an der Ecke der Eiergasse, befand sich eine Bierwirtschaft "Zum Kronprinzen", deren Wirt Kernbach geheißten haben soll und in dessen geräumigem, aber niedrigem und "spärlich erleuchtetem" Gastzimmer die ersten regelmäßigen Zusammenkünfte stattfanden. – Ebenfalls in der Poststraße, in der "Alten Post", dem Zeitungsverlagshaus, muß sich ein anderes Lokal, die Weinwirtschaft von Walburg (oder Wallburg) befunden haben, die der bevorzugte Stammsitz einiger aus dem Kreise war, und, ebenfalls vor der Übersiedelung zu Hippel, große Anziehungskraft ausgeübt haben soll.

Auch eine Bierkneipe in der Kronenstraße soll den ersten Zusammenkünften der "Athenäer und Freunde des Volkes" oft gedient haben.

Doch verlieren sich alle diese ersten Anfänge allzusehr in das Dunkel der Zeiten, und ihre ersten Spuren sind bis zur Unkenntlichkeit verwischt.

Mit wenigen Worten eine *Charakteristik* der "Freien" zu geben, ist nicht allzu leicht.

Nur so viel: sie bildeten durchaus keinen "Verein", wenn sie auch oft als solcher betrachtet und mißverstanden wurden. Sie haben nie die Attribute eines solchen beansprucht: nie hatten sie einen "Vorsitzenden", nie stellten sie Regeln oder Satzungen auf, von denen ihre Zu- oder Nichtzugehörigkeit abhängig gewesen wäre.

Ohne jede bestimmte Absicht entstanden, hielt sich der Kreis nur durch die gegenseitige Teilnahme seiner Glieder aneinander. Wohl konzentrierte sich das Interesse vieler auf den "inneren Ring" derer, die einmal zu den beständigen Besuchern gehörten und so ganz von selbst den "Stamm" bildeten, dann aber, zum Teil wenigstens, auch durch den öffentlich geführten Kampf mit ihrer Zeit die Aufmerksamkeit vor allem auf sich und ihre Namen zogen. Aber auch der weitere Kreis dieses Ringes war noch interessant genug, um zu seinem Ruf beizutragen. Er ist ungeheuer groß, [59] und wenn wir die langen Reihen der Namen vor uns haben, hält es fast schwer, sich in der bunten und wogenden Fülle der Kommenden und Gehenden zurechtzufinden. Da waren

natürlich an erster Stelle die liberalen Journalisten, die sich angezogen fühlen mußten von dem Bilde, das in seiner reichen Beweglichkeit ihnen immer neuen Stoff zur Anregung bot, und die bei Hippel die im Lesekabinett und bei Stehely am Nachmittag begonnenen politischen Debatten bis in die Nacht hinein fortsetzten; da waren die Schriftsteller und Dichter, die sich berauschten an den Worten, die an der lauten Tafel erklangen und die kommende Zeit geradezu heraufzubeschwören schienen; da die jungen Studenten, die hier die Wahrheiten massenhaft hören konnten, die ihnen von den Kathedern herunter ganz sicher nicht gepredigt wurden.

Da waren weiter die klugen und scharfen Köpfe, die, der Worte und des Wartens müde, mit der Verwirklichung einer Freiheit die ganze herbeiführen zu können glaubten und sich mit der Beute des Freihandels beladen zurückzogen; da einige Offiziere, deren Horizont über Weiber und Pferde hinausging, und die kühn genug waren, sich in den "oben" so verrufenen Kreis zwanglos zu mischen; da endlich eine große, bunte Schar von Gästen aller Art, die kamen und gingen, wiederkamen und fortblieben, und – last not least – da die Damen, die natürlich nicht als solche, sondern als gute Kameraden behandelt wurden und ein offenes Wort nicht übel nehmen durften.

Der größte Teil der Gesellschaft bestand, wenigstens im Anfang, aus jungen Leuten zwischen zwanzig und dreissig Jahren, und selbst Bruno Bauer, einer der ältesten, hatte damals die Dreissig kaum überschritten.

Alle aber ersehnten sie eine neue Zeit und riefen stürmisch nach ihr . . .

Wer nun aber waren die "Freien"? – "Die Namen will ich, die Namen!"

Wie bereits gesagt, waren es die "versprengten Freicorps des Radikalismus", die – in ewiger Fehde mit den sie umgebenden Verhältnissen – sich unter dieser Bezeichnung zu einem zwanglosen Verkehr sammelten und sich vor allem um einen Mann scharten, dessen Name in jener Zeit einen weithin gehörten, gefürchteten [60] Klang hatte, um Bruno Bauer. Der scharfsinnige Bibelkritiker war seiner Stellung als Privatdozent an der theologischen Fakultät in Bonn enthoben und soeben – im Frühjahr 1842 – von dort nach Berlin zurückgekehrt, um hier im Verein mit seinem Bruder Edgar seine weiteren Schlachten zu schlagen. Seine Absetzung hatte enormes Aufsehen erregt, und die Augen der Öffentlichkeit waren auf den unerschrockenen Mann gerichtet. In Berlin nun sammelten sich gleich von neuem wieder die "Freien" um ihn, der an Ruhm und Jahren ihnen voraus war, und so sehr ist Bruno Bauer überall als ihr eigentliches Haupt betrachtet, daß ihm billig auch hier, in der Betrachtung *des inneren Ringes* der Freien, die erste und breiteste Stelle gebührt.

Der Vater der *Bauer's* betrieb im zweiten Jahrzehnt des Jahrhunderts in der Taubenstraße nahe der Dreifaltigkeitskirche ein kleines Porzellangeschäft. Er war aus dem Altenburgischen Orte Eisenberg nach Berlin gekommen, um hier seinen Söhnen eine möglichst gute Erziehung zuteil werden zu lassen. Egbert und Bruno (1809 geboren) waren noch Kinder, der dritte Bruder Edgar wurde erst nach der Übersiedelung der Familie nach Charlottenburg 1820 geboren.

Bruno, unbedingt der befähigste unter seinen Brüdern, ein unruhiger, kritisch veranlagter Kopf, studierte in Berlin 1827 und die folgenden Jahre unter Marheineke und Schleiermacher Theologie, vor allem aber Philosophie, natürlich bei Hegel. Im Anfang begeisterter Hegelianer der alten Richtung, habilitierte er sich, ein Schützling des Ministers Altenstein und zu dem Kreise junger Leute um die Bettina gehörig, die für sie Studien unter den Ärmsten der Armen im Berliner Vogtland machen mußten, 1834 in Berlin in der theologischen Fakultät. Bald darauf begann er auch seine literarische Laufbahn mit einer Kritik des eben erschienenen, höchste Erregung hervorrufenden "Leben Jesu" von Strauß, noch in dem Glauben: die "geschichtliche Offenbarung" mit dem "freien Selbstbewußtsein" vereinigen zu können.

Wie bald er diesen Glauben als Täuschung empfand, zeigt ein Blick auf seine kritische Tätigkeit, die ihn in schnellster Aufeinanderfolge von dem Alt-Hegelianismus ab und weit über Strauß [61] noch hinaus zu der Kritik der evangelischen Synoptiker und zu der Enthüllung der inneren Widersprüche und ganzen Inkonsequenz der Hegel'schen Philosophie in seiner anonymen Broschüre "Die Posaune des jüngsten Gerichts über Hegel den Atheisten", sowie weiter zu seiner Absetzung als Privatdozent in Bonn führte. Der Minister Altenstein hatte seinen Schützling schon früher fallen gelassen, als dieser sich immer weiter "nach links entwickelte".

Bruno verteidigte sich in glänzender Weise in seiner "guten Sache der Freiheit" und fuhr fort, sich zu entwickeln. Er erwarb in Charlottenburg seinem Bruder Egbert einen Zigarrenladen, der mit einem Verlagsgeschäft verbunden war, in dem nun seine und Edgars Bücher erschienen und bald als bedeutungsvolle Publikation die "Allgemeine Literatur-Zeitung" von 1843-1844 hervortrat.

Die rastlos über Freund und Feind forteilende, von ihm ins Leben gerufene und geleitete Bewegung der "Kritik" schlug in diesem Organ ihre heftigsten Schlachten, in denen um die "absolute Emanzipation" des Individuums, das jedoch nicht den Boden des "reinen Menschentums" verlassen durfte, mit ebensoviel Heftigkeit als Begabung gekämpft wurde. Der Feind, dem der Kampf galt, war allmählich die "Masse" geworden: in diesem Schlagwort faßte die "kritisch gewordene" und "absolute" Kritik nach der Überwindung der Theologie "an Stelle aller einzelnen Formen der Beschränktheit und der Abhängigkeit" sämtliche dem "Geiste" feindlichen Bestrebungen zusammen.

Als "Masse" galten somit der "kritischen Kritik" ebensowohl die radikalen politischen Bestrebungen des Liberalismus der ersten vierziger Jahre, als auch die damals erwachende soziale Bewegung, in deren kommunistischen Forderungen sie mit Recht eine äußerste Bedrohung des "Selbstbewußtseins", der persönlichen Freiheit, erblick-

ten. Die Antwort blieb von dieser letzten Seite nicht aus: Marx und Engels, die Berlin und die "Freien" unterdessen verlassen, gaben sie 1845 in ihrem gehässigen Pamphlet "Die heilige Familie oder Kritik der kritischen Kritik, gegen Bruno Bauer und Konsorten".

Die "Literatur-Zeitung", die doch wohl allzu geschäftsmäßig bei ihren kritischen Hinrichtungen verfuhr, konnte sich nicht halten, und, da die "Masse" selbst allmählich anfang, "kritisch zu werden", [62] wandte sich Bruno Bauer wieder historischen und zeitgeschichtlichen Arbeiten zu, die sich im Laufe der nächsten Jahre als Ergebnisse einer reichen und fruchtbaren, teilweise von Jungnitz und seinem Bruder Edgar unterstützten Tätigkeit zu einer langen Reihe von Bänden sammelten, bis er dann nach der Revolution die Bibelkritik, die seinen Namen berühmt gemacht hatte, wieder aufnahm.

Die Bewegung der Kritik war bereits erloschen. Bruno hatte zuletzt selbst ihre "Gesinnungslosigkeit" proklamiert und damit auch die letzten unter seinen – nie sehr zahlreichen – Anhängern vor den Kopf gestoßen, sodaß auch sie von ihm abgefallen waren.

Die "heilige Familie", um zu ihr zurückzukehren – so wurde spöttischerweise der Kreis genannt, der sich um Bauer in Charlottenburg bildete und sich zum größten Teil aus den nicht allzu zahlreichen Mitarbeitern der Literatur-Zeitung zusammensetzte. Sie erhielt oft Verstärkung und Zuschuß an Mitgliedern von den "Freien", und im Sommer wurden von Charlottenburg aus die gemeinschaftlichen Ausflüge nach dem "Spandauer Bock", dem kleinen Haus an der Heide, gemacht. Im übrigen aber war die "heilige Familie" doch wesentlich verschieden von den "Freien". Es überwog in ihr das weibliche Element zeitweise ganz bedeutend und auffällige Erscheinungen, wie die der Louise Aston, brachten genügend Leben in das stille, einträchtige Haus, in dem die Brüder unablässig fleißig arbeiteten, während der Vater-Porzellanmaler mit Egbert die Bücherballen band und die alte Mutter geschäftig vorn im Laden Zigarren verkaufte.

Brunos um elf Jahre jüngerer Bruder *Edgar* hatte ebenfalls auf seinen Antrieb hin zuerst Theologie studiert, sich dann aber aus praktischen Gründen der Rechtswissenschaft zugewandt. Er besaß bei weitem nicht die geistige Bedeutung Brunos und stand lange Zeit völlig unter dessen Einfluß. Manche Wandlungen seiner Ansichten sind nur so zu erklären.

Gleich Bruno zunächst Mitarbeiter der Hallischen Jahrbücher von Ruge (1838ff), war seine erste Schrift eine Verteidigung seines Bruders gelegentlich dessen Absetzung. Beiden war nun jede öffentliche Stellung in Preußen ein für allemal verschlossen.

Ein Jahr später wurde ihm wegen seiner scharfen und mutigen Arbeit "Der Streit der Kritik mit Kirche und Staat" ein lang- [63] wieriger Prozeß gemacht, der mit seiner Verurteilung zu drei Jahren Festungshaft endete, die er von 1846 an in Magdeburg verbüßte. Wie Bruno, und kaum minder fruchtbar, wenn auch weniger gründlich, beschäftigte er sich dort mit Geschichtsschreibung, um sich dann nach seiner Entlassung – wieder in Berlin – in die Bewegung der Revolutionsjahre zu stürzen.

Als dritter im Kreise der "Freien" wäre der Schriftsteller Ludwig Buhl zu nennen. Wenn die Namen der Bauer's, besonders der Brunos, heute noch eine gewisse Geltung haben, ist Buhl so gut wie vergessen, und seine Schriften werden schwerlich je wieder ans Tageslicht gezogen werden. Und doch stand er – "in einem schwachen Körper eine starke, unverwüsthliche Natur" – an kritischer Schärfe den Brüdern keineswegs nach, übertraf beide jedenfalls an Schärfe des Blicks für die politische Zeitlage. Er war einer der ersten, der erkannte, daß die Kritik sich nicht gegen diese oder jene Form des Staates, sondern gegen das Wesen des Staates überhaupt zu richten habe, um irgendwelche praktischen Resultate zu erzielen. Diese Ansicht vertrat er zuerst in seiner "Berliner Monatsschrift", von der noch die Rede sein wird, nachdem er sozialpolitischen Fragen schon wiederholt in seiner bald verbotenen Zeitschrift "Der Patriot" von 1842, in seiner Schrift über die Verfassungsfrage und in seinem Buch über "die Herrschaft des Gebiets- und Bodenprivilegiums in Preußen" nahe getreten war. Ein ausgezeichnete Übersetzer z.B. der "Zehn Jahre" von Louis Blanc, "wo er jedes dieu mit Vernunft übersetzte", und trotz aller Hast seiner Arbeiten ein sorgsamer Stilist, gilt seine Übertragung der Casanova'schen Memoiren noch heute allgemein für unübertrefflich.

Buhl (ursprünglich Boul) entstammte der französischen Kolonie und war 1814 in Berlin geboren. Wenn er nicht irgendeine Gefängnisstrafe abzusitzen hatte, deren er sich zahlreiche, einmal durch seine Schriften, ein anderes Mal durch ein ironisches Hoch auf die Polizei, auflud – er war bald drei Wochen, bald drei Monate, einmal sogar ein Jahr auf der Festung – ,so war er immer bei Hippel zu sehen, einer der treuesten Besucher und einer der – lautesten.

Senior des Kreises und neben Bruno Bauer einer seiner angesehensten und bedeutendsten war der Gymnasiallehrer *Carl Friedrich* [64] *Köppen*, der Anfang der vierziger Jahre in den oberen Klassen der Dorotheenstädtischen Realschule unterrichtete. Er verkehrte lange Jahre bei Hippel, eng mit den "Häuptern" befreundet. "Es konnte nicht fehlen, daß ein verlorenes Echo der genialisch-tollen Symposien, die sie miteinander hielten, in den Gesprächen des Lehrers mit dem Schüler zu Zeiten widerklang", sagt einer dieser Schüler in dankbarer Erinnerung an den trefflichen und allgemein geachteten Mann. Glaubwürdigen Zeugnissen nach soll Köppen indessen schon bald aus dem Kreis fortgeblieben sein, da er sich ihm geistig doch wohl nicht verwandt genug fühlte.

Ein Kollege Köppens und mit ihm oft bei Hippel war der Seminarlehrer *Mussak*, ein unstudierter Mann, aber von gesellschaftlicher Bildung, der an der National-Zeitung mitarbeitete, und, aus ihr herausgedrängt, Redakteur der "Deutschen Reform" wurde.

Ebenfalls zu den regelmäßigsten Gästen bei Hippel gehörte der Literat Dr. *Eduard Meyen*, der, 1812 in Berlin geboren, dort und in Heidelberg Philosophie und Philologie studiert und sich später ausschließlich literarischer Tätigkeit zugewandt hatte, die zu eifrigster Mitarbeiterschaft an den verschiedensten Zeitungen, den Hallischen Jahrbüchern, sowie zur Übernahme der Redaktion der "Literarischen Zeitung" führte, jedoch in keinem selbständigen Werke Spuren hinterließ. Meyen war ein geachteter, ehrlicher Tagesjournalist. Wie scharf seine Feder werden konnte, hatte er bereits vor 1840 in seiner Streitschrift gegen den Historiker Heinrich Leo, den "verhallerten Pietisten", gezeigt. Meyen war übrigens der Onkel des Dichters Alfred Meißner.

Körperlich, wenn auch nicht geistig, überragte alle anderen der Journalist *Friedrich Saß*, ein geborener Lübecker, wegen seiner sechs Fuß hohen Gestalt meist "der lange Saß" genannt. Er war ein fähiger Journalist und gab durch eine Broschüre, die er unter dem lange festgehaltenen Pseudonym Alexander Soltwedel schrieb, den ersten Anstoß zur Bildung einer deutschen Flotte. Auch war er eine Zeit lang der Herausgeber des "Pilot". Sein umfangreichstes Werk, das er 1846 veröffentlichte, behandelt "Berlin" und ist nicht ohne Wert, beweist aber, wie wenig er sich Mühe gegeben hatte, in den geistigen Gedankenkreis seiner Hippel'schen Freunde einzu-[65] dringen. Aber nicht dies Werk, sondern seine gelungenen Gassenhauer, wie die "Lieder" auf den Bürgermeister Tschsch und den Mörder Kühnapfel, die von ihm herrühren sollen, haben sich ihrer drolligen Ungeniertheit wegen in dem Gedächtnis der Zeit erhalten. Der "lange Saß", auch "Literarchos" genannt, war ständiger Kaffeegast bei Stehely und verkehrte viel mit den "Freien", für die er ebensowohl die Zielscheibe des Witzes abgab, wie später für den "Kladderadatsch."

Gleichfalls Journalist, aber weit höher begabt, dabei ein Stück Dichter und eine Natur nicht ohne einen genialen Zug ins Große, war Hermann Maron. Aus sehr gutem Hause, von Jugend an verwöhnt, doch ohne Vermögen, um seinen Neigungen leben zu können, brachte ihm das Leben frühzeitige Enttäuschungen. Er muß bei Hippel noch in späteren Jahren, als die Gesellschaft schon anfang sich aufzulösen, verkehrt haben.

Ständiger Besucher war Dr. *Adolf Rutenberg*, der Schwager der Bauer's, der von der "Rheinischen Zeitung" wieder herübergekommene alte Burschenschaftler und aller Philosophie abholde, sehr tätige Tagesschriftsteller. Für eine Zeit soll auch Dr. *Arthur Müller*, der im Jahre 1848 die "Ewige Lampe" redigierte, ein fleißiger Besucher gewesen sein.

Desweiteren verkehrte unter den "Freien" der Lieutenant Saint-Paul. Er war als Zensor nach Köln gesandt, um dort die "Rheinische Zeitung" zu beobachten, war aber viel lieber mit ihren Redakteuren abends gemütlich zusammen. Als sie dennoch einging, kehrte er nach Berlin zurück. Er war einer der lebhaftesten des ganzen Kreises und kümmerte sich innerlich wenig um die Tendenzen der "Kritik", wenn er sich bei ihr nur amüsierte.

Zu dem inneren Ring hat auch *Ludwig Eichler* gehört, der Mann im roten wallenden Bart und im schäbigen, grünen Flausrock, der vielgenannte Volksredner mit der mächtigen Stimme, Virtuose im Entbehren und im Übersetzen französischer Romane, und von grundanständiger Gesinnung.

Ferner ein gewisser *Lehmann*, genannt "Zippel", ein Philologe, der "die weiche romantische Poetennatur unter der künstlich angenommenen Maske des verwegenen Zynikers" verbarg und [66] später zum treuen literarischen Schildknappen Bettinas, des "Kindes", wurde.

Endlich der Assessor *Gustav Lipke*, späterer Rechtsanwalt und Mitglied des Reichstags, der seiner politischen Reden wegen gelegentlich verhaftet wurde, ein Freund Bruno Bauer's bis zu dessen Tode.

Wenn wir nun von der Betrachtung dieses "inneren Ringes" bei Hippel zu der *des weiteren Kreises* übergehen, soll zunächst betont werden, daß gewiß mancher aus diesem letzteren wenigstens zeitweise ebenso oft und öfter zu Hippel kam wie die Genannten und deshalb ebensowohl eine genauere Schilderung verdient hätte. Aber teils werden ihre Namen doch im Laufe der Jahre nicht so regelmäßig und immer wieder genannt, teils zogen sie auch das Interesse noch nicht so auf sich wie jene.

Eine fast unübersehbare Schar, dieser weitere Kreis . . . Es wäre eine vergebliche Mühe, auch nur den Versuch zu machen, zu sagen, wann, wie oft und wie lange jeder einzelne dieser wirren Menge bei Hippel verkehrte. Da ist einer, der vielleicht nur ein paar Mal kam, um dann für immer fortzubleiben; da ein anderer, der Jahre zwischen seinen ersten und letzten Besuch legte; da ein Dritter, der regelmäßig eine kurze Zeit kam, so regelmäßig wie nur einer; und da ein Vierter, der kam, wenn es ihm gerade paßte . . . Und alle diese gehen und kommen in der langen Zeit wohl eines Jahrzehnts!

Daher ist mehr als eine Namensaufzählung zu geben unmöglich. Um einigermaßen die Übersicht zu erleichtern, wurde, soweit es anging, in Gruppen zusammengestellt, was entweder von einer solchen, so von dem Rütli, zu den "Freien" kam, oder von diesen heraus selbst zu einer solchen wurde, wie der "Freihandels-Verein". Auch was sich später aus Gründen des Interesses zu einem besonderen Zweck anderweitig wieder vereinte, etwa zur Gründung einer Zeitung, wurde zusammen genannt. Daß mit dieser sich von selbst ergebenden Art der Anordnung der vielen Namen keine "Klassifizierung" irgendeiner Art bezweckt wird, braucht hoffentlich nicht besonders betont zu werden.

Ebenso begreiflich ist es, daß sie sämtlich hier nur kurz gestreift werden und unser Interesse nur in zweiter Linie in Anspruch nehmen [67] dürfen. Über viele wird man sich an anderen Orten ausführlicher unterrichten können. Auf alle hatte auch der flüchtigste Besuch bei den "Freien" einen gewissen Eindruck hinterlassen und nur bei einigen wurde er im Laufe der Jahre völlig verwischt. Kaum einer von ihnen allen ist mehr am Leben: Einige

sind in Elend und Verlassenheit gestorben, andere "brachten es zu etwas" und gelangten zu "Ehren und Würden". Alle aber wurden sie auseinander gesprengt und über die Erde verstreut, und nur die wenigsten standen untereinander später wohl noch in irgendeiner Beziehung.

Ganz außerordentlich groß ist die Zahl der *Journalisten*, die bei Hippel aus- und eingingen. Sie setzten sich zum Teil aus denen zusammen, die auch nachmittags in dem berühmten "roten Zimmer" der Stehely'schen Konditorei zusammentrafen, teils hatten sie keine so ausgesprochen radikale politische Anschauung und kamen mehr der Neugierde wegen und aus flüchtigem Interesse.

Einer der begabtesten und wohl der energischste unter ihnen allen, obwohl man es ihm nicht ansah, war *Gustav Julius*, der früh in London sterben sollte, der Gründer der "Berliner Zeitungshalle", des in den Revolutionsjahren so vielbesuchten und in der Geschichte jener Tage so oft genannten Lesezimmers an der Ecke der Jaeger- und Oberwallstraße und des gleichnamigen radikalen Blattes. Dann kamen: Dr. *Karl Nauwerck*, der "politische Lehrer der Jugend", ein stiller und fleißiger, aber innerlich gemäßigter Privatdozent an der Universität, der Verfasser der Schrift: "Über die Teilnahme am Staate" und Mitarbeiter der "Deutschen Jahrbücher", dessen Absetzung 1844 Aufsehen erregte und den Studenten Gelegenheit zu einer großen Demonstration gab; *Guido Weiß*, hervorragender Stilist und einer der besten deutschen Journalisten, der spätere Begründer der "Zukunft" und der "Wage"; *Adolph Streckfuß*, der sich lebhaft an der Revolution beteiligte; *Feodor Wehl*, der Redakteur der "Wespen"; *Max Cohnheim*, ein junger Journalist; *Albert Fränkel*, einer der ältesten Mitarbeiter der "Gartenlaube"; *Adolph Wolff*, genannt der "schwarze Wolff", der auch Schönfließ hieß, der Verfasser der "Revolutions-Chronik"; *Ludwig Köppe* aus Dessau, der Bruder des früheren anhaltischen Ministers; *Jungnitz*, der Mitarbeiter Bruno Bauer's an dessen [68] "Denkwürdigkeiten zur Geschichte der neueren Zeit"; *Julius Löwenberg*, späterhin Mitarbeiter der "Vossischen Zeitung"; und endlich ein *G. Wachenhusen*, der Verfasser einer Schrift "An die deutschen Studenten".

Neben den Journalisten wurden auch *junge Dichter* viel bei Hippel gesehen, Begeisterung bringend und mit sich nehmend aus dem stets anregenden Kreise. Waren sie doch alle miteinander hineingerissen in die heiße Erregung jener Tage, und nahmen sie doch damals noch lebendigen Anteil an den Fragen, die ihre Zeit bewegten, ohne Angst vor der "Tendenz". Da sah man den jungen *Rudolph Gottschall*, der – von Königsberg seiner "Zensurflüchtlinge" und seines "Ulrich von Hutten" wegen verwiesen – in Berlin 1844 sein Jahr bei den Gardeschützen abdiente; etwas früher, 1843, den vierundzwanzigjährigen, schon den Doktorgrad tragenden *Wilhelm Jordan*, der eben seine ersten Lieder von der "Glocke und Kanone" gesungen und nun hier die Gestalten seines späteren "Demiurgos" vor sich sah; ferner *Karl Beck*, den genialen Sänger der "Nächte", der bereits seine "Gesammelten Gedichte" erscheinen lassen konnte und von allen Seiten in Berlin ausgezeichnet wurde; da einen jüngeren, heute verschollenen Dichter *Otto von Wenckstern*, einen Wuppertaler, der in Bonn studiert hatte; endlich den heute ebenfalls vergessenen *Reinhold Solger*, den hochbegabten Dichter des leider unvollendeten "Hans von Katzeffingen", der mit Kossuth nach Amerika ging, wo er starb.

Unter den Dichtern sei auch *J. L. Klein*, der Dramatiker und Herausgeber des "Modenspiegels" genannt, dessen "Zenobia" damals eben erschienen war; und endlich noch einer interessanten Erscheinung gedacht, der des Königsbergers *Albert Dulk*, des Verfassers der dramatischen Dichtung "Orla", der später zur Sozialdemokratie überging.

Manche der Mitglieder der "Freien" gehörten auch oder in erster Linie anderen Vereinigungen an, oder bildeten solche, nachdem sie durch ihre Bekanntschaft ein gemeinschaftliches Interessenprinzip gefunden hatten.

So kamen von ihrem "Rütli", einem literarisch-wissenschaftlichen Verein, der aber auch den "höheren Blödsinn" eifrig pflegte, junge und begabte Köpfe zu den "Freien" herüber, um gerngesehene [69] Gastrollen zu geben oder auch länger zu bleiben. Wir nennen *Titus Ullrich*, den jungen Dichter des "hohen Liedes"; den Musikkritiker und Humoristen *Ernst Kossak*; den Geschichtsmaler *Heinrich Ulke*, der mit jugendfrischer Begeisterung jede neue Freiheitsidee in sich aufnahm; und einen *Wilhelm Caspary*, Mitarbeiter am "Freimütigen". Der Besuch dieser Rütlileute fällt vor allem in die Jahre 1844-46.

Zum Teil aus diesem Rütli-Verein hervorgegangen waren die späteren Begründer und Mitarbeiter des "Kladderadatsch", alle bei Hippel mehr oder minder eifrige Gäste. Vor allen *David Kalisch*, der eigentliche Vater des "Kladderadatsch", wie der der "Berliner Posse", der bei den "Freien" seines Witzes wegen gern gesehen wurde, aber auch von ihrer scharfen Kritik manches gelernt haben mag. Dann dessen Vettern: *Rudolf Löwenstein*, der Mnemoniker und Dichter reizender Kinderlieder, und *Ernst Dohm*, der indessen erst in späteren Jahren zu Hippel kam, wie er ja auch erst 1849 nach dem Wiederaufleben des "Kladderadatsch" an dessen Spitze trat. Endlich des Blattes späterer Illustrator, der Zeichner Berliner Lebens, *Wilhelm Scholz*, der aber nur einige Male kam.

Als weitere Gruppe wären die zu nennen, die sich später unter ihrer gemeinsamen Idee des *Freihandels* zu einem "Freihandels-Verein" enger zusammen schlossen.

Unter ihnen an erster Stelle *Julius Faucher*, der eigentlich seinen Platz in dem "engeren Ringe" hätte haben müssen, denn er war lange Zeit ein regelmäßiger Besucher bei Hippel und wahrlich keiner der langweiligen. Er war 1820 in einem der Eckhäuser an der Kreuzung der Friedrichstraße und der Linden in Berlin geboren. Sein Vater gehörte der französischen Kolonie an, den Nachkommen der ehemaligen Emigranten. Auch Julius hatte mehr von einem Romanen als einem Deutschen an sich. Von scharfem Verstand, schlagendem, aber nie rohem Witz, sprudelnder Lebhaftigkeit war er eine durch und durch geniale Natur und überall ein beliebter

Gesellschafter. Er hatte sich 1845 mit der Pflgetochter des Hutmachers Sommerbrodt, Karoline, verheiratet und kam ein Jahr später von Berlin nach Stettin, und von da nach ruhelosen Agitationsreisen nach Berlin zurück, wo er nach der Revolution die "Abendpost" gründete, [70] eine der bestredigierten, radikalsten und interessantesten Tageszeitungen, die jemals existiert haben. Da sie dem "Zwangsstaat" von mehr als einer Seite und mit den schärfsten Waffen zu Leibe ging, machte dieser ihr das Leben auf seine bekannte Art und Weise unmöglich und Faucher ging mit dem ebenfalls an ihr beteiligten Dr. Meyen nach London.

Dem Freihandels-Verein, dessen Seele er war, gehörten außerdem von den "weiteren Hippelianern" noch an: der Literat Dr. *Betzlich*, der unter dem Pseudonym *H. Beta* spätere eifrige Mitarbeiter der "Gartenlaube", lahm und verwachsen und arm wie Hiob, aber immer vergnügt; der "dicke" *Stein*; *John Prince-Smith*, der bekannte Freihändler; *Walter Rogge*, der glänzende Stilist und spätere Pfarrer; und Dr. *Wiß*, der lange Zeit in freundschaftlichster Weise mit den Häuptern der "Freien" bei Hippel verkehrt haben muß, später mit Ruge die "Reform" zu gründen versuchte und dann nach Amerika ging, wo er Redakteur der amerikanischen Turnzeitung wurde, bis er wieder nach Europa zurückkehrte.

Da waren ferner die, welche sich später zur Begründung der *National-Zeitung* und Mitarbeiterschaft an ihr zusammentaten und dann teilweise auch fortblieben: zunächst Dr. *Friedrich Zabel*, damals noch Lehrer an einer höheren Schule, ihr eigentlicher Begründer und späterer Leiter; *Otto Michaelis*, der Freihändler und spätere Schöpfer der Gewerbeordnung; *Otto Wolff*, der dann nach Stettin als Redakteur ging; *Theodor Mügge*, der seine fruchtbare Laufbahn als Romanschriftsteller soeben mit seinem "Toussaint" begonnen hatte; und der schon im inneren Kreis genannte *Adolf Rutenberg*.

Dann die späteren Mitarbeiter der genannten Zeitung: die Brüder *Adolph* und *Otto Gumprecht* aus Erfurt, Reise-schriftsteller der eine, Musikkritiker der andere.

Auch die späteren *Sozialisten* erschienen und waren sogar im ersten Anfang fleißige Besucher des Kreises, bis ihre Tätigkeit sie von Berlin forttrieb und bevor ihre persönlich so gehässige Kritik ihr Verweilen in ihm unmöglich gemacht hätte. Gleich im Anfang der vierziger Jahre tritt uns hier die Gestalt von *Karl Marx* entgegen und, etwas später und erst, als Marx bereits Berlin verlassen, die [71] seines Freundes *Friedrich Engels*. Ferner der Lyriker *Ernst Dronke*, der Verfasser eines Buches über "Berlin" und von Novellen "Aus dem Volke", der schon bald vor den Schikanen der Polizei nach England flüchten mußte und, wie Marx und Engels, Redakteur an der "Neuen Rheinischen Zeitung" von 1848.

Von den *Einzelnen*, die als zeitweilige Besucher bei Hippel erschienen und im Laufe der Jahre hier und da, öfter oder seltener, die Zahl der Gesellschaft durch ihr Erscheinen vermehrten, seien die folgenden noch genannt:

Hermann Raster, damals ein junger Student, später der bekannte Redakteur der "Illinois Staatszeitung" in Chicago; *Alexander Kapp*, ebenfalls ein junger Student der Rechte; der "lange Liederling" *Hieronymus Thrun*, seines Zeichens Musiklehrer, ein verbummeltes Genie; ein Architekt *Freiesleben* aus Dessau, einer der späteren "lateinischen Bauern" in Texas; der Referendar *Eduard Flottwell*, ältester Sohn des Oberpräsidenten, der sich später als Photograph durchs Leben schlug; *Enno Sander*, der sich am badischen Aufstand beteiligte; *W. von Neumann*, dessen Vetter; der Ästhetiker *Max Schasler*; die Buchhändler *Wilhelm Cornelius*, der frühere Anhänger der Rheinbundidee und Gefangene von Graudenz, und *Twietmeyer*; *von Förster*, ein geistreicher Zyniker; Bürgermeister *Zehrmann*, später in Potsdam; *Max Schmidt*, ein junger Maler aus Weimar; ein Freiherr *von Gaudy*; *Alcibiades Faucher*, Bruder von Jules, der geistig mehr als schwerfällig war und sich alle Abende seinen Rausch antrank.

Und um noch einige weitere Namen wieder zu nennen, wie sie genannt wurden, ohne jeden weiteren Anhaltspunkt: ein *von Leitner* aus Österreich; ein Jurist *Nernst*; *Carl Noback*; und Dr. *Julius Waldeck*, ein gescheiter Arzt und Vetter Johann Jacoby's.

In der Revolutionszeit traten viele neue Gesichter flüchtig in den Kreis der Freien; manche würden dem Kenner der Geschichte jener Tage vertraut ins Ohr klingen, aber ihre Erscheinungen verschwanden so schnell wie sie gekommen wieder und wir haben bereits der Namen zu viele genannt.

Aber, wird man fragen, es waren doch auch *Frauen* bei "Hippel"? – Ganz gewiß, und wir sehen sie unbefangen und ohne Ziererei an [72] dem lauten Tische sitzen, der von ihrem Geiste dieselbe Männlichkeit verlangte, wie von jedem anderen Besucher, wenn es galt, ohne jede Sentimentalität und Prüderie die Fragen zu behandeln, welche Tag und Zufall gerade gaben.

Leider wissen wir außer der einen, die uns noch so viel beschäftigen wird, nur von sehr wenigen. Da war die *Frau des Dr. Wiß*, eine Demokratin vom Scheitel bis zur Sohle; eine verheiratete *Schauspielerin* von Ruf, deren Name vergeblich gesucht wurde; und *Karoline Sommerbrodt*, die Frau Fauchers, die, von einer reichen Tante sorgfältig erzogen und an die besten geselligen Formen gewöhnt, es nur mit Widerstreben duldete, daß die Zusammenkünfte zuweilen auch nach ihrem Salon in der Dessauer Straße verlegt wurden, aber doch immer gute Miene zum bösen Spiel machte. Mehrere Männer brachten auch ihre Geliebten mit, so Buhl die seine, die den Spitznamen *Mirabeau* führte und sich rühmte, den ganzen "sittlichen Kram" zum Fenster hinausgeworfen zu haben. Endlich sei noch *Louise Aston* genannt. Sie war eine der auffallendsten Erscheinungen der damaligen Zeit. Jung verheiratet und bald geschieden von ihrem Mann, einem Engländer, temperamentvoll und leidenschaftlich, war ihr, bevor sie nach Berlin kam, bereits ein gewisser Ruf vorangegangen. Ihre anmutige Erscheinung, ihre elegante Toilette, die sie zuweilen mit Männerkleidern vertauschte, ihr ganzes freies und doch nicht lautes Auftreten fesselte auch hier die Aufmerksamkeit vieler. Sie wurde 1846, ihres Umganges mit den

radikalen Elementen wegen, ausgewiesen, lebte einige Zeit in der Nähe Berlins und kehrte erst später dorthin zurück. Übrigens erschien sie selten unter den "Freien". Ihre Schriften sind ohne besondere Bedeutung und verraten wenig von der Originalität ihrer Persönlichkeit, die wohl mehr in Äußerlichkeiten bestanden haben mag.

Auch Gäste erschienen öfters an der Tafelrunde, die auf der Durchreise begriffen waren und, von dem Ruf der "Freien" angelockt, sich in Berlin durch den Augenschein von der Wahrheit der Gerüchte zu überzeugen und die Träger der so oft genannten Namen in persönlichem Umgange kennen zu lernen wünschten.

[73] Von drei solchen flüchtigen Gastbesuchen bekannter Persönlichkeiten hat sich die Kunde erhalten, aber es muß leider gleich hinzugefügt werden, daß keine einzige dieser drei Größen es auch nur für die Länge eines Abends unter den ihnen "allzu Freien" aushielt, sondern nach kurzem Aufenthalt verschwand.

Der erste war *Arnold Ruge*. Er erschien Anfang November 1842 eines Abends mit dem Verleger *Otto Wigand* aus Leipzig und seinem Bruder *Ludwig* bei Walburg in der Poststraße. Es trieb ihn, die Leute von Angesicht zu Angesicht zu sehen, mit denen er als Herausgeber der "Hallischen Jahrbücher" schon so lange in regem Verkehr gestanden. Er traf die ganze Gesellschaft beisammen. Ludwig Ruge erzählt: "Anfangs war es ziemlich stille, und er bildete den Mittelpunkt der Unterhaltung. Nach und nach befreiten sich einige aus der philiströsen Unterhaltung" – Ruge hatte mit Bauer, Nauwerck und Köppen den Plan einer "freien Universität", unter den damaligen Umständen ein Ding der Unmöglichkeit, erörtert, und den Jüngeren, die erst still zugehört hatten, wurde die Sache langweilig und sie opponierten – "und verfielen in ihren alten gewohnten Ton. Die freie Stimmung steigerte sich bis ins Unglaubliche. Ich sah, wie Arnold stumm und wie versteinert dasaß. Ein Sturm mußte ausbrechen, denn es kochte und siedete in ihm. Mit einem Mal sprang er auf und rief mit lauter Stimme: 'Ihr wollt frei sein und merkt nicht, daß ihr bis über die Ohren in einem stinkenden Schlamm steckt! Mit Schweinereien befreit man keine Menschen und Völker! – Reinigt euch zuerst selbst, bevor ihr an eine so große Aufgabe geht!'"

Damit verließ der eitle Mann, dessen sehr überschätzte geistige Bedeutung seinem Einfluß in damaliger Zeit nie gleichgekommen ist, die Gesellschaft, um nie wiederzukehren. Man kann sich denken, daß der moralische Entrüstungsausbruch dieses Predigers in der Wüste bei den Zurückbleibenden nur die ungeheuerste Heiterkeit erregte und wird die Bitterkeit verstehen, mit der nachher von dem in seinen heiligsten Gefühlen Gekränkten auf die "Freien" losgezogen wurde. Wenn dies gleichgültige Ereignis auch nicht zu "einem allgemeinen Stadtklatsch" gedieh, so trug es doch dazu bei, die "Freien" nach außen hin in Verruf zu bringen, um so mehr, [74] als sie selbst natürlich nicht daran dachten, zu antworten. Arnold Ruge aber bildete sich allen Ernstes ein, "halb und halb die Gesellschaft gesprengt zu haben".

Ein zweiter Besucher benahm sich zwar weniger albern als Ruge, indem er einfach stillschweigend fortging, als es ihm nicht mehr gefiel, war aber nicht glücklicher. Es war *Georg Herwegh*, der Dichter der "Gedichte eines Lebendigen", der auf seiner Triumphreise durch Deutschland ebenfalls im November 1842 nach Berlin gekommen war, wo er von dem König bekanntermaßen empfangen wurde, obwohl seine Gedichte erst kurz vorher in Preußen verboten worden waren. Er blieb bei den "Freien" nur eine kurze Weile, sprach auf Verlangen einige seiner Verse mit gewohnter Verve und ging wieder. In seinem Urteil über die Gesellschaft – er spricht von ihrer "Polissonnerie" – ist er offenbar stark durch Ruge beeinflusst worden, der sagt, daß Herwegh sogar Verse gegen das Unwesen gedichtet habe. Jedenfalls hatte sich der junge, gefeierte, damals schon so verhätschelte Dichter unter den freimütigen, formlosen Kritikern aller Verhältnisse wenig wohl gefühlt.

In der Öffentlichkeit wurde nachher behauptet, die "Freien" hätten Herweghs Besuch zum Anlaß einer großen Demonstration machen wollen, und es wurde heftig darüber hin und her gestritten, ob der Dichter überhaupt unter ihnen gewesen sei oder nicht. Herwegh selbst hat in einem an die "Rheinische Zeitung" gerichteten, noch unveröffentlichten Brief seinen Besuch überhaupt geleugnet, und wir müssen es ihm somit glauben. Genug, daß die Existenz der "Freien" auf alle Fälle wieder einmal festgestellt war. Sie waren eben, wie Bruno Bauer später sagte, das Gespenst des Jahres 1842; und mit Recht meint er, daß Herwegh sie besser hätte studieren müssen, als er es getan, um über sie so urteilen zu können

Ein dritter Gast, gleichfalls nur für den Teil eines einzigen Abends, war ein weit weniger bedeutender Dichter: *Hoffmann von Fallersleben*. Der in Breslau abgesetzte Professor durchzog als wehklagender Barde die deutschen Gaue und kam auch nach Berlin. Es war wieder die "Weinstube in der Poststraße" und nicht Hippel, die die Ehre auch dieses Besuches empfing. Hoffmann behauptet, die beiden Bauer's "in einem unzurechnungsfähigen Zu- [75] stande" gefunden und bei ihren "rohen und gemeinen Äußerungen sich so unbehaglich gefühlt" zu haben, daß er ausgewandert sei. Klingt schon der erste Vorwurf gerade aus diesem Munde etwas merkwürdig, so haben hier zweifellos auch noch andere Umstände mitgewirkt, um den höheren Bänkelsänger zum Fortgehen zu bewegen.

Aber, wie gesagt, die "Freien" ließen alle Kritik stillschweigend über sich ergehen und lachten höchstens dazu.

Der Besuch solcher Gäste, wie diese drei, trug nun zwar wesentlich dazu bei, den Ruf der "Freien" in der *Öffentlichkeit* zu verbreiten, aber in durchaus keiner schmeichelhaften Weise, und in der Presse – allerdings in welcher Presse! – wurde kaum jemals ein gutes Wort über die "Hippel'sche Bande" gesagt.

Wie viel dabei auf Rechnung der Sensation zu schreiben war, werden wir noch sehen. Einstweilen fragen wir, was überhaupt das Tun und Treiben einer privaten Gesellschaft die Öffentlichkeit anging?

Es war so gekommen. Ein offenbar beschäftigungsloser Korrespondent der "Königsberger Zeitung" hatte Anfang Juni 1842 dorthin in einem langen Artikel über die Entstehung eines Vereins berichtet, "dessen Zweck dahin gehen sollte, die bekannten holsteinischen 'Philalethen' aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts zu erneuern" und der den Namen "die Freien" führen würde. Was der betreffende Korrespondent dann weiter faselt, ist ungefähr das folgende: wie jene älteren Philalethen verwerfe auch der "Verein der Freien" die Bibel, wolle auch an Stelle der Tradition kein anderes bestimmtes Glaubensbekenntnis setzen, sondern einzig und allein die Autonomie des Geistes aufs Schild erheben, überhaupt schließe sich der neue Verein dem alten in allen Punkten an, nur nicht in seinem Verhalten zur Staatsgewalt; der neue Verein sei vielmehr entschlossen, gleich von Anfang an entschiedener hervorzutreten, so den Austritt seiner Mitglieder aus der Kirche öffentlich zu erklären, um nicht durch rein passives Verhalten in den Verdacht der Heuchelei zu geraten; usw.

Es versteht sich von selbst, daß dieser ganze Unsinn entweder in dem Gehirn des lohnhungrigen Tagesschreibers selbst entstanden [76] war, oder ihm durch einen Spaßmacher der Hippelianer suggeriert und dann von dem Nichtswisser für bare Münze genommen worden war.

Von Berlin aus hieß es denn auch nach Königsberg, daß man "hiesigenorts" überhaupt von dem "neuen Verein" nichts wußte.

Aber das "Frankfurter Journal" ließ sich abermals und noch gründlicher düpiieren. Es brachte sogar in einem Artikel vom 7. Juni das angebliche "Glaubensbekenntnis" der "Freien". So wahnsinnig erscheint dieses Dokument, wenn man die wirklichen Ansichten der so radikalen Gesellschaft kennt, daß man geneigt ist, irgendeine grobe Verwechslung oder Unterschiebung anzunehmen. Denn wenn aus dem Königsberger noch der soufflierende Schalk spricht, so hat sich offenbar der Frankfurter den Wisch irgendeiner religiösen Sekte in die Hand stecken lassen. So heißt es in diesem Glaubensbekenntnis, um nur einen Satz zu zitieren: "Wir glauben an einen einzigen, allmächtigen, allweisen Gott, den Schöpfer Himmels und der Erde, den Vater aller Wesen . . ." und am Schluß: "Wir feiern mit kindlichem Danke Feste zur Ehre des einigen Gottes . . . der unserer Seele gnädig sein möge jetzt und in Ewigkeit".

Die Öffentlichkeit glaubte denn auch nie im Ernste an die Existenz der Gesellschaft und blieb im Unklaren über ihre Ziele und Zwecke.

Was später in sie drang, beschränkte sich auf kurze Notizen, die allerdings ganz darauf berechnet waren, dem Philister einen Schauer vor dem wüsten Treiben der Verworfenen einzujagen, und sie ihm in Wirklichkeit so erscheinen zu lassen, wie sich seine Phantasie die "Verneiner alles Göttlich- und Menschlich-Heiligen" in ihren Träumen darstellte.

Eine Rolle haben die "Freien" als solche nie gespielt. Als sich in den Revolutionsjahren einige aus dem Kreise an der Bewegung beteiligten, taten sie es auf eigene Faust, und die Öffentlichkeit hatte den Kreis bereits so aus den Augen verloren, daß man ihre Namen nicht einmal mehr mit ihm in Verbindung brachte.

Er wäre heute überhaupt vergessen, wenn nicht die Erinnerung an einzelne, die ihm angehörten, immer wieder auch die an die Stätte ihrer Zusammenkünfte wachgerufen und wachgehalten hätte.

[77] Wie ging es nun bei Hippel zu?

War der *Ton des Kreises* wirklich ein derart unerhörter, wie berichtet wurde, oder beruhten die Gerüchte nicht zum größten Teil auf mehr oder minder böswilligen Übertreibungen, sowie auf Voreingenommenheit des Urteils?

Ganz gewiß ist das letztere der Fall.

Vor allem war der Ton ein sehr verschiedener, je nach der Zahl und Art derer, die gerade zusammentrafen.

Es mochte vorkommen, daß, wenn man zu Hippel kam, man Bruno Bauer mit irgendeinem der Anwesenden in eifriges Kartenspiel vertieft fand, das stundenlang dauern konnte. Es war Kreuz- oder Eichel-Mariage, was man spielte; kaum wurde ein Wort gesprochen, und den Pfeifen entstieg dichte Wolken; nur ab und zu fiel eine Bemerkung. Und wie er gekommen, so ging der kleine, knorrige Mann wieder und die anderen, die sich ebenso still auf ihre Weise amüsiert hatten, ebenfalls. Erstaunt fragen dann die Zuschauer eines solchen Abends: so also beschäftigen sich Menschen mit "Stirnen, an denen der Verstand zu Tage liegt"? – Aber das sind ja die reinen Philister!

Man konnte es aber auch anders treffen, besonders wenn viele der jüngeren Leute dabei waren. Dann war die ganze lange Tafel bis an das unterste Ende besetzt und in heftiger, lauter Diskussion verflocht der Abend: eine Bemerkung war gefallen, die irgendeinem nicht gefiel, er hatte sie aufgenommen, ein Dritter hatte geantwortet und bald war das lebhafteste Gespräch im Gange. Lange sprach keiner und jeder suchte sich kurz zu fassen. Höchstens Bruno Bauer hörte man einmal länger zu, wenn er in seiner scharfen, etwas überlegenen Weise sprach. Aber jeder sagte auch, was er dachte, und verschwiegen oder in gewählte Form gegossen wurde nichts. Nur Hand und Fuß mußte haben, was man sagte.

Daß an Allem die schärfste Kritik geübt wurde, war selbstverständlich. Vieles wurde mit dem Worte "Dreck" abgetan und oft wurde hierfür auch noch ein stärkeres gewählt. Wenn sich dann eine solche Unterhaltung bis an das Ende des Tisches gepflanzt, die ganze Gesellschaft ergriffen hatte und immer lebhafter und lauter wurde, dann mochte wohl ein zufällig zu Hippel geratener Fremder, [78] der von einem Nebentische her zuhörte und dem bei all den Schlagworten der Hegel'schen Schule, von denen er kein einziges verstand, etwas bänglich zu Mute wurde, sich schauernd fragen, wohin er denn eigentlich geraten sei.

Auch daß manche Abende in eine forcierte Lustigkeit ausliefen; daß von einem ernsten Gespräch dann keine Rede mehr war; daß einer den anderen durch Erzählen von Zoten und Zynismen zu überbieten suchte, ist wahr, und es wird bei solchen Gelegenheiten wohl vorgekommen sein, daß Edgar Bauer sich als richtiger Gamin auf dem Boden wälzte, oder Ludwig Buhl die Grenzen des Geschmacks allzuweit überschritt, als daß sein Betragen noch hätte entschuldbar gefunden werden können.

Aber regelmäßig endeten so diese Abende doch nicht. Die meisten verliefen vielmehr in der anregendsten und unbefangenen Weise.

Man betrat die zu ebener Erde gelegene Weinstube in der Friedrichstraße 94, nachdem man in den Torbogen getreten war und sich nach rechts gewandt hatte, befand sich in einem geräumigen schmucklosen Zimmer, durch dessen Mitte hin sich ein langer Tisch erstreckte und nahm an ihm Platz, wo gerade einer frei war, und wo es einem beliebte. Hatte man Lust, so nahm man am Gespräch teil, natürlich ohne sich seinem Nachbar erst "vorzustellen" – es konnte oft lange dauern, bis man zufällig erfuhr, wer der war – ; hatte man keine Lust zu reden, so schwieg man. Bald kam auch Hippel heran, der für gewöhnlich wortkarg, aber immer aufmerksam in seiner Ecke stand und mehr innerlich an dem Treiben seiner Gäste Anteil nahm, und brachte das Gewünschte.

An Stoff zu Gesprächen fehlte es in jenen erregten Jahren ja nie: da war die Zensur, die unerschöpflichen Anlaß zu stets neuer Beleuchtung der herrschenden Gewalt bot; die Zwanzig-Bogen-Frage; die immer mehr um sich greifende Bewegung des Sozialismus und ihr Gang durch die verschiedenen Länder, der beginnende Judenhaß; die religiöse und die studentische Bewegung; die eigenen, unaufhörlichen Kämpfe mit den Autoritäten – um nur einige dieser Themata zu nennen und hundert andere zu übergehen.

Getrunken wurde im Allgemeinen nicht über den Durst und wenn auch Fälle von Trunkenheit vorgekommen sein mögen, so [79] gehörten sie doch zu den Ausnahmen; wie mancher Fremde mag übrigens schon in der leidenschaftlichen Lebhaftigkeit des einen oder anderen Bezechtheit erblickt haben!

Dagegen waren Einzelne der "Freien" in Foppereien und Neckereien groß. Galten diese nun einem zufällig in die Gesellschaft geschneiten Fremden, der sich selbst als brauchbares Opfer auswies, oder der Öffentlichkeit, indem man in eine Erklärung zu Gunsten der "Lichtfreunde" z.B. unter viele andere auch die Namen der am meisten genannten "Freien" einschmuggelte – man war stets dabei, die Dummheit und Einfalt zum Narren zu halten, wie man sich auch gegenseitig nicht immer gerade zart anpackte.

Hippel genoß auch deshalb die Gunst der "Freien" in so besonderer Masse, weil er – pumpte. Als aber auch seine Geduld einmal zu Ende ging und er sich weigerte, noch weiter Kredit zu geben, da ergrimten die "Freien" und zogen unter die Linden, wo Kriegsrat gehalten wurde, der denn auch zu einem überraschenden Resultat führte. Man beschloß, die Linden "abzufechten". Es war Enno Sander, in dessen Kopf diese geniale Idee auftauchte und der sie auch zuerst ausführte. Sobald er ein seinem Zwecke dienlich erscheinendes Individuum bemerkte, trat er hinzu, zog den Hut und bat demütig: "Ich wollte bitten um eine Kleinigkeit, und wenn's auch bloß ein Taler wär". Hippel pumpt nicht mehr und wir möchten gern noch eine Bowle trinken . . ." Am ersten Abend sollen sie besonderes Glück gehabt haben: gleich einer der ersten war ein Fremder, der den Witz belachte und die ganze Gesellschaft zurück zu Hippel nahm, wo bis zum Morgengrauen, und mehr als eine Bowle, getrunken wurde. Am ersten Abend – denn dieser Scherz wurde in allem Ernst mehrfach wiederholt: man zerstreute sich, verabredete eine bestimmte Straßenecke und traf sich nach einer halben Stunde wieder, um den Raub zusammenzutun und ihn im Kapkeller oder irgendwo anders in Flüssigkeit und Freude umzusetzen. Wenn man auch nicht immer einen "fremden Herrn" fand, so brachte man es doch ein anderes Mal auf zehn Taler und immer auf etwas.

Im Sommer wurden gemeinschaftliche Ausflüge nach dem "Spandauer Bock" gemacht, oft in großer Anzahl, oder auch nach Treptow und anderen Punkten der Umgebung.

(80) Bei ganz besonderen Gelegenheiten aber ging es nach Köthen. Dort hatte sich nach dem Muster der "Freien" die "Kellergesellschaft" gebildet, in der es zuweilen noch toller hergegangen sein soll als an den lautesten Abenden bei Hippel. Kamen nun die "Freien" erst herüber, so erreichte die Fröhlichkeit ihren höchsten Gipfel, und die Welt wurde, so weit es anging, auf "den Kopf gestellt", bis man nach einigen durchjubelten Tagen und Nächten wieder nach Berlin zurückkehrte.

So ging es bei den "Freien" zu . . .

Wir werden ihr ganzes Treiben nur recht verstehen können, wenn wir eines nicht vergessen: alle diese Männer lebten in der sicheren Hoffnung, bald in das Leben der Freiheit zu treten. Da aber das so sehnsüchtig erhoffte sich immer noch nicht öffnete, so benahm man sich wie in seinen Flegeljahren: ungeduldig, launisch und widerspruchsvoll. Aber dieser scheinbare Fehler war zugleich der Vorzug der jugendfrischen Leute, und es macht gerade wiederum den größten Reiz ihrer Gesellschaft aus, daß in jedem jede Stimmung des Augenblicks ihren ungezwungenen Ausdruck finden durfte. Wenn sie auch noch keine "Freien" gewesen sind, so waren sie doch alle innig bestrebt, als solche zu erscheinen . . .

In diesem unablässigen Ringen nach Freiheit lag auch die *Bedeutung* des Kreises. Zu keiner Zeit war die Kritik, die Mutter allen Fortschritts, so angesehen, wie damals unter seinen Mitgliedern; nie war sie unerbittlicher gewesen und niemals vorher hatte sie sich so weit vorgewagt. Sie legte ihre Axt an Begriffe, die bis dahin unerschütterlich festgestanden hatten. Ihre Ehrlichkeit war so groß wie ihre Unerschrockenheit. Sie war noch weit von ihrem letzten Ziel: was sie gewann, war wenig mehr als was sie aufgegeben.

Aber einer war unter ihnen, der sie über sie hinaus zu ihm führen sollte . . .

Wir haben gesehen, wie der "schlechte Ruf" der "Freien" entstanden war: durch die Gäste, die in der nichts verschonenden Runde nicht die gehoffte Rolle spielen durften und sich deshalb von ihr "abgestoßen fühlten"; und durch jene, die überhaupt für dies un- [81] gebundene, kecke, laute und oft zügellose Leben keinen Sinn hatten und nur seine nicht immer glatten Äußerlichkeiten sahen.

So viel des Anekdotenhaften über die Tafelrunde berichtet worden ist, so wenig Worte gerechter Würdigung sind für sie gefunden worden. Und doch haben so viele in ihr gesessen, wohl an die hundert, und jeder hat – wenn oft auch nur wenige – Stunden der Anregung in ihr verlebt, freie und darum gute Worte vernommen, und ist nicht ärmer gegangen als er gekommen, es sei denn an – "Idealen"! . . .

Einzig und allein durch die ihm innewohnende Anziehungskraft hat sich der merkwürdige Kreis fast ein ganzes bewegtes Jahrzehnt hindurch gehalten, allein ein Beweis schon für seine Bedeutung.

So ist er eine gute Schule scharfer Beweisführung und unerschrockenen Denkens gewesen in einer Zeit, als alles Alte zusammenzubrechen schien, um dem Neuen Platz zu machen. Und als das Alte in anderer Form sich wieder erhob, haben die stillen und unsichtbaren Errungenschaften jener Tage doch noch fortgewirkt und sich erneuert in den unseren.

Darum ist es nicht zu viel, wenn wir sagen : Kaum jemals in der Geschichte eines Volkes – es sei denn zur Zeit der französischen Enzyklopädisten – hat sich ein Kreis von Männern zusammengefunden, so bedeutend, so eigenartig, so interessant, so radikal und so unbekümmert um jedes Urteil, wie die "Freien" bei Hippel ihn in dem fünften Jahrzehnt des Jahrhunderts in Berlin gebildet haben.

Es war ein Kreis, vielleicht nicht wert, aber auch nicht unwürdig eines Mannes, der eines seiner treuesten Mitglieder und seine größte Zierde gewesen ist, eines Mannes, durch den er für die Nachwelt eine Bedeutung und ein Interesse gewonnen hat, die den Namen der "Freien" mit dem seinen hinübertragen werden in das Gedächtnis der Zukunft.

[83]

VIERTES KAPITEL MAX STIRNER

[84]

MAX STIRNER
1840-1845

DER NAME STIRNER. – ÄUßERE ERSCHEINUNG. – WESEN UND CHARAKTER. – STIRNER UNTER DEN "FREIEN". – ERSTE VERÖFFENTLICHUNGEN. – ZEITUNGSKORRESPONDENT. – LITERARISCHE ARBEITEN. – ZWEITE EHE. – GESCHICHTE DER TRAUUNG. – MARIE DÄHNHARDT. – DIE JAHRE DER HÖHE.

[85] In diesem Kreise der "Freien" erscheint während eines vollen Jahrzehnts die Gestalt Max Stirner's.

Denn *Max Stirner* – so wurde Johann Caspar Schmidt schon als Student von seinen Kommilitonen seiner auffallend hohen Stirn wegen genannt, so unterzeichnete er seine ersten öffentlichen Arbeiten, so wurde er in dem Kreise seiner Bekannten ausschließlich angedredet und so nannte er sich selbst, um diesen Namen endlich auch auf jenes Werk zu setzen, das ihn unsterblich machen sollte für alle Zeiten . . .

Und Stirner, so sei er von jetzt an auch hier genannt.

Wer nun war Max Stirner? – *Wie sah er aus?* – Wie war sein Wesen? – Und welches war sein Charakter? – Mit einem Worte: wie war *der Mensch*? – Das ist die Frage, die bisher so völlig unberücksichtigt bleiben mußte, weil sich keine Zeugen für ihre Beantwortung finden konnten, die nun aber, wo der, dem sie gilt, für uns in den "Kreis der Lebenden" tritt, vor allen anderen mit Recht die erste und eingehendste Beachtung beansprucht.

Äußerlich von Mittelgröße – eher unter, als über ihr – war Max Stirner ein gut gewachsener, schlanker, fast hagerer Mann, unauffällig in jeder Weise. Einfach, aber stets mit peinlicher Sorgfalt und Sauberkeit gekleidet, war seine gedrungene Erscheinung durchaus die eines Menschen ohne jede äußere Prätension, und wenn er hier und da für einen Dandy erklärt wurde, so mag daran erinnert werden, daß manche schon jeden ordentlichen, wenn auch noch so einfach gekleideten Menschen für einen Stutzer halten, was Stirner ganz gewiß nicht war. Er hatte vielmehr etwas von einem höheren Lehrer an sich, "einem höheren Mädchenlehrer besserer Art", und dieser Eindruck wurde noch verstärkt durch die silberne Brille – als Lehrer bei der Frau Gropius soll er eine

“dünne Stahlbrille mit [86] kleinen Gläsern” getragen haben, – die, wenn er sie abnahm, was er öfters tat, den durch sie verursachten starken Einschnitt über der Nase zeigte.

Nie erschien er vernachlässigt, wenn er auch in späteren Jahren, als Not und Vereinsamung ihn bedrängten, nicht mehr die alte Genauigkeit auf sein Äußeres verwandt haben mag.

Er trug einen kurzen blonden Backen- und Schnurrbart, während das Kinn stets glattrasiert war, und das blonde, ins Rötliche spielende, leichtgelockte und kurzgeschnittene weiche Haar ließ die mächtige, gewölbte, ganz auffallend hohe und bedeutende Stirn völlig frei.

Hinter der Brille blickten helle, blaue Augen ruhig und sanft, weder träumerisch noch durchbohend, auf Menschen und Dinge. Den feinen, schmallippigen Mund umspielte gern ein freundliches Lächeln, das sich indessen mit den Jahren verschärfte und die innerliche Ironie verriet, wie überhaupt von manchem eine “stille Geneigtheit zum Spott” bei Stirner bemerkt wurde. Dieser Zug, von anderen wieder als Verbitterung ausgelegt, hatte ihn aber in den Jahren, in denen er uns hier erscheint, sicher noch nicht ergriffen, und hat sich noch weniger jemals gegen irgend jemand verletzend gewandt.

Die Nase war mäßig groß, kräftig, spitz auslaufend; das Kinn ebenfalls von energischer Form. Besonders schön waren Stirner’s Hände: weiße, wohlgepflegte, schlanke, “aristokratische” Hände.. .

Alles in allem war so seine stattliche Erscheinung durchaus sympathisch. Selbstbewußt, ruhig, ohne hastige und eckige Bewegungen, soll ihr ein leiser Zug von Pedanterie nicht gefehlt haben.

So schmerzlich es ist, es existiert doch kein Bild, das die Schilderung zu bekräftigen und zu vertiefen im Stande wäre.

Seinem Äußeren entsprach durchaus Stirner’s *Wesen und Charakter*, deren Grundzug der einer unerschütterlichen Ruhe und Gelassenheit war.

Von unbedingter, gleichmäßiger Liebenswürdigkeit allen gegenüber, mit denen er verkehrte; nie vom Zorn hingerissen oder gar von ihm übermannt; gefällig, wo er es sein konnte – so wenig er sonst [87] besagt, gibt doch von seiner Hilfsbereitschaft gerade der eine der beiden von seiner Hand noch erhaltene Brief einen Beweis – ; unaufdringlich in jeder Weise, in Wort wie in Tat; ohne Überhebung und ohne Eitelkeit, genoß er die allgemeinste Achtung und Sympathie, und nie, aber auch nie, soll es vorgekommen sein, daß er irgend jemandem einen Vorwurf gemacht und ihn ermahnt, oder etwas Mißliebigen hinter dem “Rücken des Nächsten” gesagt hätte – ein Zeugnis innerlicher Vornehmheit, wie es gewiß nur wenige Menschen für sich in Anspruch nehmen dürfen.

So hatte Stirner keinen einzigen persönlichen Feind. Da er selbst durch seine Person und sein Leben das Urteil nicht herausforderte und keinem Menschen zu nahe trat, fiel es nicht auf ihn.

Aber wie er keinen Feind hatte, so hat er auch keinen einzigen intimen Freund besessen. Durchaus geschmackvoll, wie er war, mußten ihm die brüderlichen Umarmungen ebensowohl wie die sentimental Herzenergießungen der jugendlichen Freundschaft ein Greuel gewesen sein, und in späteren Jahren brauchte er offenbar keinen Vertrauten für das, womit er selbst fertigzuwerden sich zutrauen durfte. Das Beste und Tiefste hat er trotzdem mit verblüffender Offenherzigkeit gesagt, aber er hat sein Wort nicht gerichtet an die ihn Umgebenden und Nahestehenden, die ihm nicht folgen konnten, sondern über sie hinaus an die, die er nicht kannte und in denen er doch vielleicht seine besten Freunde gesehen hat . . . Wer auch wohl hätte ihm eine geistige Freundschaft bieten können, die er nicht hinter sich gelassen hätte auf seinem langen Gang? – Die Vorgesrittensten seiner Zeit hatte er in fast täglichem Verkehr um sich: sie waren alle mehr oder minder stecken geblieben, so weit sie auch schon gegangen sein mochten, in der Kritik dessen, das er bereits vernichtet. Außer dem Verkehr mit ihnen aber verlautet nichts von anderweitigen Bekanntschaften Stirner’s, und es darf mit Recht angenommen werden, daß, da seine sämtlichen anderen persönlichen Beziehungen unverfolgbar sind und keine Anhaltspunkte irgendeiner Art sich ergeben, er weitere überhaupt nicht angeknüpft hat; daß er einsam wie seine Gedanken durch das Leben gegangen ist.

Diese eigentümliche Verschlossenheit seines Charakters erstreckt sich auch auf sein ganzes privates Leben. Man wußte nichts von [88] ihm: von seinem Leben, seinem Erwerb, seinen Neigungen, seinen Freuden und Leiden. Er verbarg sie, indem er nie über sie sprach, sie nie äußerte. Es muß in der Art seines Wesens ein schweigend-abweisender Zug gelegen haben, der vorlaute und neugierige Fragen nicht herankommen ließ. Und außerdem hatte von den Hippelianern ja jeder so viel mit sich zu tun!

Gewiß hat Stirner nur wenige Menschen in seinem Leben geliebt und wirklich geachtet und sicherlich hatte er ein Recht dazu. Die Masse muß ihm so gleichgültig gewesen sein wie ihr ganzes Gebaren, und er muß nur zu oft das Gefühl empfunden haben, von dem er einmal spricht: sich in einem Tollhause unter lauter Narren zu befinden. Er wählte das einzige Mittel, das sich ihm bot: er ging den Narren möglichst aus dem Wege. Er kümmerte sich nicht um sie. Daher denn die freundliche und abweisende Ruhe, die zwar in lebhaftem Gedankenaustausch gern und oft einem offenbaren Interesse am Gegenstand der Unterhaltung wich, und doch zugleich nie eine gewisse Grenze der Vertraulichkeit zu überschreiten erlaubte.

Stirner muß im Grunde eine äußerst sensible und ungewöhnlich feinfühlig Natur gewesen sein. Eine Äußerung, die er einmal einem Freunde gegenüber getan hat, ist viel zu charakteristisch, und eine solche viel zu selten aus seinem Munde, als daß sie hier übergangen werden dürfte. Er erzählte jenem Freunde, daß sich seine erste Frau

einmal unbewußt im Schlaf entblößt habe, und daß es ihm unmöglich gewesen sei, sie von dem Augenblick an wieder zu berühren. – Das Rätsel, wie er so lange Jahre in dem lauten, oft rohen Kreis bei Hippel aushalten konnte, müssen wir später noch zu lösen versuchen.

Seine Gleichgültigkeit gegen so viele kleine Dinge, die andere Menschen lebhaft erregten, wurde oft als Schwäche, seine Passivität als Energielosigkeit und Mangel an Widerstandskraft ausgelegt. Daß er für den lärmenden und aufreibenden Kampf des Tages um das Dasein zu ungeeignet war, um aus ihm immer als Sieger hervorzugehen, daß er die Dinge oftmals so gehen ließ, wie sie gingen und sich vor ihren groben Forderungen in die Stille seines Innern flüchtete, steht außer Frage; er folgte eben seiner Natur. Daß er aber glücklicher gewesen wäre, wenn er “gegen sich” angegangen wäre, [89] das ist eine Behauptung, die bei einem Manne, der wie kein anderer in die Gründe dessen, was die Menschen treibt, eingedrungen ist, durchaus des Beweises bedarf. Stirner hat die Zügel seines Lebens nie aus den Händen verloren; aber er hat sie oft locker gehalten und ließ die Tage meistens laufen, wie sie wollten.

Man hielt den äußerlich so leidenschaftslosen Mann keiner Leidenschaft für fähig und nichts spricht dafür, daß er es war – von einigen Stellen seines Werkes abgesehen. Vielleicht war er ohne Leidenschaft. Jedenfalls war er ohne alle Brutalität.

Wie ohne Leidenschaft, so soll Stirner auch ohne Ehrgeiz gewesen sein und ohne Ehrgefühl. Nun, da die Ansichten der Menschen über Ehre nicht die seinen waren, so konnten es auch seine Gefühle nicht sein; und wenn sein Ehrgeiz auch nie nach kleinen Zielen geheizt hat, so hat er ihm doch einmal in so erschöpfender Weise Genüge getan, wie es nur wenigen beschieden ist. Die Erfolge des Tages konnten ihm nichts sein, und der eine, große bei der Nachwelt war ihm gewiß. Und das wird er gewußt haben.

Bedürfnisse waren ihm fast unbekannt. Mäßig im Essen und Trinken lebte er in offener Zufriedenheit in der Einfachheit, in der er erzogen war, und der einzige Luxus, den er sich gestattete, waren gute Zigarren. Denn er rauchte viel, fast den ganzen Tag. Wie er “seine Sache auf Nichts gestellt hatte”, so hat er nie sein Herz so vollständig an etwas gehängt, daß es sein Leben hätte vernichten oder auch nur bis zur Unerträglichkeit hätte belasten können: weder an einen Menschen, noch an die kleinen Dinge des täglichen Lebens. Und wenn er keinen Menschen direkt glücklich gemacht hat, so hat er noch weit mehr auch niemals einen Menschen allein durch eigene Schuld, und sei es für eine Stunde, unglücklich gemacht. Man nannte in früheren Zeiten einen solchen Menschen einen Weisen.

Ein Mensch, wie wenige dazu geschaffen, ein Freier unter Freien und verdammt dazu, ein Glied in der Kette der Herren und Knechte zu sein! – Und doch ein Mensch, stolz und sicher wie wenige andere, diese Kette der Menschen von sich streifend, und unter ihnen gehend ohne Verachtung und Haß, aber auch ohne Mitleid und Liebe, und so die Notwendigkeit des Lebens erfüllend, die er als solche erkannt.

[90] So steht Stirner da, ohne inneren und äußeren Widerspruch, einfach, schlicht und groß, und nichts beunruhigt in seiner Erscheinung, es sei denn ihre Seltenheit. Alles lebt in dem Menschen, was in seinem Werk lebt: die unerschütterliche Erkenntnis dessen, was das Leben hält – die Erkenntnis der Selbstbewahrung!

Er ruft nicht nach lärmender Liebe und lauter Bewunderung. Aber wer die Freiheit liebt, wird auch den Menschen lieben müssen, der, ihre Gesetze befolgend und so sich selbst behauptend, so sympathisch vor uns steht, wie er uns erscheint unter den “Anderen”, zu denen wir ihm nun folgen.

Wann *Stirner in den Kreis der “Freien”* trat, läßt sich mit Bestimmtheit kaum sagen: der Berechnung nach mag es Mitte oder Ende 1841 gewesen sein, denn er kannte Karl Marx nicht, der Berlin zu Anfang dieses Jahres verlassen hatte.

Jedenfalls war er schon bei den regelmäßigen Zusammenkünften bei Walburg in der Poststraße, der “alten Post”, um dann Jahre hindurch einer der regelmäßigsten Besucher der Hippel’schen Tafelrunde zu bleiben.

Er gehörte durchaus zu dem engeren Kreise: mit den Bauer’s, besonders mit Bruno, mit Buhl, Meyen, Engels, Rutenberg, Mussak und anderen war er gut befreundet und bekannt, und stand mit den meisten von ihnen auf Du und Du.

Besonders liiert soll er mit C. F. Köppen und mit Hermann Maron gewesen sein; ebenso mit Dr. Arthur Müller. Eigentlich intim war Stirner, wie bereits erörtert, mit keinem von allen.

Auch auf welche Art und Weise er zuerst mit dem Kreise in Berührung kam, ist nicht mit Gewißheit zu sagen. Ob es durch Bruno Bauer selbst geschehen war, den er schon als Studenten kennengelernt haben mochte, denn auch dieser hatte 1827 zu Füßen Hegel’s gesessen? – Ob seine ersten Arbeiten die nähere Bekanntschaft mit sich brachten, oder ob er vielmehr durch die scharfen Geister selbst erst dazu veranlaßt wurde, die Feder zu ergreifen zur Mitarbeiterschaft an denselben Zeitungen? –

Genug, daß es der einzige Kreis geblieben, dem er sich je enger angeschlossen hat; in ihm fand er die Geselligkeit, die er brauchte, und [91] auf manche hat es den Eindruck gemacht, als ob er sich mehr dieser Geselligkeit, als einer inneren geistigen Gemeinschaft wegen zu ihm hingezogen fühlte. Die letztere Vermutung gewinnt an Wahrscheinlichkeit, wenn wir uns erinnern, wie feinfühlig auch in Bezug auf Äußerlichkeiten er war. Wie wir gesehen haben, war übrigens dieser Kreis wie kein anderer dazu angetan, ihm zwanglos alle jene Persönlichkeiten zu und wieder an ihm vorüber zu führen, an denen er ihrer Ansichten wegen das meiste Interesse nehmen mußte.

So laut und lärmend es sonst bei Hippel zuzuging, so still und zurückhaltend verhielt sich Stirner. Ganz selten beteiligte er sich an den leidenschaftlichen Diskussionen, und nie verfiel er in die zynischen, sich selbst überbietenden Redensarten, mit denen sie so oft endeten. Nie hat jemand ein heftiges, rohes oder gar gemeines Wort von ihm gehört, wie sie bei Hippel gerade keine Seltenheit waren. Ruhig, lächelnd, "behaglich", wie ein "Genußmensch", saß er da in dem ewig bewegten Kreise, warf ab und zu eine treffende Bemerkung oder ein Scherzwort, die bewiesen, wie genau er trotz alledem zuhörte, in die allgemeine Unterhaltung, und sah dem Rauch seiner Zigarre nach.

Dabei war er durchaus nicht eigentlich schweigsam. Im Gegenteil, er unterhielt sich gern mit seinem zufälligen Nachbarn, und dieser hatte oft Gelegenheit, innerlich das ausgebreitete sichere Wissen, mit dem Stirner die verschiedensten Gebiete beherrschte, die das Gespräch betrat, als der Gelehrte ersten Ranges, für welchen er bei seinen näheren Bekannten galt, zu bewundern. Er soll ungern philosophiert haben, sagt der eine; wenn er es tat, geschah es sicherlich über Feuerbach, sagt der andere.

Von sich sprach Stirner selten, fast nie, und völlig fern lag ihm jede Art von Geschwätzigkeit. Die meisten, die gar keinen Begriff von seiner eigentlichen Bedeutung hatten, hielten den "stillvergnügten", einfachen, peinlich-bescheidenen Mann für einen harmlosen, wenig bedeutenden Menschen, ohne zu ahnen, was hinter ihm steckte, und sahen über ihn hinweg, bis er dann später die Aufmerksamkeit aller in so hohem Grade auf sich ziehen sollte.

Bei den tollen Streichen der "Freien" wird sein Name nicht genannt, doch wird er auch ihnen mit derselben stillen Vergnügtheit zugesehen [92] haben, wie dem ganzen Treiben, da er alles andere als ein Spaßverderber war. Dagegen nahm er Teil an den sommerlichen Ausflügen, nach dem Spandauer Bock, nach Treptow, wohin es gerade ging.

Auch sonst war er keineswegs ungesellig und er verschmähte es nicht, bei dem einen oder dem anderen seiner jugendlichen Bewunderer auf deren Studentenbuden eine Tasse selbstgemachten Kaffee zu trinken und Pfannkuchen dazu zu essen, wie wir ihn auch in der Sylvesternacht des Jahres 1847 einer Einladung des ungarischen Übersetzers und Schriftstellers Kertbeny Folge leisten sehen, die zu einer "ziemlich langen débauche" auf dessen Stube führte; und so mag er noch mancher anderen Einladung mit der bei ihm eigenen, großen Liebenswürdigkeit, die er auch gegen alle seine Besucher hatte, gefolgt sein – immer ein unauffälliger, nie störender, gern gesehener Gast, der umgänglich-heiter war und gern über einen guten Witz lachte, ohne selbst je den Mittelpunkt zu bilden und dies auch nur zu wünschen.

Bis 1846 war Stirner übrigens auch regelmäßiger Kaffeegast in der berühmten "roten Stube" der Stehely'schen Konditorei am Gendarmenmarkt, wo sich alles zu versammeln pflegte, was Berlin damals an unruhigen, aufgeregten, geistreichen Köpfen, vor allem unter den Zeitungskorrespondenten besaß, und wo er viele traf, die er noch denselben Abend bei Hippel wiedersehen sollte. Auch das Bernstein'sche Lesekabinett in der Behrensstraße wird er in früheren Jahren oft besucht haben.

Aber immer wieder von neuem treffen wir ihn nur bei Hippel. Hier liegen die Fäden, die ihn an die Außenwelt knüpften: hier haben ihn alle gesehen, die sich seiner noch in späteren Jahren erinnerten; hier fand er die Menschen, die er "verbrauchte", ohne ihnen wehe zu tun . . .

So war Max Stirner nach außen in der Zeit, als ihn innerlich rastlos die Gedanken bewegten, mit denen er rang, bis er sie bezwungen und gebunden: zunächst nur in vorbereitenden Studien; und so war er später: immer sich selbst gleich.

[93] In eine nur wenig spätere Zeit, als sein Eintritt in den Kreis der "Freien", in den Januar 1842, fallen die beiden *ersten Veröffentlichungen* Stirner's, von denen wir wissen: die Abhandlung über Br. Bauer's Posaune und das "Gegenwort".

Die erste, eine Besprechung des eben, gegen Ende 1841, bei Wigand in Leipzig erschienenen und Aufsehen erregenden anonymen Buches von Bruno Bauer "Die Posaune des jüngsten Gerichts über Hegel den Atheisten und Antichristen. Ein Ultimatum" erschien in dem von Karl Gutzkow bei Campe in Hamburg herausgegebenen "Telegraph für Deutschland" in den Nummern 6-8 vom Januar 1842 und ist unterzeichnet mit "Stirner" – das erste Mal, daß dieser Name gedruckt erscheint. Sie muß also kurz vorher, wohl Ende Dezember, geschrieben sein.

Der Aufsatz: "*Über B. Bauer's Posaune des jüngsten Gerichts*" beginnt mit einem Protest gegen die faule "Friedenszeit der Diplomatie", um sodann der Hoffnung Ausdruck zu geben, daß ihr durch das anonyme Werk, dessen Verfasser nicht schwer zu ermitteln sei, wenn man den wissenschaftlichen Standpunkt seiner Werke kenne, ein Ende bereitet werde. Die "köstliche Mystifikation", die sich selbst in die Gewänder eines Pfaffen hüllt, wendet sich gegen die verruchte Rotte der jungen Hegelianer und findet dabei ihre ganze revolutionäre Bosheit in – Hegel selbst, den sie nun der erstaunten Welt als philosophischen Jakobiner zeigt.

Hegel, der allmächtige Hegel, hat bei seinem Sturm auf den Himmel zwar den Gott vom Thron gestoßen, aber die zerflatternde Schar der Engel sammelt sich wieder und stößt in die Posaune des jüngsten Gerichts über ihn – den Atheisten und Antichristen! Nun aber auch kein Friede mehr: der weltgeschichtliche Ruf der Deutschen zum Radikalismus erfülle sich . . .

So führt Stirner auf das Buch zu, dessen Inhalt indessen, "durch keine Rezension verzettelt dem Leser vor Augen kommen soll". Er streift ihn daher nur flüchtig und behält sich vor, beim Erscheinen der angekündigten zweiten Abteilung einiges nachzutragen. Zu einer Erfüllung dieses Versprechens ist es in dieser Form nie gekommen: Bauer hatte, statt weiter in die Posaune zu blasen, genug mit seiner Absetzung und der Gründung und Leitung seiner groß- [94] angelegten "Literaturzeitung" zu tun, und Stirner schritt bald über ihn hinweg mit jenen Arbeiten, die sich ihm dann schnell zu dem Plan seines Lebenswerkes verdichtet haben müssen.

Warum er, so fragt er am Schluß noch, dieses Buch so getrost für eine Mummerei des Verfassers (dem er bei seinen späteren Arbeiten charakteristisch und nicht ohne eine stille Bosheit ein besseres Gedächtnis in Bezug auf Hegel wünscht) nehme? – und gibt sich selbst zur Antwort: "Weil nie ein Gottesfürchtiger so frei und intelligent sein kann, wie der Verfasser es ist". –

Die andere dieser beiden ersten Veröffentlichungen Stirner's ist eine anonyme Schrift : die Antwort auf eine, aus dem damals die Gemüter bewegenden Kampf um die Sonntagsfeier hervorgegangene und am Neujahrstage an die Kirchengänger in Berlin verteilte Schrift Berliner Prediger, die indessen wenig Anklang fand und dem Spott der allezeit spottlustigen Berliner verfiel. Diese Antwort betitelt sich: "*Gegenwort* eines Mitgliedes der Berliner Gemeinde wider die Schrift der siebenundfünfzig Berliner Geistlichen: Die christliche Sonntagsfeier, ein Wort der Liebe an unsere Gemeinen", und erschien, gut gedruckt, als Broschüre von 22 Seiten zum Preise von 4 Ngr. im Verlage von Robert Binder in Leipzig.

Die Autorschaft Stirner's an ihr ist erwiesen.

Die 57 Verfasser des "Wortes der Liebe", die es wohl am besten wissen müßten, meint Stirner, klagen selbst über den "Verfall der Kirche", und sie erinnern uns nur selbst daran, daß wir viel weiter sind, als wir es wissen. Aber sind wir darum schlechter, weil wir nicht mehr kirchlich sind? – Was uns fehlt, ist Begeisterung, aber die Kirche begeistert uns nicht mehr. Die Gläubigen handeln vernünftiger, als sie glauben. Indem er sich an sie selbst wendet, rüttelt er sie auf: Ihr fürchtet euch nur, sagt er, euer Recht zu behaupten, laßt euch als unmündige Kinder behandeln, wo ihr "das unverteilbare Recht der Männer zu wahren hättet!" Laßt euch durch eure Lehrer, eure Prediger über des Menschen Wert belehren und sie werden, sobald die Lehrfreiheit ausgesprochen ist, genug der Zuhörer haben. Denn Menschen seid ihr, bevor ihr Christen seid, und bleibt es, auch wenn ihr solche geworden seid. Überzeugt will ich werden, nicht zum Glauben gezwungen. Ihr aber seid einstweilen nur [95] aus Knechten zu Kindern geworden; freie und mündige Menschen seid ihr noch nicht. Was braucht ihr aber immer noch einen Gott, der nicht euer eigenes Selbst ist? Was immer noch einen Herrn? – Ihr glaubt ja doch nicht mehr an ihn. Bekennt es daher frei und fordert auch für eure Lehrer die unveräußerliche Lehrfreiheit. – Das "Wort der Liebe" wird dann eingehender betrachtet. Das Deuteln der "Diener am göttlichen Wort", das doch unverrückbar feststehen müßte, an diesem ist längst widerwärtig geworden und einen freien Menschen, ja, einen "Sünder" zu vernehmen, erhebender als diese Gerechten. Auch wir sind ernste und gewissenhafte Leute, aber wir glauben durchaus nicht, daß die Gottesfurcht das Höchste und Heiligste sei, mag ohne sie auch die Selbstsucht zunehmen und die Ehrfurcht gegen "die von Gott eingesetzte Obrigkeit" und der Gehorsam vergehen. Sie, die Geistlichen, dürfen dies sogar offen aussprechen, während wir, die wir "reden mochten, wie's uns um's Herz ist", nur das Gebot haben, zu schweigen! – Wenn uns unser Gottverlassensein vorgeworfen und uns die Juden als Beispiel hingestellt werden, so antworten wir: bietet uns nur ein freies Wort, und ihr werdet sehen, wie sich eure Kirchen wieder füllen. Wir meiden sie so lange, als dort nicht freie Geister sprechen. Wir, die wir Gott nicht fürchten, stehen nicht in der Schuld, sondern im Recht. Auf den Kampfplatz tritt der wahren Frommen wahrer Feind: der wiedergekommene Christus. Blickt daher vorwärts, nicht zurück, und wenn ihr uns die Briten entgegenhaltet, die frei sind trotz der Tyrannei ihrer Kirche, so gebt uns erst ihre Freiheit. Die Zeit der Frömmigkeit ist vorüber, und die Gegenwart fordert das rein Menschliche, das allein "das wahrhaft Göttliche" ist. Bei euch steht es, ob ferner fromme Abhängigkeit oder die sittliche und mutige Freiheit herrschen soll. Und indem er sich den Geistlichen selbst wieder zuwendet, ruft der Schreiber aus: Daher nochmals – erkämpft sie euch selbst, ihr Prediger des göttlichen Wortes, die Freiheit der Rede, die Lehrfreiheit, und wir werden die Errungenschaft mit euch feiern. Denn nicht bloß zu den Laien, auch zu euch habe ich gesprochen. "Lasset uns, wo und wie wir uns auch wieder begegnen, als freie Menschen einander ins Auge sehen!"

Das "Gegenwort" erschien gegen Ende Januar, traf am 1. Februar [96] in Berlin ein und wurde bereits am 9. verboten. Es muß also sofort nach Erscheinen der Schrift, gegen die es sich wandte, geschrieben sein – in der ersten und zweiten Januarwoche.

Über seinen Inhalt entspann sich ein lebhafter Notenaustausch zwischen der preußischen und der sächsischen Regierung. Der Minister Rochow schreibt an den sächsischen Regierungsbevollmächtigten, er verstehe nicht, wie die Schrift, deren verführerische Sprache und wohlfeiler Preis ihr viele Abnehmer zu verschaffen geeignet sei, die sächsische Grenze habe passieren können.

Dieser, Falkenstein, antwortet, die Schrift habe nur in seiner Abwesenheit das Imprimatur erlangen können, was er bedauere. Er wälzt dann die Schuld auf den Zensor ab. Sie habe bereits am 17. Januar, und "in weit hämischerem und alles Bestehende vernichtenden Ton", dem Zensur-Kollegium vorgelegen, dessen Anweisungen jener nicht befolgt habe, indem er den Druck der in anderer Redaktion vorgelegten Schrift dann doch erlaubt habe.

Der berühmte Minister Eichhorn traurigen Angedenkens mischt sich dann hinein und schreibt an Rochow noch in demselben Monat Februar nicht ganz verständlich: die Broschüre lege die (selbst in Frankreich

zurückgestoßene) Religion der Menschenvergötterung so offen und nackt an den Tag, daß sie ihrer Wirkung nach eher für eine Apologie, als für eine Widerlegung der Schrift, gegen welche sie gerichtet sei, werde gelten können. Ihre Wirksamkeit werde daher, wenigstens im allgemeinen, der Absicht des Verfassers, der offenbar zu den extremsten Auswüchsen der Jung-Hegel'schen Schule gehöre, nicht entsprechen, vielmehr werde man an ihr die Notwendigkeit ernsterer Maßregeln selbst da erkennen, wo die entschiedenste rationelle Auffassung des Christentums vorherrschend sei. Unter diesen Umständen dürften daher die etwaigen mangelhaften Erfolge des erlassenen strengen Verbots im Interesse der guten Sache nur sehr zu bedauern sein . . .

Von dem Verfasser ist in diesem Austausch nirgends die Rede.

Wie wir sehen, mußte Stirner seine Arbeit innerhalb weniger Tage und in aller Hast nochmals durcharbeiten, um dann doch noch die Druckerlaubnis, freilich sehr gegen die Absicht und den Willen der sächsischen Oberzensoren, zu erlangen.

[97] Das "Gegenwort" fand seinerseits eine Widerlegung in der Schrift eines evangelischen Geistlichen von offenbar sehr gemäßigten Anschauungen, denn dieser erkennt seine "Lebensfreude und Rückhaltslosigkeit" offen an, wenn er auch seine "Zügellosigkeit" tadelt. Auch Ludwig Buhl wurde zu einer anonymen Schrift: "Die Not der Kirche" angeregt, in der er scheinbar auch gegen Stirner polemisiert und die das Schicksal des Gegenworts teilte, sofort in Preußen verboten zu werden.

Innerlich gehören diese beiden ersten Veröffentlichungen, die Besprechung der Posaune und das Gegenwort, eng zusammen, wie sie ja auch fast gleichzeitig niedergeschrieben wurden. Wenn Stirner in ihnen mit den letzten der aufzulösenden Begriffe, so mit dem des "Menschen" noch nicht gänzlich fertig geworden zu sein scheint und auf die äußerste Entschiedenheit des Ausdrucks verzichtet, so darf nicht übersehen werden, daß es sich hier noch um Vermummungen und Mystifikationen handelt, die gewählt werden mußten, um sich überhaupt und zugleich so wirkungsvoll äußern zu können wie es geschehen. Aber überall leuchtet doch auch hier schon in ihrer vollen Klarheit die letzte Erkenntnis durch, zu der Stirner so bald schon gelangen sollte. Die Aufforderung: "das Heil nicht außer und über sich zu suchen, sondern sein eigener Heiland und Erretter zu sein", zeigt es so gut, wie die immer von neuem variierte Mahnung an die Gläubigen: "Kommt zu euch!" und "Seid ihr selbst!" Jedenfalls räumt er bald und gründlich nun auch mit den letzten Eierschalen, die ihm noch vor den Füßen liegen, auf, und schon im Sommer desselben Jahres stand er auf dem festen Grund, auf dem er sein Werk aufbauen sollte: sein Ich und dessen Einzigkeit, so daß Friedrich Engels, der Mitarbeiter und Freund von Marx, in einem verschollenen Heldenepos vom "Triumph des Glaubens" dem "bedächtigen Schrankenhasser", als den er Stirner charakterisiert, die Worte in den Mund legen konnte: "A bas les rois? – A bas aussi les lois!"

Die Kirche und ihre Religionen sind für Stirner jedenfalls mit diesen beiden ersten Angriffen ein für allemal abgetan. Ein anderer wird fortan der Gegner, eine andere seine Angriffsweise. Und ein breiteres Gebiet der Wirksamkeit öffnet sich ihm: die Zeitung des Tages.

[98] Denn bald nach diesen seinen ersten Veröffentlichungen beginnt Stirner eine umfassende und reichhaltige Tätigkeit als *Zeitungskorrespondent* an zweien der großen oppositionellen Zeitungen des Vormärz, die in der Bewegung dieser Zeit die größte und wichtigste Rolle gespielt haben, eine Tätigkeit, die erst mit dem Ende dieses Jahres 1842 ihren Abschluß findet.

Die eine war die am 1. Januar 1842 in Köln als Fortsetzung der "Rheinischen Allgemeinen" gegründete "*Rheinische Zeitung* für Politik, Handel und Gewerbe", das ausgesprochene und scharf beobachtende Heerlager des jungen Radikalismus jener Tage, von dem aus her die unausgesetzten Vorstöße gegen die Pläne der Reaktion erfolgten, bis es deren Verfolgungen nicht länger Widerstand zu leisten vermochte und die Rheinische Zeitung am 31. März 1843, nach einundvierteljährigem Bestehen, einging, nachdem ihr Leiter Dr. Karl Marx schon kurz vorher "der jetzigen Zensurverhältnisse wegen" von der Redaktion zurückgetreten war. Sie sollte erst im Revolutionsjahr selbst als "Neue Rheinische Zeitung" wieder erstehen, um, abermals unterdrückt, von Freiligrath in seinem berühmten Abschiedslied besungen zu werden: eine "stolze Rebellenleiche". . .

Stirner's Korrespondenzen an ihr beginnen am 7. März in Nr. 66 und reichen bis zur Nr. 286 vom 13. Oktober. Es sind im ganzen 27. Vier von ihnen sind mit "Stirner" gezeichnet, die übrigen (mit Ausnahme des ersten über

"geheime Polizei" und anderes, der aber ebenfalls von ihm stammt) tragen sämtlich das Zeichen  an der Spitze, das eine Zusammensetzung der Buchstaben M und S bilden, jedoch auch der Paläographie entnommen sein kann, wo es dann manu propria bedeutet. Das Zeichen wurde noch für einige andere Beiträge verwandt, die aber, zum Teil gar nicht aus Berlin, keinesfalls von Stirner herrühren können.

Die meisten der Korrespondenzen Stirner's sind kurz und knüpfen an Fragen des Tages, die nicht immer mehr für uns von Interesse sind und sein können, knappe, zuweilen scharfe Bemerkungen von meist leichter Ironie: an die der Besteuerung des Zeitungsdebts, die der Sonntagsfrage, die der Presserlaubnis – "ein Wort, das sich vielleicht am besten zur Bezeichnung unserer dermaligen Pressfreiheit eignet" – sowohl, wie an die der Judenfrage, die der Partizipial- [99] konstruktionen und die der eben veröffentlichten Karikatur des "deutschen Michel", an der Stirner seine ganz besondere Freude gehabt haben soll. Daneben geben Schriften, meist Broschüren geringeren Umfangs, die Zeitverhältnisse behandeln, Gelegenheit zur Auseinandersetzung, wobei der Betrachter den Verfassern stets in ausgiebigster Weise das Wort läßt. So zwei aus dem Verlage des Berliner

Lesekabinetts. Die eine über "die juristische Fakultät an der Universität Berlin" gibt Veranlassung, sich über die guten Resultate der "Presserlaubnis" zu freuen. Wenn nur andere dem guten Beispiel folgen wollten, meint Stirner, dürfe man einige Hoffnung fassen, daß "die steifbeinige Hauptstadt sich von der schnellfüßigen Provinz nicht um ganze Siriusweiten überholen lassen werde", und nimmt mit dem Verfasser Stellung gegen Herrn von Savigny und dessen Prinzip der "späteren Einübung" in den juristischen Beruf, denn diese sowohl wie die vorhergegangene "historische", oder besser "unphilosophische", Rechtsschule seien gleich "mechanisch" und bedürften deshalb sehr der vom Verfasser vorgeschlagenen Reform der Fakultät. Die andere mag ihn schon durch ihren Titel besonders angezogen haben: "Die Sitte ist besser als das Gesetz." Es ist eine Verwahrung gegen ein neues Ehescheidungsgesetz, und der Referent teilt ganz die "von einem freieren und allgemeineren Standpunkte aus gewonnene" Ansicht des Verfassers.

Neben einer geistreichen Anzeige der jüngsten Buhl'schen Zeitschrift, des kleinen "Patrioten", sind es sodann die "Königsberger Skizzen" von Karl Rosenkranz, denen eine lange und sehr eingehende Besprechung gewidmet wird. Schon vorher hatte Stirner, als ihm die Vorrede des demnächst erscheinenden Werkes vorgelegen hatte, auf das kommende hingewiesen – mit warmen Worten und in feiner Art. Als es dann erschienen war, betrachtete er es auf das Eingehendste. Er meint zwar, daß sein eigener Aufenthalt in Königsberg zu kurze Zeit gedauert habe und seither schon zu viele Jahre – Stirner kam, wie wir wissen, 1829 zuerst dorthin – verflossen seien, als daß er dem Verfasser mit einer Kritik folgen könne, aber er darf es doch getrost tun. Nach Wiedergabe einiger Stellen kommt er auf den Verfasser selbst zu sprechen. In einem glänzenden Vergleich, wie sie ihm stets in so reicher Fülle zu Gebote stehen, zeigt er ihm, wo er [100] in unseren Tagen, "durch die ein Bruch gegangen", stehen geblieben ist. Und er beweist es ihm dann aus seinem Buche selbst: ohne jede Schärfe und bemüht, dem Leser durch diese "Zugabe von bitteren Mandeln" den Geschmack an der Lektüre zu erhöhen, nicht zu nehmen. – Aber Rosenkranz war trotzdem mit der Kritik nicht zufrieden. In seinem "Tagebuch" meint er, daß der "von Gott emanzipierte Phraseur" durch den astralischen Magismus, wie die Böhmisten sagen, erfahren haben müsse, wie er seine Atheisterei für nichts weniger als Philosophie halte. Denn Stirner habe seine "Skizzen" "weidlich vorgenommen" und ihm mit scharfen Worten angekündigt, daß er nicht mehr zu den Vordermännern der Zeit gehöre. Rosenkranz scheint sich also doch getroffen gefühlt zu haben.

Zwei Fragen sind es dann noch, die kurz, aber selbständig, behandelt werden: "Der Dokortitel" und "Die Hörfreiheit". Stirner spottet über die Titelsucht des deutschen Michel, der "ohne Titel keinen Fuß vor die Haustür zu setzen wage", wird aber sehr ernst, als er auf die Privilegien dieser Graduierten vor Gericht gegenüber den "bürgerlichen Injurianten" zu sprechen kommt. Der ganze Dokortitel sei im Grunde nur ein Kaufgeschäft, und der, welcher promoviere, mache gewiß kein schwierigeres Examen, als der, welcher sich als Theologe oder für den höheren Lehrerberuf prüfen lasse. Diese Äußerung ist um so interessanter, als sie zugleich die Gründe zeigt, aus denen Stirner – dem die Mittel fehlten, sich den Dokortitel zu "kaufen" – sich ihn beilegte, wenn es ihm gut dünkte. – Was die "Hörfreiheit" betrifft, so meint er, daß sie neben der Redefreiheit die andere Seite der Pressfreiheit sei. Fehle sie, so habe nicht einmal der Fürst die Freiheit, zu hören, was er hören wolle, und um die Pressfreiheit werde es so lange nicht besser stehen, als nur die Redenden, nicht auch die Hörenden die "Unehre der Bevormundung" der Zensur empfinden.

Umfangreicher und in einzelner auch bedeutender als die meist kurzen Korrespondenzen der "Rheinischen Zeitung" erscheinen die Beiträge, die Stirner in demselben Jahre 1842 für das andere der beiden großen Oppositionsblätter jener aufgeregten Tage schrieb: die "*Leipziger Allgemeine Zeitung*".

Im Jahre 1837 von Brockhaus gegründet, bemühte sich diese [101] "den Gebildeten aller Parteien des Nordens einen Sprechsaal zu eröffnen" und trug das ebenso stolze wie unlogische Motto: "Wahrheit und Recht, Freiheit und Gesetz" an ihrer Spitze. In Preußen mit Angst und Zittern, aber mit Begierde gelesen, errang sie bald einen Einfluß ersten Ranges und übte eine bis dahin unerhörte Kritik an den dortigen Zuständen. Ihr Mitarbeiterkreis in Berlin setzte sich ebenfalls zum größten Teil aus dem der "Rheinischen Zeitung" zusammen.

Stirner's Mitarbeit an ihr war eine außerordentlich rege, begann am 6. Mai in Nr. 126 und endete erst mit dem Jahr selbst in der letzten Nr. 365. Keiner der 33 Beiträge, die das Zeichen eines kleinen Kreises ° oder eines Sternes * vorantragen, ist gezeichnet, doch ist ihre Herkunft verbürgt. Eine Korrespondenz wurde, offenbar um ihren Ursprung zu verwischen, von Königsberg aus datiert.

Die ersten elf Beiträge scheinen nach Leipzig unter dem Decknamen eines Strohmannes "Friese" gegangen zu sein, bevor sich Stirner selbst als "Gymnasiallehrer Schmidt" der Zeitung nannte. Ob dieser Friese in Wirklichkeit oder nur dem Namen nach existierte, läßt sich nicht mehr feststellen. Jedenfalls erhielt der Verfasser für die 33 Beiträge ein Gesamthonorar von 73 Talern und 22 Ngr.

Auch hier sind es die Ereignisse des Tages, an die Stirner vor allem seine Betrachtungen knüpft. Bruno Bauer's Absetzung in Bonn und das Separatvotum, das Marheineke, dessen Schüler auch Stirner einst gewesen war, über die vielbesprochene Angelegenheit abgab, werden erörtert und in das "Nest von Widersprüchen" des beleidigten Theologen, der dennoch der einzige sei, der sich Bauer's "mit väterlicher Wärme" angenommen habe, hineingeleuchtet.

Königsberg zieht immer wieder, nicht allein durch die Beschwerde der dortigen Kaufmannschaft an den König wegen der russischen Übergriffe, die im Wortlaut und von dort aus datiert wiedergegeben wird, sondern auch durch Walesrodes "Glossen und Randzeichnungen" und abermals durch die Rosenkranz'schen Skizzen, die

Aufmerksamkeit auf sich. Die letzteren erfahren eine neue, freundliche Betrachtung, wobei sich Stirner allerdings "aus leicht ersichtlichen Gründen auf eine Kritik nicht einlassen kann", sondern sich darauf beschränkt, die "mittlere Höhe" des Standpunktes ihres Verfassers zu betonen und [102] in einer zweiten Notiz die Stelle über die "Lehrfreiheit" zu zitieren. Einen breiten und mit Zitaten fast überladenen Raum nimmt sodann der damals weit über Preußen Aufsehen erregende Prozeß des Dr. Johann Jacoby ein. Jacoby war in erster Instanz von der Anschuldigung des Hochverrats freigesprochen, dagegen wegen Majestätsbeleidigung und "frechen, unehrerbietigen Tadels" und wegen Verspottung der Landesgesetze zu zwei Jahren Festung verurteilt worden und hatte gegen dieses Urteil appelliert. Seine öffentlich erschienene "Rechtfertigung" nun wird in Auszügen, und ebenso – nach einigen Mitteilungen über die Person des Angeschuldigten selbst, des Königsberger Arztes und späteren Abgeordneten – werden die Erkenntnis des Kriminalsenats wiedergegeben, womit, wie es am Schlusse heißt, "so viel Einsicht in diesen bedeutungsvollen Prozeß gewährt ist, als der Raum einer Zeitung es gestattet". Ein gleich breiter Raum wird zwei Monate später der "weiteren Verteidigung" Jacoby's in dem seit anderthalb Jahren schwebenden Prozeß gestattet: des "Menschen", der eine Idee in sich "persönlich" werden ließ und "die zeitlichen Leiden dieser Idee an seinem Leibe zu tragen hat". Der Prozeß endete bekanntlich im Urteil zweiter Instanz zur höchsten Wut des Königs mit Jacoby's völliger Freisprechung – mit einer Antwort also, die, wie Stirner schon vorher meinte, "sich wohl mancher schon selbst gegeben haben mag". Gehört er auch der Zeitgeschichte an, so ist er doch auch heute noch als sprechendes Beispiel für den Größenwahn einer Regierung, die auch den leisesten Einspruch nicht vertrug, und für die Überheblichkeit und Unverschämtheit des Tones, den sie gegen die "Untertanen" anzuschlagen wagte, von Interesse, und wir blättern gern wieder einmal in den vergessenen Seiten. Die eingehende Art, in der Stirner ihn behandelt, macht nebenbei die Vermutung zur Wahrscheinlichkeit, daß er mit dem "Dr. Schmidt" identisch ist, der anlässlich eines Aufrufs für Jacoby in Berlin 15 Ngr. zeichnete.

Kürzere Erwähnungen anderer Schriften des Tages stehen dazwischen: die ebenfalls von der "Rheinischen Zeitung" her schon bekannte über die "juristische Fakultät der Universität Berlin" (unter von Savigny); die von Buhl über "den Beruf der preußischen Presse" und über "die Bedeutung der Provinzialstände in Preußen"; sowie [103] die anonyme, von Bruno Bauer herrührende Studie über "Hegel's Lehre von der Religion und Kunst" (die Stirner zu gleicher Zeit Anlaß zu einer eigenen grundlegenden Arbeit wird) werden ebenso beleuchtet wie die durch die Suspendierung des unerschrockenen Oberlehrers Witt in Königsberg, der sich an der Redaktion einer dortigen liberalen Zeitung beteiligte, entstandene Schrift über "die Absetzbarkeit der Geistlichen und Schullehrer in Preußen".

Tagesfragen und Tagesereignisse werden gestreift: ein aus Anlaß des Judengesetzes an den König gerichteter seltsamer Brief von unbekannter Herkunft wird Veranlassung zu einer köstlichen Verspottung des Axioms, daß "jedem Rechte eine Pflicht gegenüberstehe", während an anderer Stelle die christliche Liebe eben gegenüber diesen Juden, die ihnen doch "kein anderes Gesetz geben könne, als das der Taufe", in das rechte Licht gerückt wird. Gleich scharfer Spott fällt auch auf die Angst vor der Karikatur, die das "Heilige" treffen könnte, und auf die, welche daher gleich nach der Polizei rufen.

Von höchstem Interesse aber und besonderem Reiz muß für uns sein, was Stirner über seinen eigenen Kreis, den der "Freien", sagt. Er kommt verschiedentlich auf ihn zu sprechen. Zuerst in einer Vornotiz, in der er vor allem einmal die bereits angezweifelte Existenz des Vereins feststellt. Sie, die "Freien", seien allerdings kein Verein im eigentlichen Sinne des Wortes, kein "bürgerlich konstituierter, statutenmäßiger" Verein, der der Polizei eine Handhabe bieten könne, weshalb seine Mitglieder sich auch hüteten, ihre Wirksamkeit durch eine förmliche Konstituierung zu hemmen und so "eine geistige Macht vor der Gefahr bewahrten, durch Voreiligkeit zu einer materiellen Ohnmacht herabzusinken". Sie seien eben nicht hier und nicht dort, sondern überall, und er, Stirner, stehe nicht dafür, daß er sich, wenn er sich in die nächste, beste Gesellschaft begeben, nicht in der Mitte von Vereinsmitgliedern befinde. – In einem eigenen, eingehenden Aufsatz weist er dann den wütenden Sturm konservativer Zeitungen und ihre "wenig würdevollen Angriffe" zurück und fordert "eine ruhige und furchtlose Untersuchung" gegenüber dem "wichtigen Zeitereignis". "Denn", so sagt er, "wer über das Leben und gar über den Wert geistiger Bestrebungen seiner Zeit ein öffent- [104] liches Wort sich erlauben zu dürfen glaubt, der sollte wenigstens in seiner Haltung ein ebenes Maß von Bildung, in seinen Aussprüchen die Würde eines gereiften Gedankens, in seiner Kritik die Spuren eines mindestens versuchten Eindringens in die Sache verraten." Er geht sodann darauf ein, was die "Freien" eigentlich wollen, fordert auch für sie das Recht einer Überzeugung, und ebenso das Recht, diese Überzeugung "auch anderen vertraut zu machen", und konstatiert nochmals, daß sie überhaupt keinen Verein (der nicht ungesetzlich, aber unklug wäre) bildeten. So sei auch der Kirchenaustritt, den man ihnen in erster Linie vorwerfe, ein innerlicher, kein äußerlicher: nicht gegen die Ohnmacht der Kirche, sondern gegen die Gewalt des Staates richte sich ihre Überzeugung, und was sie wollten sei: daß "der Staat das Staatsbürgertum nicht länger an ein religiöses Bekenntnis knüpfe". Der Staat aber beruhe auf dem "Prinzip der Bildung" und nur der wahrhaft Gebildete sei frei, ein "Freigeist" in der reinsten Bedeutung des Wortes. Daher bestehe denn auch die "reelle Bedeutung der Freien" nur dem Staate gegenüber, und, wie Stirner mit verhaltenem, aber durchsichtigem Hohn sagt, ihre Opposition gegen eine seiner Institutionen sei eine loyale, sei, wie z.B. die Opposition gegen die Zensur, eine "gesetzliche Opposition". In einer letzten Bemerkung erklärt auch er dann das sogenannte "Glaubensbekenntnis" der Freien für "das lächerlichste Produkt der Welt",

für eine Mystifikation, über die er selbst "eine Anzahl ‚Freier‘ in fröhlicher Gesellschaft herzlich habe lachen hören".

Zwei wichtige Aufsätze folgen. In dem einen beantwortet Stirner die von dem Staatsminister von Schön aufgeworfene Frage nach dem "Woher und Wohin?" auf seine Weise. Nachdem er an einem, seiner allernächsten Nähe entnommenen Fall – dem eines wohlmeinenden, aber tyrannischen Vaters und seines gehorsamen, sich aber endlich doch gegen dessen Heiratsgebot auflehrenden Sohnes – gezeigt hat, daß diese "Doppelwilligkeit des Familienlebens" – wunderbarerweise – aus den Zeiten Peters des Großen stammt, der zuerst jenes Gesetz aufhob, das die Kinder in ihrer Eheschließung von den Geboten der Eltern abhängig machte, konstatiert er: "Die Zivilisation ist das 'Woher' der Selbstbestimmung, ist ihre Mutter", und gibt auf die weitere Frage, 'wohin' das führen solle, die Antwort: "Zur voll- [105] kommenen Freiheit soll es führen, die sich nicht aufgibt, einem anderen 'zu Liebe'", um sich dann dem Staatsmann selbst zuzuwenden, dessen Antwort ihm, "da die Weltgeschichte schrittweise wandelt", einstweilen genügend erscheint. – Der andere Aufsatz betitelt sich: "Die Lebenslustigen". Diese Lebenslustigen sind Stirner die Theologen, speziell jene Theologen der evangelisch-theologischen Fakultäten an den preußischen Universitäten, die sich zu einem Gutachten über Bruno Bauer und dessen Geschichte der Synoptiker zusammengetan hatten, und die nun in jedem einzelnen vorgenommen und abgefertigt werden – diese Theologen, die nicht den Mut besitzen, endlich zu sterben und "von der Hand eines höheren Prinzips" den Todesstreich zu empfangen. Stirner's Spott über "ihre zähe Lebenslust und ihre Todesfurcht" wird hier zum Hohn und vernichtend.

Wieder sind es endlich kleinere Streiflichter, die die lange Reihe der Korrespondenzen für die Leipziger Allgemeine Zeitung beschließen: "Politische Ephemeriden", Tagebuchblätter zur "Zeitkontroverse" und zu "Kunst und Wissenschaft". Die neuen Hefte des Buhl'schen Patrioten werden ernster als die ersten genommen; fast begeistert wird von dem Buch Edgar Bauer's über seinen Bruder und dessen Gegner gesprochen; und abermals ist es zum Schluß das neue Ehescheidungsgesetz, das Gelegenheit zu einer schärferen Bestimmung des Begriffs vom "heiligen Ehestand" gibt, und ist es die Stellung der Juden in der Gemeindeverfassung, auf die die Aufmerksamkeit der Leser von neuem in treffenden Bemerkungen gelenkt wird, immer die Privilegien geißelnd und die Gewalt verdammend, durch die allein sie sich noch halten können. Doch wir verlassen den Korrespondenten Stirner und wenden uns, gewissermaßen aus dem Vorgarten kommend, seinen wichtigeren und in Erkenntnis ihrer größeren Bedeutung von ihm auch sämtlich gezeichneten ersten literarischen Arbeiten zu, die die Vorstufen bilden, auf denen wir hinaufsteigen mit ihm zu dem großen Bau seines Lebens.

Weit wichtiger, wie eben gesagt, als Stirner's erste Veröffentlichungen und seine Zeitungskorrespondenzen sind die wiedergefundenen, selbständig in sich geschlossenen *literarischen Arbeiten*, im Ganzen vier, die er seinem Lebenswerke noch vorangehen ließ, [106] bevor er sich mit diesem selbst an die weiteste Öffentlichkeit wandte, und die sich, wenigstens in den beiden ersten, kühnlich an dessen Seite stellen können. Sie dürfen so, als literarische Arbeiten, bezeichnet werden, weil sie sich weit über den Rahmen von Korrespondenzen erstrecken, und die Anlässe zu ihnen nicht mehr als Anregungen sind, aus denen selbständige und gedanklich schöpferische Essays werden.

Die beiden ersten stehen zwischen den Korrespondenzen der "*Rheinischen Zeitung*" in deren Beilage und tragen als Unterschrift beide den Namen ihres Verfassers: Stirner.

Der eine, zugleich umfangreichste und bedeutendste Beitrag aus Stirner's Feder betitelt sich: "*Das unwahre Prinzip unserer Erziehung oder der Humanismus und Realismus*" und erschien in den Beiblättern zu den vier Nummern 100, 102, 104 und 109 vom 10., 12., 14. und 19. April. Es mußte den Lehrer locken, zunächst auf dem Gebiete, das seiner Erfahrung am nächsten lag, gleichsam probeweise, den Versuch zur Entwicklung seiner Ideen der persönlichen Selbstherrlichkeit des Individuums zu machen. "Die Schulfrage ist eine Lebensfrage." Sind wir Geschöpfe, die nur dressiert werden können, oder werden wir zu den Schöpfern unseres späteren Lebens herangebildet? – so fragend beginnt er seine Untersuchungen, zu deren Ausgang er eine Schrift von Theodor Heinsius nimmt. Die beiden großen, sich bitterlich befeindenden Parteien des Humanismus und Realismus sucht dieser in ihrem Erziehungsprinzip zu versöhnen. Stirner behält die Namen bei, "so wenig zutreffend sie auch sind", und betrachtet zunächst die Methoden beider Richtungen und ihre Ergebnisse.

Die alte, klassische Bildung der Humanisten, die bis in das vorige Jahrhundert reichte, und die neben ihr hergehende andere Bildung, die sich vor allem auf die Kenntnis der Bibel stützt, waren im Grunde nur formelle, die ihre Säfte aus der Antike zogen und als Resultat eine leere Eleganz erzielten.

Der humanen gegenüber erhebt sich mit der Zeit der Aufklärung die Bildung des Realismus, und je mehr sich die Autoritätsherrschaft jener zurückgedrängt sah, wurde sie die allgemeine, gipfelnd in den Grundsätzen der Menschenrechte: der Gleichheit und der Freiheit. [107] Wie die humane Bildung nicht über den Formalismus, so kam die reale nicht über den "praktischen Menschen" hinaus. Will die eine nicht das Schicksal der anderen, den Untergang, teilen, so müssen sie sich beide in dem Ziele der Geschmacksbildung vereinigen. Aber auch dann noch werden beide sterben. Dem werde die Erziehung anvertraut, die mehr sind als beide, nicht dem Philosophen, mit dem die Reformationsperiode stirbt, sondern jenem neuen Prinzip, das den Willen aus dem Untergang des Wissens emporblühen läßt. Denn darauf kommt es allein an: daß das Wissen sich als Wille neu

gestaltet. Auf die Epoche der Denk- wird die der Willensfreiheit folgen und in ihr werden die persönlichen und freien Menschen der Zukunft erstehen, zu verständigen, nicht vernünftigen Menschen erzogen.

Was man heute noch will, das ist nicht Kraft der Opposition, sondern Unterwürfigkeit; "brauchbare Bürger", nicht sich selbst betätigende Individuen. Was bringt der Realismus heute noch hervor? – Zwar keine bloßen Gelehrten mehr, sondern "höchst zivilisierte, gebildete" Subjekte: "lächelnde Sklavenbesitzer und selber – Sklaven"; keine freien, sondern loyale Geister; Leute von Grundsätzen, keine "prinzipiellen Menschen".

Die ewigen Charaktere, die sich in ewiger Selbstverjüngung immer wieder neu erschaffen, werden erst kommen, wenn alle Erziehung nur auf das eine Ziel noch hinausläuft: Persönlichkeit!

Wenn nicht das Wissen mehr angebildet, sondern die Person zur Entfaltung ihrer selbst kommen, wenn nicht nur der Wissens-, sondern auch der Willenstrieb gepflegt, wenn das Kind die Hauptsache lernen wird: sich zu fühlen, dann werden wir das neue Ziel erreicht haben. Fürchtet man, daß mit diesem neuen Prinzip die Autorität zugrunde gehen wird? – "Wer ein ganzer Mensch ist, braucht keine Autorität zu sein." Der in Frechheit ausartende Freimut des Kindes wird sich an der Härte meiner eigenen Freiheit brechen.

"In dieser darum universellen Bildung, weil in ihr der Niedrigste mit dem Höchsten zusammentrifft, begegnen wir erst der wahren Gleichheit aller, der Gleichheit freier Personen: nur die Freiheit ist Gleichheit."

Brauchen wir einen neuen Namen für das neue Prinzip? – Gut, [108] so nennen wir die, die ihm folgen, Personalisten. Mit einem Worte nochmals, worauf es ankommt: "Das Wissen muß sterben, um als Wille wieder aufzuerstehen und als freie Person sich täglich neu zu schaffen".

So schließt die Untersuchung über "das unwahre Prinzip unserer Erziehung", die wir kühnlich neben den "Einzigsten" stellen dürfen. Spricht doch hier schon mit vollster Deutlichkeit der große Denker, mit seiner unwiderstehlichen Klarheit und Kühnheit, in der ihm eigenen Sprache, der originelle Schöpfer ganz neuer Gesichtspunkte, die letzten Ziele auf einem Teil jenes unendlichen Gebietes aus, das er später in seiner ganzen Weite erschließen sollte. Mit welcher souveränen Anmut beherrscht er seinen Stoff, mit welcher Rücksichtslosigkeit schiebt er fort, was ihm im Wege steht, wie ist er schon ganz er selbst! Ja, fast noch wärmer und lockender klingt hier sein Ruf nach der Selbstherrlichkeit des Individuums, als später, wo eine starre Logik sich der Worte oft ausschließlich bemächtigt zu haben scheint . . .

Die erste seiner größeren und selbständigen Arbeiten, mit der wir ihn an die Öffentlichkeit treten sehen, wird immer eine seiner wichtigsten und segensreichsten bleiben. War es noch zu verwundern, daß ein Mann, der das Prinzip der Erziehung so tief und zugleich so originell erfaßte, keinen Platz auf dem Katheder der dumpfen Schulstuben staatlicher Dressuranstalten finden konnte? –

Die andere Abhandlung erschien in dem Beiblatt zu Nr. 165 vom 14. Juni und trägt den Titel "*Kunst und Religion*". Sie ist offenbar durch das Erscheinen eines anonymen Werkes von Bruno Bauer, mit dem dieser seinen noch verhüllten Kampf gegen Hegel fortsetzte, und das sich "Hegel's Lehre von der Religion und Kunst; von dem Standpunkt des Glaubens aus beurteilt", betitelt, veranlaßt, wenn dies auch nicht gesagt wird. Es ist keine sehr umfangreiche Arbeit, aber sie ist trotzdem von hoher Bedeutung.

Hegel, so sagt Stirner, behandelt mit Recht die Kunst vor der Religion. Denn mit der Verkörperung des Ideals – in und durch Wort, Bild und Anschauung von dem Künstler erreicht – vollzieht sich die Entzweiung des Menschen mit sich selbst: in ihm entsteht die Religion. Dieser religiöse Mensch verhält sich zu dem Ideal des [109] Künstlers, wie zu seinem zweiten Ich, einem Objekt, mit dem sein Verstand in den Freuden und Leiden eines ewigen Kampfes liegt. Denn eine Verstandessache ist die Religion! – Wie das Genie des Künstlers sich nur in der Freiheit entfalten kann, so ist die Religion jedem zugänglich. Auch ihre Liebe, das "eigenste Wesen der Religion", ist doch im Grunde nichts als Verstand: die Liebe des Kindes zu seinem "Gegenstand", der Mutter, z.B. beweist es. Ein Objekt ist aller Liebe unentbehrlich. Aber dieses Objekt muß ein Mysterium bleiben, das immer neu und reizvoll erscheinen muß, soll es nicht zerfließen. Wie der Liebe so ergeht es dem Verstande: das Mysterium macht die Verstandes- zur Herzenssache.

Daher darf die Kunst, die Schöpferin dieses Objekts als Ideal, nicht hinter der Religion stehen. Denn die Religion trachtet das Objekt, das der Künstler durch die ganze Kraft und Fülle seines Innern zu einer herrlichen Gestaltung "konzentriert" hat, wieder zum Subjekt zu machen, den Gott mit den Menschen zu versöhnen, das Ideal herunterzuziehen zu sich. Es gelingt ihm nie. Es ist die Mühe einer ewigen Sehnsucht, die ihn foltert. – Jeder neue Genius der Kunst verschönt das alte Objekt zu frischer, neuer Bildung. Aber die Kunst verklärt es nicht nur, sondern entreißt es immer wieder der Religion, indem sie ihr Objekt zurückfordert, um es lachend immer wieder neu zu gestalten. Daher steht die Kunst immer auch am Ende jeder Religion – um immer wieder aufs neue "Religion zu machen".

Von beiden, Kunst und Religion, ist die Philosophie getrennt: schafft die eine von jenen beiden das Objekt und lebt die andere nur in der Anlehnung an sich selbst, so legt sie, die Philosophie, auf beide "die zermalmende Hand und atmet die Freiheit". Mit sich selbst allein beschäftigt, kümmert sie sich um kein Objekt. Sie sucht nur die Vernunft, d. h. sich selbst. Aber damit genug; denn nicht über Philosophie zu sprechen, hat er sich für diesmal vorgenommen, sagt Stirner.

Wir sehen, in welchem unzertrennlichen Zusammenhang für ihn die Kunst und die Religion stehen: trotz des gegenseitigen Kampfes erschafft die eine die andere in ihnen immer aufs neue. Der Sieg der Philosophie, die Freiheit, bedeutet Stirner den Untergang beider.

[110] Daß die Religion sich ihres Unterganges schon lange bewußt ist, beweist ihr nun schon so lange dauernder, verzweifelter Todeskampf; wie sehr sich die Kunst ermattet fühlt in dem nie endenden, ihre Kräfte verzehrenden Verhältnis, das zeigen ihre Versuche unserer letzten Zeit, sich selbst zu verjüngen, nur zu deutlich. Wenn sie sich befreit haben wird von dem Vampir der Religion, wenn sie ihre Objekte nicht mehr außer sich, sondern in sich sucht, wenn die Kunst Leben wird, kann sie sich noch retten.

Stirner's größte Gabe, alle Verhältnisse in den weitesten Perspektiven zu sehen und hinstellen zu können, das Große, worauf es ankommt, von dem Kleinen zu scheiden, und doch das Kleine zu gebrauchen, um das Große zu erreichen, zeigt sich vor allem auch in dieser Arbeit, die zweifellos mehr Wert besitzt als alles, was Hegel und Bruno Bauer zusammen über denselben Gegenstand gesagt haben. Denn ein Satz des Genies, der Welt und Menschen erfaßt und sie über sie hinaushebt zu neuen Zielen, wiegt mehr als die tausendfache Mühe der Talente, die sich in ihnen zurecht und mit ihnen abzufinden suchen, ohne sich doch befreien zu können. –

Zwei andere selbständige literarische Arbeiten von Bedeutung stellte Stirner zwei Jahre später seinem alten Bekannten Buhl zur Verfügung.

Ludwig Buhl gab im Jahre 1844 im Selbstverlage in Mannheim das "erste und einzige" Heft einer "*Berliner Monatschrift*" heraus, einen kleinen Band von 330 Seiten. Die Entstehung dieses kleinen Unternehmens liefert einen so überaus charakteristischen Beitrag zur Geschichte der damaligen Press- und Zensurverhältnisse, daß wir einen Augenblick bei ihr verweilen wollen.

Mitte 1843 hatten Verleger und Herausgeber des geplanten Unternehmens einmal den Prospekt und drei für die erste Nummer bestimmte Aufsätze, sodann nochmals drei der letzteren der Zensur eingereicht, waren aber abschlägig beschieden, d. h. die Druckerlaubnis war ihnen verweigert worden. Auch die eingereichten Beschwerden wurden vom preußischen Oberzensurgericht verworfen. Buhl ließ darauf, wie erzählt, den "ersten und einzigen" Band in Mannheim bei Heinrich Hoff drucken und im Selbstverlage erscheinen. Über zwanzig Bogen stark geworden, hätte er zwar auch in Preußen [111] nicht der Zensur unterlegen, doch war in Baden die Gefahr der Beschlagnahme weniger groß. Buhl eröffnet ihn mit einem "Offenen Bekenntnis", in dem er erklärt, durchaus nicht sanguinisch in einer Illusion befangen gewesen zu sein über das Ergebnis seines Gesuches. "Wir wußten", so sagt er, "daß eine Gewalt, welche sich auf die Autorität stützt, einen Zersetzungsprozeß aller bestehenden Verhältnisse nicht dulden werde. Gerade deshalb hatten wir es uns zur Aufgabe gemacht, die Stützen und die beschönigenden Vorwände der Gewalt: Staat, Gesetz, Recht, gesetzliche Ordnung, gesetzlichen Fortschritt, Religion, Nationalität, Patriotismus und wie die Worte sonst heißen mögen, zu analysieren. "Um dies aber, fährt er fort (er spricht hier von seinem Prospekt) unter den Augen der Gewalt tun zu können, mußten wir freilich unser letztes Wort zurückhalten. "Durften wir auch nicht dem Staate als solchem zu Leibe gehen und ihn als Manifestation der Unfreiheit darstellen, so kamen wir doch zu demselben Resultate, wenn wir alle bestehenden Staatsformen und vorhandenen Verfassungen als dem Begriffe der wahren und allgemeinen Freiheit nicht entsprechend darstellten."

Zeigen diese Sätze, wie weit die Kritik damals schon vorgeschritten war – kühn wagte sie sich an den geheiligten Bestand des Staates selbst – so tut dies der "Prospectus" kaum minder, in dem es unter anderem heißt: "Wir wollen die Grundlagen und die Voraussetzungen des Staates und den Begriff des Staats selbst untersuchen . . ." Es bleibt sehr bedauerlich, daß das Unternehmen nicht zustande gekommen ist, aber wir wollen uns doch freuen, daß wenigstens sein "erstes und einziges" Heft, und mit ihm die beiden Beiträge Stirner's, erhalten geblieben sind.

Der erste der beiden, mit "Stirner" unterzeichnet, trägt die Überschrift: "*Einiges Vorläufige vom Liebesstaate*". Hören wir zunächst das Urteil der Weisen vom Zensurgericht über ihn. Nach ihm enthält er am "Eingang eine Vergleichung der in dem bekannten v. Stein'schen Sendschreiben entwickelten politischen Ideen über Freiheit und Gleichheit mit den der französischen Revolution zugrunde liegenden Gedanken. Dieser Einleitung folgt die eigene Ansicht der Verfassers von der reinen Freiheit und absoluten Selbstbestimmung. Am Schluß erklärt er diese seine Theorie, nicht allein [112] mit dem bestehenden Staatsprinzip, sondern auch mit dem der Liebe und Treue, worauf es ruht, für unverträglich. Hiermit hat er sich selbst das Urteil gesprochen. Die Tendenz des ganzen Aufsatzes ist nach Art. IV. 1 der gedachten Instruktion (der Zensurinstruktion) verwerflich. Auf diese Tendenz ist auch der Eingang des Aufsatzes berechnet, welcher an sich, mit Weglassung oder Änderung mehrerer Stellen, zum Drucke würde verstattet werden können, aber in einem so unzertrennlichen Zusammenhange mit den daraus abgeleiteten Maximen steht, daß er nach dem sich hindurchziehenden Hauptsinne mit dem Ganzen das Schicksal teilen muß". Trauriges Schicksal allerdings, von solchen Köpfen beurteilt und mundtot gemacht zu werden!

Obwohl uns das Zensurgericht so gütig diesmal der Mühe der "Inhaltsangabe" überhoben hat, sei unbescheidenerweise doch noch hinzugefügt, daß Stirner zunächst dem Sinn bewußten Sendschreibens auf den Grund geht. In zwei Punkten stimmt sein Verfasser, der Freiherr von Stein, mit den Zielen der französischen Revolution in ihm überein: in der Lehre der Gleichheit, d. h. darin, alle auf die gleiche Stufe der Untertänigkeit zu bringen; und in dem der Freiheit, d. h. der Freiheit der Pflichterfüllung, der moralischen Freiheit, der bürgerlichen der Revolution.

Stirner betrachtet dann weiter den Mittelpunkt dieser letzteren: die Pflicht der Liebe. In der revolutionären, dem Prinzip der Selbstsucht entwachsenden Freiheit bestimmt sich der Mensch "rein aus sich", in der Liebe tut er dies nur um eines anderen willen. Es ist ein Unterschied, ob man ein Liebevoller oder ein Vernünftiger ist. Der

Sieg der Liebe ist die Willenlosigkeit. Die Lieblosen aber lehnen sich auf, sie sind die Unzufriedenen und verlachen das schöne Wort: Ruhe ist die erste Bürgerpflicht . . .

Es ist nur ein Präludium zu einer größeren Arbeit, die sich mit den Erscheinungen des Liebesstaates, der letzten und vollendetsten Form des Staates, beschäftigen sollte, das Stirner hier anstimmt, einer Arbeit, die wohl in der geplanten Form nie zustande gekommen ist. Aber das Leitmotiv klingt bereits hell und klar durch diese wenigen Seiten.

Der zweite Aufsatz Stirner's in der Buhl'schen Monatsschrift ist eine Besprechung des Werkes: "*Die Mysterien von Paris von [113] Eugène Sue*". Sie trägt die Unterschrift Max Schmidt, und wir müssen diese auf eine irrtümliche Durcheinanderwerfung des Namens und des Pseudonyms zurückführen, um sie uns zu erklären. Daß der Artikel aber von Stirner herrührt, darüber kann nicht der leiseste Zweifel bestehen.

Um zu verstehen, wie Stirner seine Aufmerksamkeit einem solchen Werke zuwenden konnte, muß man sich vergegenwärtigen, daß Sues Roman zu jener Zeit auch in Deutschland das enormste Aufsehen erregte, in zahlreichen Übersetzungen von Hand zu Hand ging und überall mit gleicher Gier verschlungen wurde. Unverständlich wie dieser Eindruck dem Geschlecht zu heute ist, wo das längst vergessene, bestaubte, bändereiche Werk höchstens noch von Leihbibliotheksmardern wieder hervorgeholt wird und nur in den Gemütern von Nähmamsells noch die alte Wirkung zu erzielen imstande wäre, wird er uns nur einigermaßen erklärlich, wenn wir uns daran erinnern, daß Sue in die schöne Literatur mit seiner Sensationsgeschichte zum ersten Male das soziale Element trug, indem er die gefühlsredliche Armut in einen so innigen Kontakt mit der bisher als höher betrachteten Art von Menschen brachte und ihr neben dieser einen so nahen Platz einräumte, wie es bisher noch nie geschehen war.

So wurde das Buch zu jener Zeit fast überall völlig ernst genommen. Man übersah seine schauerhaften Unmöglichkeiten mit der gleichen Begeisterung wie seine innere Hohlheit und berauschte sich toll und voll an der allerdings ganz ungewöhnlichen Einbildungskraft des Franzosen.

Selbst in der Bauer'schen Allgemeinen Literatur-Zeitung erschien aus der Feder Szeliga's ein überschwenglicher, bandwurmlanger Artikel, in dem ernstlich der Kritik unterzogen wurde, was in Wahrheit unter ihr war.

"Max Schmidts", d. h. Stirner's Besprechung war schon früher geschrieben.

Sie zeigt uns Stirner von seiner geistreichsten Seite. Mit schneidendem Hohn geißelt er die verlogene Sentimentalität der Bourgeoisie, die – ein Tränchen des Mitleids im Auge – die Sünder zu bekehren, das Laster auf den Weg der Tugend zu bringen und Ausgestoßene [114] in die Arme der Gesellschaft wieder aufzunehmen sich heuchlerisch anschickt.

Habt ihr aber wohl einmal, ihr Guten, darüber nachgedacht, ob das Gute denn wirklich wert ist, daß man nach ihm strebe? – Ist es nicht vielleicht auch nur ein leerer Wahn, der nur in eurer Einbildungskraft lebt?

So fragt Stirner und zeigt dann an den einzelnen Figuren des Romans, dessen Verfasser – "ohne jede tiefere und gewaltigere Einsicht in das Wesen der Gesellschaft" – an jede von ihnen "allemal dasselbe Ellenmaß, nämlich das der Sittlichkeit", legt, wohin diese Bemühungen der Guten, die Bösen zum Guten zu bringen, führen. Es sind wahrhaft überraschende Resultate, zu denen wir mit ihm gelangen.

Heilversuche, nicht an einem kranken, sondern an einem abgelebten Körper vorgenommen, sind alle diese Versuche Stirner, "Verbesserungen, wo nichts mehr zu verbessern ist". Müde und alt, nicht krank ist unsere Zeit, sagt er. Darum quält sie und euch nicht länger und laßt sie sterben!

So schließt Stirner's erste literarische Tätigkeit, die seinem großen Werke voraufging. Weder für die Hallischen und Deutschen Jahrbücher von Arnold Ruge, noch für Bauer's Literaturzeitung hat er Beiträge geliefert.

Er schweigt einstweilen und nimmt die Feder zur Mitarbeiterschaft an einer Zeitung erst wieder auf, um im Drange der Selbstverteidigung auf Angriffe zu antworten, die sich gegen die Tat seines Lebens richteten.

Doch dies gehört bereits in den Rahmen des nächsten Kapitels, das ausschließlich der Betrachtung dieser Tat gewidmet sein wird.

Zuvor haben wir uns noch mit dem nach außen hin größten Ereignis in diesem Leben zu beschäftigen: mit Stirner's *zweiter Ehe*, mit Marie Dähnhardt . . .

Es war wohl im Kreise der "Freien", wo Stirner des öfteren mit einer jungen Dame zusammentraf, die er zuerst im Hause des späteren Begründers der National-Zeitung, Dr. Friedrich Zabels, gesehen hatte, mit – Marie Dähnhardt.

[115] *Marie Wilhelmine Dähnhardt* war am 1. Juni 1818 zu Gadebusch in der Nähe von Schwerin als die Tochter des Apothekers Helmuth Ludwig Dähnhardt und seiner Frau Maria, einer geborenen Brünger, geboren und am 7. Juni nach evangelisch-lutherischem Ritus getauft worden. Einer wohlhabenden bürgerlichen Familie entstammend hatte sie eine gute Erziehung genossen und war frühzeitig von dem Emanzipationsdrang jener Tage, der unter anderem in Gutzkows verschollenem, damals aber von den Frauen verschlungenem Buche "Wally, die Zweiflerin" einen seltsam-beredten Ausdruck fand und in George Sand das allerdings nie erreichte Vorbild sah, ergriffen worden.

So war sie, jedenfalls gegen den Willen ihrer Familie, schon frühzeitig nach Berlin gekommen, um hier ihr Leben weitere Kreise ziehen zu lassen als es ihr in den beschränkten Verhältnissen ihrer Heimat jemals möglich gewesen wäre.

Zwar lassen sich ihre ersten, genauen Spuren in Berlin erst in dem Jahre ihrer Heirat mit Stirner, 1843, feststellen, wo sie vom 21. Januar bis zum 4. April Alexanderstraße 22 bei dem Lehrer der englischen Sprache, W. Turnbull, bei dem sie jedenfalls Unterricht nahm, und vom 30. August bis 21. Oktober (in der Zwischenzeit war sie abwesend) Friedrichstraße 189 bei dem Tapezierer F. Bodinus wohnte. Doch steht fest, daß sie schon zwanzigjährig, 1838, in Berlin und jedenfalls hier nicht fremd war. Ihr Vater war früh gestorben.

Marie Dähnhardt's Verheiratung mit Max Stirner fand statt am 21. Oktober 1843 und zwar in der Wohnung des Bräutigams: Neu Kölln, Am Wasser 23. Sie geschah "mit Einwilligung ihrer Mutter".

Nach Neu Kölln, Am Wasser, war Stirner kurz vorher, am 4. Oktober, gezogen, indem er die fünf Jahre innegehabte Wohnung in der Neuen Friedrichstraße 79, wo wir ihn zuletzt gesehen, und damit die Familie seiner ersten Frau, in der er ein ganzes Jahrzehnt – wenn auch mit Unterbrechungen – gelebt, verlassen hatte.

Hier in dem Hause Neu Kölln, Am Wasser, dessen Besitzer der Schönfärber Schöpke war, in einer geräumigen Wohnung mit großem "Salon", wohnten die jungen Eheleute während der Jahre ihres Zusammenseins.

[116] Über die "*Geschichte der Trauung*" Stirner's ist so viel geschrieben und geredet worden – weit mehr als über sein ganzes Leben zusammengenommen –, daß sie auch in dieser Geschichte seines Lebens nicht nur nicht übergangen werden darf, sondern ihr sogar ein eigener Platz angewiesen werden muß, indem versucht werden soll, sie, wie alles andere, in das richtige Licht zu rücken. Es ist nicht ganz leicht, da sich die Behauptungen und Erinnerungen scharf widersprechen. Denn wie es das Anekdotenhafte ist, das am längsten in dem Gedächtnis der meisten Menschen haftet, so nimmt es auch, von Mund zu Mund getragen, in jedem eine etwas veränderte Form an, um endlich als ein der einstigen Wirklichkeit fast Fremdes dazustehen. So ging es auch mit der Erzählung dieser Heirat, die so viel Staub aufwirbelte, so viel Empörung und so viel Lachen erregt hat.

Alles romantischen Beiwerks entkleidet wird sie – auch so noch interessant genug – in folgender Form stattgefunden haben:

Die Trauung wurde vollzogen durch den Oberkonsistorialrat *Marot* von der Neuen Kirche in Berlin, eine stadtbekannt Persönlichkeit, der von Bruno Bauer seiner freieren Ansichten wegen gewählt worden war.

In der neugemieteten Wohnung nun versammelten sich am Morgen des 21. Oktober, kurz vor dem Mittagessen, die Trauzeugen und Gäste; sie wurden nicht, wie erzählt wird, erst aus der Kneipe herbeigeholt. Keinesfalls waren sie in irgendwie feierlicher Stimmung.

Als Trauzeugen fungierten Bruno Bauer und Buhl; als Gäste waren, so weit bekannt, Wilhelm Jordan, der junge Dichter, Julius Faucher, ein Assessor Kochious (oder Kochius) und eine junge Engländerin, eine Freundin der Braut, anwesend; außerdem sicherlich noch eine Anzahl anderer Freunde und Bekannte.

Buhl soll mit Mühe aus seinen Hemdsärmeln in seinen "schäbigen Alltagsrock" hinein genötigt sein, als der Pfarrer eintrat; auch wurden die Karten beiseite gelegt, mit denen man gespielt hatte.

Die Braut ließ auf sich warten. Als sie eintrat, muß Marot sehr erstaunt gewesen sein, sie in einfachem Kleide und ohne den bräutlichen Schmuck von "Myrtenkranz und Schleier" zu finden. Auch [117] seine Frage nach einer Bibel fand nicht die gewohnte Bereitwilligkeit – es war keine zur Hand.

Indessen nahm die kurze, unter solchen Umständen sehr beschleunigte Feier ihren Verlauf. Die Gäste sahen zum Fenster hinaus, statt der "dürren, nüchternen", den Umständen angepaßten Rede zu lauschen.

Als jedoch die Frage nach den Ringen gestellt wurde, stellte sich eine neue Schwierigkeit heraus: Ringe waren, wahrscheinlich aus Vergeßlichkeit, überhaupt nicht bestellt worden.

Da zog Bruno Bauer (nach Jordans Erinnerung soll es Stirner selbst gewesen sein, doch wird allgemein von Bauer gesprochen) seine längliche, gehäkelte Geldbörse, wie sie damals üblich war, aus der Tasche, schüttete den gewiß nur geringen Inhalt von Silber- und Kupfermünzen bedächtig auf die eine Seite und zog die beiden Messingringe ab, die er dem Prediger übergab, indem er meinte, daß sie die "Ehe ebensogut, oder besser, zusammenhalten" könnten wie goldene.

Und mit diesen Messingringen wurden Max Stirner und Marie Dähnhardt getraut . . .

Marot, zu dem Essen und der darauf folgenden Bowle eingeladen, dankte und ging, und die Hochzeit nahm den "fröhlichen Verlauf" anderer Hochzeiten, oder vielmehr einen noch fröhlicheren; die jungen Eheleute verschwanden nicht zu einer Hochzeitsreise, sondern blieben mit ihren ausgelassenen Gästen noch lange zusammen.

Von den meisten zu einer "beabsichtigten Demonstration" aufgebauscht, von anderer Seite hinwieder als das natürliche Ergebnis des Augenblicks ohne jede besondere oder Nebenabsicht hingestellt, nahm die Geschichte des Ringewechsels bald die seltsamsten Formen an, pflanzte sich von Mund zu Mund, und während die einen mit positiver Bestimmtheit von Gardinenringen sprachen, die verwandt worden seien, faselten andere von einer unerhörten Beschimpfung heiliger Institutionen. In letzter Linie aber war die Sache nichts als die völlige Gleichgültigkeit der beteiligten Personen bei einer äußerlichen Handlung, die in ihren Augen durchaus keine weittragende, innere Bedeutung besaß, und die nur vollzogen wurde aus äußeren, vielleicht nicht zu umgehenden Rücksichten.

[118] Die Eheleute führten eine stille und unauffällige Ehe und lebten in der alten, gewohnten Weise fort.

Nachdem wir Stirner kennen gelernt haben, wird sich unser Interesse zunächst auf die junge Frau richten. Da sie die Aufmerksamkeit so vieler auf sich gezogen hat, ist es nicht schwer *Marie Dähnhardt's Bild* zu zeichnen: ein in jeder Beziehung sympathisches.

Eine schlanke, anmutige Blondine von kleiner, voller Gestalt mit auffallend reichem Haarschmuck, den sie, um es mit dem Ausdruck der damaligen Zeit zu bezeichnen: a la neige – in geringelten die Schläfen bedeckenden Locken – trug, mit zartem, rosig angehauchtem Teint, von raschem und energischem Wesen, “durchaus verständig”, aber ohne besondere geistige Begabung, übte sie mehr durch ihre natürliche Frische als durch eigentliche Schönheit – denn eine Schönheit war sie nicht – eine unverkennbare Anziehungskraft auf die Männer aus. Dieser Kraft war sie sich bewußt, wenigstens war sie es sich in Berlin geworden.

Sie hatte eine ausgezeichnete Erziehung genossen, wußte sich gut zu benehmen, auch in Gesellschaft, hielt sich immer ernst und verkehrte bei Hippel unter den “Freien”, wo sie den Spitznamen Marius Daenhardius führte, so zwanglos, wie jeder andere Gast. Wenn es auch gar keinen Zweifel duldet, daß sie “Zigarren rauchte”, mit der langen Pfeife auf den Buden der Studenten gesehen wurde, Billard, und zwar ausgezeichnet, spielte, und das Münchner Bier, das damals in Berlin aufkam, ebenso gern und aus ebenso großen Seideln wie die Männer trank, so ist es ebenso zweifellos, daß sie all dieses nicht nur allein aus innerer Lust, sondern auch aus jenem Trieb heraus tat, in dem sie, die im Grunde durchaus Bürgerliche und “Gesittete”, sich zu emanzipieren suchte.

Es ist oft, und nur allzu erklärlicherweise, behauptet worden, daß sie “ein solches Leben” nur ihrem Mann zuliebe geführt habe. Es ist nicht wahr. Jener Drang, der sie nach Berlin geführt hatte; dem mißverstehend sie sich immer mehr und mehr hingab; der sie in derselben Unbekümmertheit an den lauten Tisch der Männer wie unter die jungen Studenten führte; der sie sogar an den spätabend- [119] lichen Ausflügen der Bande in die Bordelle der alten Königsmauer – wohin man natürlich nur ging, um dort so lange den größten Ulk zu treiben, bis man hinausgeworfen wurde – dieser Drang, der sie an solchen Ausflügen in Männerkleidern teilnehmen ließ, hatte sie schon ergriffen, als sie Stirner noch gar nicht kannte.

Daß ihr ursprüngliches Gelüst sie weiter trieb, als sie anfangs gewollt hatte, ja auch nur ahnen konnte, das war nicht dessen Verschuldung. Bei seinem ruhigen, passiven Wesen ist es ganz undenkbar, daß er sie je zu etwas überredet oder gar verleitet hätte, was ihrem eigenen Wunsch und Willen zuwider gewesen wäre. Das soll noch weiterhin begründet werden.

Gewiß ist auch, daß sie ihren Mann von Anfang an nicht verstand. Wahrscheinlich erschienen ihr die lauten und lärmenden Kneipgenossen von Hippel, unter denen sie so unbefangen saß, noch ein Kind an Gemütsart und Un- erfahrenheit, mit der sie die oft wüsten Reden, Anspielungen und Zoten anhörte, die sie nicht begriff und denen sie nur deshalb so ruhig zuhören konnte, wahrscheinlich erschienen ihr diese “Freien” um vieles freier als der ruhige Mann, der sie tun und treiben ließ, was sie wollte, und, ohne Menschenkenntnis, wie sie war, ließ sie ihn später heimlich entgelten, was die andern verschuldet, wenn von irgendeinem Verschulden auf einer Seite überhaupt die Rede sein kann.

Vielleicht aber, und das erscheint nach allem das Wahrscheinlichste, hat sie damals nie darüber nachgedacht, was die einen beherrschte und den anderen bewegte, ist in dem fröhlichen Strom mitgeschwommen, wie ihre Jugend es ihr mit Recht gebot, und hat durch die trüben Schleier späterer Erlebnisse, die sich über diese Tage deckten, nicht mehr zu erkennen vermocht, was unter ihm – in den Knäuel ihrer Reue verwirrt – lag.

Freiwillig und gern ist sie in jenen Kreis gegangen, weil es ihr in ihm gefiel, freiwillig hat sie sich, nicht seinen Ton, dazu war sie zu geschmackvoll, aber seine freie und bei allen Ausschreitungen doch so schöne und teilweise großartige, nur noch so wenig durchgebildete Lebensauffassung zu eigen gemacht. Stolz und nicht ohne Kühnheit ist sie somit nur ihren eigensten Neigungen gefolgt.

Und daß sie getan hat, was sie wollte, und daß Stirner sie tun [120] ließ, was sie wollte, das mag sie in den Augen der Eheknechte natürlich so verabscheuungswürdig erscheinen lassen, wie sie es späterhin in ihren eigenen war, aber es kann uns beide nur lieber machen. Jede gegenseitige Bevormundung hätte übrigens so ganz und gar nicht in das Wesen der Beteiligten gepaßt, denen “die Ehe” nur ein loses Band, das rein äußerlich um sie geschlungen war, bedeutete. Und nicht an der “Untreue” der Frau – wie lächerlich! – ist “diese Ehe zugrunde gegangen”, sondern einzig und allein unter dem Druck der Verhältnisse, den er und sie leider nur allzubald empfanden.

Ihr guter Geschmack hat Marie Dähnhardt immer davor bewahrt, ihre Affären, die sie allein und nur sie angingen, und denen natürlich auch hier nicht nachgegangen wird, an die große Glocke zu hängen, und nach außen hin war sie immer und für alle die unnahbare Frau, an die sich kein Gedanke, geschweige denn ein Wunsch so leicht herangewagt hätte. Nur einmal soll es zu einer Szene gekommen sein: sie hatte anfänglich den zweideutigen Sinn einer Bemerkung nicht verstanden; als sie auf ihn aufmerksam gemacht wurde, soll ihre berechtigte Empörung zum vollen Durchbruch gekommen sein.

Allgemein geachtet und allgemein beliebt, wie Stirner selbst, war sie die unbestrittene weibliche Zierde des Kreises, wenn sie in ihm erschien. Denn sie war durchaus nicht die einzige Frau in ihm, wie wir gesehen haben. Besonders befreundet soll sie unter den Frauen, die mit ihr dort verkehrten, mit der damals noch unverheirateten Frau des Dr. Wiß, und ebenfalls gut bekannt mit Karoline Faucher gewesen sein.

Diese Jahre, die letzten seiner Lehrtätigkeit und ersten seiner Ehe mit Marie Dähnhardt – also ungefähr von 1843 bis 1845 – dürfen als der *Höhepunkt* in Max Stirner's Leben betrachtet werden, wenn überhaupt eine solche rein auf die äußeren Tatsachen aufgebaute Annahme erlaubt ist.

Von seiner Tätigkeit in der Töchterschule der Mme. Gropius nicht allzusehr in Anspruch genommen, hat Stirner Muße genug übrig, um die letzte Hand an die Vollendung seines Lebenswerkes zu legen, das als Ganzes bereits dastand: Jeder, der weiß, was das [121] heißt, wird gerade eine solche Zeit – noch unerfüllter Erwartung und Hoffnung und doch schon getaner Arbeit – als die glücklichste im Leben des schaffenden Geistes bezeichnen.

Er hat ein junges Weib, das er, was auch gesagt werden mochte, liebte.

Offen stand ihm ein Kreis von Männern, die ihn – mehr und mehr von seiner Bedeutung überzeugt – ausnahmslos achteten, anregten und stets gern in ihrer Mitte sahen.

Und er hatte – zum ersten Mal in seinem Leben – Geld. Denn Marie Dähnhardt, die ihren Vater frühzeitig verloren, war im Besitz eines für damalige Begriffe stattlichen Vermögens. Es betrug zehntausend Taler, nach anderen Angaben sogar dreissigtausend. Richtig ist wohl die erstere Zahl.

Der Mann wurde daher vielfach beneidet, und leuchtend und wärmend stand die Sonne des Glücks an dem Himmel der jungen Eheleute, die nicht an Wolken und Wetter dachten und völlig sorglos und unbekümmert in den kurzen Tag hinein lebten, der ihnen beschieden war.

Doch beide für eine kurze Spanne verlassend wenden wir uns jetzt zu dem Werke, das ihm, der es geschaffen, und ihr, der es gewidmet, nicht mehr, sondern uns allen gehört.

[123]

FÜNFTES KAPITEL DER EINZIGE UND SEIN EIGENTUM

[124]

DER EINZIGE UND SEIN EIGENTUM 1845

ERSCHEINEN. – BESCHLAGNAHME UND FREIGABE IN SACHSEN; VERBOT IN PREUßEN; STIRNER UND DIE POLIZEI. – ALLGEMEINE AUFNAHME UND ERFOLG. – DAS WERK. – VERSUCH SEINER WÜRDIGUNG. – DIE KRITIK. – STIRNER'S ENTGEGNUNGEN. – DAS VERSTANDESTHUM UND DAS INDIVIDUUM. – AUSBLICK.

[125] Im Kreise der "Freien" hatte sich im Laufe der Zeit das Gerücht verbreitet, daß Max Stirner an einem umfangreichen Werk arbeite, zu dem er "bereits Blatt auf Blatt gehäuft" und das immer noch, "das ganze eigentümliche Gewebe seiner Gedanken in sich aufnehmend", anwachse.

Aber niemand hätte etwas näheres über dieses Werk zu sagen gewußt. Nie ging Stirner auf diesbezügliche Fragen ein, nie ließ er irgend jemand auch nur eine einzige Seite seiner Arbeit sehen oder gar lesen. Nur insofern verriet er das "Geheimnis seines Lebens" selbst, als er zuweilen auf sein Pult zu deuten pflegte, wo sein "Ich" verborgen liege.

Die Existenz des Werkes "konnte auch eine Fabel sein", und wurde bereits von manchen als eine solche betrachtet, als es plötzlich, in den letzten Tagen des Oktober 1844, unter dem Titel "*Der Einzige und sein Eigentum*" an das Licht der Öffentlichkeit trat.

Ursprünglich sollte dieser Titel – und die oben angeführte Bemerkung Stirner's spricht dafür – "Ich" lauten. Er wurde fallen gelassen, um über der zweiten Hauptabteilung des Werkes zu stehen.

Als Autor nannte Stirner den Namen, unter dem er seine ersten Arbeiten geschrieben und den er im Kreise seiner Bekannten führte; als Verleger stand auf dem Titelblatt eine der angesehensten buchhändlerischen Firmen Deutschlands, Otto Wigand in Leipzig, der unerschrockene und weithin bekannte Verleger der meisten und bedeutendsten radikalen Erscheinungen jener Zeit, der Verleger der Ruge'schen Unternehmungen und der Feuerbach's, selbst innig mit Herz und Geist an den Kämpfen seiner Zeit beteiligt. Als Jahreszahl war 1845 angegeben. Stirner und Wigand verband ein freundschaftliches Verhältnis; dieser hielt große Stücke auf seinen neuen [126] Autor und hat stets mit hoher Achtung von ihm gesprochen. Stirner war übrigens 1844 in Leipzig gewesen, wahrscheinlich um das Nähere über das Erscheinen seines Lebenswerkes mit Wigand zu besprechen.

Das Vertrauen, das dieser in das Werk setzte, bewies er am besten durch die durchaus gediegene Ausstattung, die er ihm angedeihen ließ. Die erste Ausgabe des "Einzigens" ist eines der bestgedruckten Werke seines Verlages: ein stattlicher Band von fast fünfhundert Seiten, auf bestem Papier splendid mit breitem Rande und in großer, klarer Schrift, fast fehlerfrei bei J. B. Hirschfeld in Leipzig gedruckt, übertrifft die heute selten gewordene, deren damaliger Preis für das in hellen Umschlag broschirierte Exemplar zwei und einen halben Taler betrug, ihre beiden späteren in jeder Beziehung.

Das Buch trug die Widmung "Meinem Liebchen Marie Dähnhardt". Das Liebchen war seit einem Jahre Stirner's Frau.

Wir gehen kaum fehl, wenn wir annehmen, daß der erste Plan zu dem Werk in das Jahr 1842 fällt, in die Zeit also, als sich Stirner so manche seiner Gedanken zu kürzeren Arbeiten rundeten, Arbeiten, die dann im nächsten der einen großen selbst weichen mußten und daher aufhören. Sie selbst geht mit ihren Zusätzen und wohl auch

teilweisen Umarbeitungen dann gewiß noch bis in die Mitte von 1844, wo sie abgeliefert und gedruckt wird, so daß angenommen werden kann, daß das Werk in dem Zeitraum von anderthalb Jahren – von 1843 bis etwa Mitte 1844 – entstanden ist.

Es ist von jeher das Bestreben der Gewalt gewesen, ihr feindliche Gedanken zu unterdrücken und ihre Verbreitung zu hindern. Waren in Preußen seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV die Zügel einer frechen und unsinnigen Zensur etwas weniger straff gehalten, so hatte die Herrlichkeit mit der Veröffentlichung des Herwegh'schen Briefes an den König bald ein Ende, und es wurde schlimmer gewirtschaftet als vorher. Auch in Sachsen hatte eine Reaktion sondergleichen begonnen. Zwar wurden auch dort 1844 Schriften über zwanzig Bogen frei, d. h. sie brauchten nicht zur Zensur vorgelegt zu werden. Aber um so näher lag dafür die Gefahr der Beschlagnahme und Konfiskation, gegen die es keinen richterlichen Schutz gab.

[127] Um dem wenigstens teilweise zu entgehen, nahmen die Leipziger Verleger ihre Zuflucht zu einem drastischen Mittel. Während auf der Kreisdirektion das gleichzeitig mit der Ausgabe einzureichende Pflichtexemplar abgeliefert wurde, stand an der nächsten Straßenecke schon der mit den versandfertigen Exemplaren beladene Wagen, und sowie der Empfangsschein der Behörde in den Händen des Verlegers war, ging es im Galopp von Sortimenter zu Sortimenter, so daß die Beamten, wenn sie das Buch eingesehen und beschlagnahmen wollten, meist das Nachsehen hatten.

Auch dem Stirner'schen Werke ist es so ergangen. Die Kreisdirektion in Leipzig verfügte sofort die *Beschlagnahme* und es sollen ihr noch 250 Exemplare in die Hände gefallen sein.

Aber die Beschlagnahme wurde schon wenige Tage später von dem Ministerium des Innern wieder aufgehoben: weil das Buch "zu absurd" sei, um gefährlich zu sein. Die "sehr interessanten" Entscheidungsgründe, die die Brockhaus'sche Allgemeine Presszeitung vom 8. November 1844 mitzuteilen versprach, sind leider nie veröffentlicht worden, und die tiefe Weisheit der hochwohlhüllblichen Behörden wird nie in ihrer ganzen Größe erfaßt werden können. Genug, daß Stirner, der sich mit der Frage der Pressfreiheit so eingehend beschäftigt und sein Werk mit der vollen Vorsicht geschrieben hatte, den Staat zu "betrügen", seine Absicht glänzend gelungen war. "Mag ein Volk der Pressfreiheit entbehren, Ich suche Mir eine List oder Gewalt aus, um zu drucken – die Druckerlaubnis hole Ich Mir nur von – Mir und meiner Kraft." Er hat sie sich geholt, und während das harmloseste Geschreibsel in Acht und Bann getan wurde, durfte das radikalste und "gefährlichste" Buch jener und jeder Zeit ungehindert von Hand zu Hand gehen – damals und so noch heute.

Ob sich je einer an dieser Tatsache innerlicher gaudiert hat als der, der sein köstliches Gut, so kühn und klug zugleich, über die Grenze geschmuggelt, die die Willkür dem freien Gedanken gezogen? . . .

In Preußen wurde der "Einzig" übrigens noch vor Weihnachten, wie auch in Kurhessen und Mecklenburg-Schwerin, verboten, und das Verbot ist, so weit festgestellt werden konnte, nie [128] aufgehoben worden. Das hinderte natürlich nicht, daß die neue Erscheinung überall, besonders unter der studierenden Jugend, eifrig gelesen wurde und von Hand zu Hand ging, und auch hier wird die Klage von Savignys, des Justizministers, beim König, sich bestätigt haben: daß die verbotenen Schriften gerade am meisten verbreitet und gelesen würden, und daß die Verbote und Konfiskationen also genau das Gegenteil ihrer beabsichtigten Wirkung hervorriefen.

Mit der *Polizei* ist Stirner, wie gleich hier gesagt werden mag, nie in irgendeinen Konflikt gekommen. Sie führte nicht einmal, wie über die meisten des Kreises, Akten über ihn, und wenn sie ihn gelegentlich in solchen, so in denen über Buhl, schlecht unterrichtet erwähnte, schrieb sie den Namen nur dem Hörensagen nach auf echt berlinisch "Styrna". Als gelegentlich des "Gegenworts" Recherchen angestellt wurden, fand man nicht ihn, sondern infolge einer Namensverwechslung einen völlig harmlosen wirklichen Gymnasiallehrer Schmidt, der auf die Vorhaltungen seiner Behörde nur entsetzt seine völlige Unschuld zu beteuern vermochte. Über Stirner selbst, diesen "Herrn von gesetztem Alter", wußte die Polizei "nur Gutes in Erfahrung zu bringen". Man hat ihm natürlich auch das vorgeworfen. Als ob er nichts Besseres zu tun gehabt hätte, und als ob Mut dazu gehörte, sich mit den untergeordneten Organen der Gewalt herumschlagen, während man zum tödlichsten Streich gegen das innerste Wesen dieser Gewalt selbst ausholt!

Die *allgemeine Aufnahme*, die das Werk fand, war eine durchschlagende; heute würde man sie "sensationell" nennen.

Man beschäftigte sich sofort lebhaft mit der neuen Erscheinung, die so plötzlich aus völligem Dunkel heraus in das grelle Licht des lauten Tages trat. Zu Weihnachten 1844 war das Buch bereits in den meisten Händen, jedenfalls in den Händen derer, die dem radikalen Fortschritt ihrer Tage überhaupt Interesse entgegen brachten. Besonders die Jugend griff, wie gesagt, gierig nach der kühnen Tat.

Aber die Aufnahme war so verschieden, wie sie überhaupt nur sein konnte bei einem solchen Werk. War den einen kein Ausdruck [129] der Bewunderung zu groß, erwarteten sie von ihm den Anbruch einer neuen Zeit des Denkens und Lebens, und nannten sie den Verfasser mit Recht ein Genie, so warfen die anderen das Buch hohnlachend von sich, empört über solchen "Unsinn", denn nur Unsinn konnte sein, was so an den "Grundpfeilern alles sittlichen und sozialen Lebens" zu rütteln wagte. Die meisten aber wußten nicht recht, was

sie sagen sollten, und viele von ihnen schwiegen . . . Alle aber ahnten doch, daß sie hier vor einer außergewöhnlichen Erscheinung standen.

Suchten die einen, die Tiefbefangenen, die überhaupt nicht begreifen konnten, wie man es wagen könne, Begriffe, die "von Ewigkeit her" so fest standen, wie Recht, Pflicht, Sitte usw., überhaupt einer menschlichen Kritik zu unterziehen, den, der sie nicht allein zu kritisieren, sondern sie zu vernichten sich unterfangen, als den "advocatus diaboli" zu kennzeichnen, so waren doch auch die anderen, die, welche diese Begriffe zwar nicht als ewig feststehende, aber doch immer den Untergrund unseres Handelns bildende betrachteten, fast nicht weniger entsetzt, diesen Grund plötzlich ihren Füßen entzogen zu sehen, und sie, die noch nicht wußten, wo nun stehen, konnten sich das Phänomen nur durch die Annahme erklären, daß der Verfasser sich mit ihnen einen Scherz habe machen wollen, und – sie wie sich selbst verspottend – nur gespielt habe.

Seht, so teuflisch kann ein Mensch sein! – schrien jene; nein, so schlecht kann kein Mensch sein, trösteten diese. Die einen fanden in dem ätzenden Spott Stirner's, die anderen in seiner heiteren Ironie die Bestätigung ihrer Annahme.

Aber auch die Liberalen wichen zurück. Die Politiker lachten: welcher vernünftige Mensch konnte bezweifeln, daß der "Staat" nicht die "Ordnung" sei, und seine Notwendigkeit negieren? – ; die Sozialen schimpften: das "Lumpentum" hatte sie empfindlich getroffen; die Humanen endlich gerieten in ernstliche Unruhe: sie hatten sich "den Menschen" so schön, neu und herrlich, so gottähnlich, aufgebaut, und nun wurde ihr Kunstwerk so elend in Stücke geschlagen! Sie waren es vor allem, die ihr letztes Ideal zu verteidigen und zu retten suchten. Der Stolz der "Kritik", der "kritischen", der "absoluten" Kritik war es in all diesen Jahren gewesen, [130] in rastlosem Vorwärtsschreiten einen Widerstand nach dem anderen zu überwinden; sich sagen zu lassen, daß sie so weit noch zurückgeblieben sei, das durfte sie nicht erlauben. So bäumte sie sich auf. – Aber die "Kritik" war damals schon in das Stadium der Selbstersetzung eingetreten. Ihre Kräfte waren erschöpft und ihre Arbeit, die vorbereitende Arbeit, getan. Sie starb an dem Stoße, mit dem Stirner sie traf.

So war es nur natürlich, daß die Meinungen auch unter den "Freien" sich sehr verschieden äußerten. Die Überraschung, den stillsten der ihren plötzlich so laut und vernehmlich reden zu hören, war allgemein, und wenn auch die nächsten Bekannten, die bereits Stirner's erste Arbeiten verfolgt hatten, wußten, daß es sich nur um eine bedeutende Tat handeln konnte, so waren die anderen, ferner Stehenden umsomehr überrascht in dem einfachen Mann, den sie bisher wohl oft übersehen haben mochten, den großen und scharfen Geist zu finden, der aus seinem Buche sprach. So mögen Stirner und seine Ideen in dieser Zeit oft genug den Mittelpunkt des Kreises und seiner Unterhaltung gebildet haben. Stirner selbst blieb sich natürlich völlig gleich: der äußere Ruhm konnte ihn nicht stolzer machen als er es innerlich gewesen war. Jedenfalls gehörte er jetzt zu den "Merkwürdigkeiten" des Kreises, und wie er von nun an mit den Bauer's und den anderen zusammengenannt wurde, so kam man jetzt auch zu Hippel, um "den Einzigen" zu sehen und sich zu überzeugen, daß er "in Wirklichkeit gar nicht so schlimm war, wie er sich in seinem Buche hingestellt hatte".

Bruno Bauer, der mit Stirner schon 1843, gelegentlich der wahrscheinlich gemeinsam geplanten Bearbeitung eines Werkes, "in Uneinigkeit" geraten sein soll, empfand es tief, daß dieser "über ihn hinaus gegangen" war, auf Pfaden, wo er ihm nicht zu folgen vermochte. Zwar hielt er seinen inneren Groll zurück und hat ihm auch nie öffentlichen Ausdruck gegeben, so wenig, wie er selbst je versucht hat, der Kritik Stirner's zu begegnen, und ihr Verhältnis blieb äußerlich das gleiche freundschaftliche, wenn auch eine gewisse Entfremdung von manchen beobachtet wurde, die jetzt mehr hervortrat, nachdem sie geistig einen dergestalt scharfen Ausdruck gefunden hatte. Zu einer Trennung ist es indessen zwischen den beiden nie gekommen.

[131] Die Philosophie Stirner's ist kein "System", das eine "Schule" gründen und durch sie ausgearbeitet und fester fundiert werden könnte. Obwohl Stirner Lehrer war, verrät nicht ein Wort seines Buches den philosophischen Schulmeister. Jeder muß von ihm lernen, was er will und was er vermag; sein "Schüler" in engerem Sinne wird er nie sein, und wenn er es sein wollte, würde der unfreiwillige Lehrer ihn selbst in seine eigene Gedankentätigkeit zurückstoßen. Die Jugend wird sich von Stirner gewiß – und hoffentlich immer – anregen und zu selbständigem Denken ermutigen lassen. Aber der ganze Genuß des "Einzigen" wird doch erst dem Manne zuteil werden, der gegen die Illusionen der Jugend die Wahrheiten des Lebens eingetauscht hat.

Seltsamerweise aber fand Stirner unter seinen Bewunderern keine eigentlichen Anhänger, um dieses Wort zu gebrauchen. Im Grunde war keiner da, der die ganze Bedeutung seiner Tat ihrem vollen Umfange nach begriffen hätte. So ist sie auch nur nach dieser und jener Richtung hin, nie aber ganz gewürdigt worden, und als sie anfang, vergessen zu werden, war niemand, der ihren machtvollen Ruf ungebrochen durch die schweigenden, kommenden Jahrzehnte getragen hätte . . .

Und sie wurde schnell vergessen. Je mehr das Revolutionsjahr sich näherte, desto ausschließlicher wandten sich aller Interessen hoffnungsvoll der gewaltsamen Lösung aller Zweifel zu, und als das lärmvolle Waffengeklirr verrauscht war, hatte es die Stimmen verscheucht, die eben noch so lebendig gerufen – es war still und blieb still auf lange hinaus.

Daher konnte auch der äußere *Erfolg* des Werkes kein großer sein. Er ging nicht über die erste, wohl nicht mehr als eintausend Exemplare starke Auflage hinaus und erreichte sogar diese wahrscheinlich erst nach und nach im Laufe der Jahrzehnte, in denen doch immer hin und wieder noch vereinzelte Hände nach dem vergessenen Buche langten.

Verstandes; der Kampf des Ethikers Sokrates gegen die Sophisten für die Bildung des Herzens, der sein Ende erst erreicht am Todestage der alten Welt; die Lebensweisheit der Stoiker und der Römer; die Hedone der Epikuräer; der vollständige Bruch mit der Welt durch die Skeptiker . . . Und das Resultat dieser ganzen Riesenarbeit der Alten? – Daß der Mensch sich als Geist weiß. Mit ihm, mit der Welt des Geistes, beginnt das Christentum, treten die Neuen auf den Plan.

Ursprünglich getrennt durch die tiefste Kluft, haben die Alten selbst über den Abgrund innerlichster Verschiedenheit den Neuen die Brücke gebaut und aus der Wahrheit, die sie suchten und fanden, selbst eine Lüge gemacht. Aber immerhin haben sie, die Heiden, der Welt der Dinge noch gewappnet gegenübergestanden und ihr, dieser Weltordnung, den Menschen mehr und mehr zu sich selbst hin zu entziehen gesucht. Um diesen, ihren größten Sieg der Weltüberwindung, wurden sie von den Neuen betrogen. Denn ihnen, *den Neuen*, ist die Welt nichts mehr, der Geist aber: Gott, der Weltüberwinder, alles. Hinter ihn, wie die Alten hinter die Welt, zu kommen, ist der Kampf der nächsten zwei Jahrtausende: der Kampf der Gottesgelahrtheit.

Ihr Kampf nahm einen ähnlichen Gang wie der der Alten: nach [135] einer langen Gefangenschaft erhob sich der Verstand in dem vorreformatorischen Jahrhundert, und man ließ sein Spiel gewähren, bis er es endlich in der Reformation mit dem Herzen selbst begann, das seitdem – immer “unchristlicher” geworden – nicht mehr den Menschen, sondern nur noch den *Geist* zu lieben vermag.

“Was ist nun der Geist? – Er ist der Schöpfer einer geistigen Welt.” – Aus dem Nichts hervorgegangen, ist er selbst seine erste Schöpfung, wie der Denkende sich mit seinem ersten Gedanken selbst erschafft, und Du machst ihn zum Mittelpunkt, wie es andererseits der Egoist mit sich selbst macht. “Du lebst nicht Dir, sondern Deinem Geiste, Deinen Ideen . . .” Der Geist ist Dein Gott.

Ich aber und der Geist liegen in einem ewigen Zwiespalt. Er haust im Jenseits; Ich auf der Erde. Vergeblich, die Himmlischkeit zum Diesseits herunterzuzwingen! – Denn: “Ich bin weder Gott, noch der Mensch, weder das höchste Wesen, noch mein Wesen . . .”

Nach dieser Abschweifung in der Ergründung des Geistes geht die Darstellung der Neuen über zu der eingehenden Betrachtung der von ihm *Besessenen*.

Der Geist gleicht jenem Gespenst, das zwar keiner selbst gesehen, von dem ihm aber so unzählige Male die glaubwürdigsten Zeugen (‘die Großmutter’) berichten. Die ganze Welt, die Dich umgibt, ist erfüllt von den Gespenstern Deiner Einbildung. Die Heiligkeit der Wahrheit, die Dich selbst heiligt, ist Dir im Grunde eine Fremdheit, Dir nicht eigen. “Fremdheit ist ein Kennzeichen des ‘Heiligen’”. Für den aber, der an kein höchstes Wesen, weder an das Gottes, noch an das des Menschen, glaubt, sind der Atheist, der Menschenverehrer, und der Christ, der Gottesanbeter, gleich fromm.

Die Wirklichkeit *des Spuks* (das “Dasein Gottes” in jeder Form) zu beweisen, das war Jahrtausende lang die Aufgabe, die sich der Mensch stellte: die gräßliche Tortur der Danaiden, das Unbegreifliche in allen Erscheinungen zu benennen. So ist der Mensch sich selbst ein unheimliches Gespenst geworden und aus allen Ecken taucht er selbst und sein – Geist, d. h. die Schöpfung seines Geistes, spukend hervor.

Aber es spukt in Wahrheit nur in deinem Kopfe: dort sitzt der *Sparren*, der dich quält. In so viele Köpfe hat er sich fest- [136] gebohrt, daß fast die ganze Menschenwelt als ein großes Narrenhaus erscheint, in dem die Wahnsinnigen den tollen Tanz um ihre fixen Ideen vollführen, während die dumme Menge ihnen zujauchzt. “Die ‘fixe Idee’, das ist ihnen das wahrhaft Heilige”, und ihr Fanatismus verfolgt die Ketzer, die nicht an ihre sittlichen Gebote glauben. An die Stelle Gottes haben sie die Sittlichkeit und die Gesetzmäßigkeit gesetzt, und alle Oppositionen der Neuzeit sind fruchtlos, weil sie nicht wagen, den Boden dieser “bürgerlichen Sittlichkeit” zu verlassen. Vom Fluche der Halbheit gelähmt, schwanken die Liberalen zwischen ihrem freien Willen und dem sittlichen.

Der Sieg der Sittlichkeit bedeutet nichts anderes als einen Herrenwechsel: aus dem “heiligen” Wandel ist der “menschliche” geworden. Die sittliche Liebe liebt nicht diesen oder jenen Menschen um seiner selbst willen, sondern den Menschen, um des Menschen, um Gottes willen.

Selbstaufopferung, Selbstverleugnung, Uneigennützigkeit – alle diese formellen Seiten des Sparrens zeigen uns in dem steten Kampf unserer eigenen Gefühle gegen die uns eingegebenen; statt uns “anregen” zu lassen, lassen wir uns mit ihnen vollstopfen, und mit heiliger Scheu erscheinen wir vor den Schranken unserer Mündigkeit . . .

Die *Hierarchie* des Geistes währt bis auf den heutigen Tag. “Hierarchie ist Gedankenherrschaft, Herrschaft des Geistes.”

Ein Streifzug in das Gebiet der Anthropologie eröffnet dieses letzte Kapitel in der Auflösung des Geistes: die bereits geschilderten Zeiten des Altertums, die Zeit der Abhängigkeit von den Dingen, und die des Christentums, die Zeit der Abhängigkeit von Gedanken, werden in Parallele gestellt mit der Epoche der Negerhaftigkeit und des Mongolentums, des eingefleischten Chinesentums. Wann werden beide überwunden durch die Kaukasier, die den Himmel des Geistes erstürmen und vernichten – deren Selbstfindung mit der Sterblichkeit des Geistes Wirklichkeit wird? . . .

Denn durch Mich, den Egoisten, wird die Auflösung des Geistes in sein Nichts erfolgen!

Nach einer Abschweifung auf die Heiligkeit der Sittlichkeit und die ohnmächtige und demütige Scheu vor ihr wird die Hierarchie als Gedanken- und Geistesherrschaft, die in ihrer höchsten Despotie [137] zugleich den Triumph der Philosophie (“Höheres kann die Philosophie nicht mehr leisten”) bedeutet, geschildert und ihre Macht, wie die ihrer Pfaffen, an der “fixen Idee” des Philanthropismus in seinen vielerlei mißverstandenen

Äußerungen, sowie an der Moral in ihrer Erziehung zur "Menschenfurcht" gezeigt. – Wahrheit und Zweifel in der Geschichte der Philosophie und Religion – so könnten allenfalls die nächsten Ausführungen gekennzeichnet werden, wenn sie nicht alsbald wieder in die erneuten Zersetzungen der Begriffe verliefen, in die die neuere Zeit die existierenden Objekte trotz ihrer Behauptung, es zur Freiheit gebracht zu haben, verwandelt. – Protestantismus und Katholizismus werden in ihrer Wesenheit charakterisiert: die Unverantwortlichkeit des letzteren, die Geistesjüngerschaft des ersteren erwiesen.

Machtlos steht der Mensch vor dem Unbezwinglichen, ohnmächtig vor seinem Schicksal.

Die Weltweisheit der Alten, die Gottesgelahrtheit der Neuen suchte ihm zu entgehen, indem jene die Welt zu überwinden, diese den Geist zu unterwerfen bestrebt waren . . .

Das erstere gelang, als Ich "Mich dazu erhob, der Eigner der Welt zu werden": die Welt war weltlos geworden, das erste Eigentum erworben; das letztere – Welch langer und fruchtloser Kampf bis heute! – Wohl haben wir in zwei Jahrtausenden "manches Stück Heiligkeit losgerissen und unter die Füße getreten", aber der Gegner erscheint immer wieder in anderer und neuer Gestalt. Aus dem heiligen Geiste ist die "absolute Idee" geworden, und die Begriffsverwirrung wird schlimmer und schlimmer. "Noch ein Schritt und die Welt des Heiligen hat gesiegt!"

Wie kannst Du es zu Deinem Eigenen machen? – Verzehre es! – "Verdaue die Hostie und Du bist sie los!" –

Konnte der Werdegang der Alten in kurzen und klaren Zügen hingestellt werden, so erforderte die Betrachtung der Neuen in ihrem verworrenen und widerspruchsvollen Ringen mit dem Geiste den weitaus größeren Raum. – Nicht die entlegene Weltweisheit der Alten, nicht die Gotteswelt des Christentums, der Kampf seiner eigenen Zeit ruft Stirner zur [138] Anteilnahme in den *Freien*, denen deshalb auch eine besondere Abteilung gewidmet ist.

Er nennt sie die Freien, weil sie sich selbst so nannten; aber "er gibt sie nur als eine Übersetzung der Liberalen". Unter dem Begriff des Liberalismus sammelte sich in jener Zeit alles, was auf den Gebieten des radikalen Gedankens die letzten Grenzen erreicht zu haben glaubte. Es mußte Stirner, der von seiner Höhe aus diese Gebiete tief in dem Flachlande des Christentums liegen sah, vor allem reizen, ihnen, seinen Zeitgenossen, zu zeigen, wie tief sie noch in den Fesseln des Geistes befangen waren, denen sie sich völlig entronnen zu haben glaubten. An sie, die vorgeschrittenste Kritik seiner Zeit, knüpft er seine Kritik . . . Ihr Sieg, mit dem sie prunken, ist ihm nur eine neue Niederlage vor dem alten Feinde, und er nimmt den Kampf da auf, wo sie sich aus ihm zurückziehen. Er beginnt, wo jene enden.

In die drei Formen des politischen, sozialen und humanen Liberalismus ergoß sich die fortschrittliche Bewegung des Anfangs der vierziger Jahre. Heute würde man ihre Vertreter nennen: Freisinnige, Sozialisten und – Ethiker, und wenn auch die ersteren nichts mehr von dem Zielbewußtsein und wenig mehr von dem Mute jener haben; die zweiten mit dem ungeheuren Aufschwung und Anwachsen der sozialen Bewegung sich hier zu einer politischen Partei versteinerten, dort in ewig wogender Flut neue Ufer suchen; und die Dritten, nicht nur unter dem genannten, sondern so manchem anderen Namen mit heilloser Selbstvergnüglichkeit in den seichten Wassern der unmöglichsten Menschenbeglückungstheorien plätschern, so sind sie im Grunde doch ganz dieselben geblieben, und Stirner's Kritik trifft sie heute, wie damals, mit gleicher Schärfe.

Der politische Liberalismus ist das Schlachtfeld des Bürgertums, wie es sich im Kampfe gegen die privilegierten Stände seit der französischen Revolution entwickelt hat. Mit dem Erwachen der "Menschenwürde" beginnt die politische Epoche in dem Leben der Völker. Der "gute Bürger" wird das höchste Ideal. "Der wahre Mensch ist die Nation . . ." Von dem Staate empfangen wir unsere Menschenrechte. Staatsinteresse – höchstes Interesse; Staatsdienst – höchste Ehre! – Das "allgemeine Interesse aller bei allgemeiner [139] Gleichheit aller" – das ist die erste Forderung des Staates, nach dem alles schreit. Einen unpersönlichen Herrscher sucht die Bourgeoisie und findet ihn in der – Majorität.

Daran, daß die Untertanen bluten müssen, merken sie erst, daß sie Eigentümer sind; aus den Vorrechten der privilegierten Stände werden ihre "Rechte". "Die Bourgeoisie ist der Adel des Verdienstes"; die "gute Gesinnung" ihre Ehrenkrone. Die "Diener" des Staates sind die – Freien: der gute Bürger genießt die langentbehrte "politische Freiheit".

Er wacht über die "individuelle Freiheit" – über die Unabhängigkeit von einem persönlichen Gebieter, denn die Gesetzlichkeit ist die unveräußerliche Macht des Staates.

Der Irrtum einer Zeit ist stets der Nutzen der einen, der Schaden der anderen. In dem Bürgerstaate ist der Kapitalist der Geltende; sein Geld gibt ihm seine Geltung: die Arbeit seines Kapitals und die der – untätigen Arbeiter.

Alles habe Ich durch die Gnade des Staates; nichts ohne seine Bewilligung. Aber was ist Mir der Staatsschutz, dem nichts Besitzenden? – Der Schutz der Privilegien, die Mich ausbeuten. Der Arbeiter kann seine Arbeit nicht nach ihrem vollen Wert verwerten. Warum? – Weil der Staat auf der Sklaverei der Arbeit beruht. "Wird die Arbeit frei, so ist der Staat verloren."

So und mit einem Hinweis auf die ungeheure Macht, die die Arbeiter, noch sich selbst nicht bewußt, in den Händen haben, gleitet die Betrachtung des politischen über in die des *sozialen Liberalismus*.

Sind die Personen im politischen Liberalismus gleich geworden, so ist es doch nicht ihr Eigentum. Wie dort keiner mehr befehlen sollte, so soll hier keiner mehr "haben". An die Stelle des Staates tritt die Gesellschaft. Wer ist die Gesellschaft? – Alle. Die "Nation" der Politiker ist der "Geist" der Sozialen.

Die Gesellschaft ist nicht leibhaftig. Dennoch gehört ihr das persönliche Eigentum. Vor ihr, der höchsten Eigentümerin, werden wir alle – Lumpen. Wir sind alle füreinander da; arbeiten wir daher – Alle für Einen, Einer für Alle. “Das Arbeitertum ist unsere Würde und unsere – Gleichheit.” Wir sind keine Christen [140] mehr und empfinden daher unser Elend; die Lehre des Weltgenusses, das Glück der Bourgeoisie, empört uns. Hinunter mit ihm in die sechs Arbeitstage der Woche; am Sonntag magst Du Mich und will Ich Dich meinen Bruder nennen. Die Konkurrenz, das Glückspiel um die Güter, verschwindet. Der Kommunismus hebt sie auf: Jeder ist Arbeiter und allen gehört alles. Im Bürgertum wurden die Güter freigestellt; im Kommunismus werden sie uns aufgezwungen.

Zu zeigen, daß der Erwerb dieser Güter uns noch nicht zum Menschen macht, das ist die Aufgabe, die dem *humanen Liberalismus* noch übrig bleibt.

Der “humane” mag er heißen, während er selbst sich der “kritische” nennt, weil er über das Prinzip des Liberalismus, den Menschen, nicht hinaus geht, weil der Kritiker immer ein Liberaler bleibt. “Humanus heißt der Heilige.”

Der Arbeiter tut alles für seine Wohlfahrt; der Bürger hat den Menschen nur als “freigeboren” erklärt – beide be-nützen, die einen die Gesellschaft, die anderen den Staat für ihre egoistischen Zwecke und tun nichts für die Menschheit.

Aber erst das menschliche Interesse verleiht Mir Wert bei dem Humanen; nur meine “gänzliche Uninteressiertheit” macht Mich ihm zum Menschen. Staat und Gesellschaft negierend behält er doch beide bei und erstrebt sie in der “menschlichen Gesellschaft”.

Statt sich zu sagen: “Ich bin Mensch!” – sucht er nach ihm, dem Menschen – der Leibhaftige nach wesenslosen Ideen.

Er verachtet das Packesel-Bewußtsein, die Massenarbeit der Arbeiter, und die “Herrenlosigkeit des Menschen” in dem Bewußtsein der Bürger; er kennt allein das menschliche Bewußtsein. Er verlangt das letzte Prinzip: den Menschen, ausgedehnt auf alle zu sehen.

Der ganze Streit der Liberalen unter sich war bisher ein Streit um das Maß der Freiheit: um weniger, mehr, um die “ganze” Freiheit, der Gemäßigten bis zu den Maßlosen, und so wurde die Zwietracht nie zum offenen Kampfe.

Ihrer aller Todfeind aber, und ihr einziger, das bin Ich, der Egoist, der Unmensch. Dem Staate des Bürgertums, der Lumpen- [141] gesellschaft der Arbeiter, dem Idealzustand der Menschheit entziehe Ich Mich. Die “Freiheit” der einen ist nicht Meine Freiheit; die Wohlfahrt der Anderen nicht Meine Wohlfahrt; das Menschenrecht ist nicht Mein Recht. In ihrer Herren-, Besitz- und Gottlosigkeit ersteht der Herr als Staat, der Besitz als Arbeit und Gott als Mensch wieder – neue Knechtschaft, neue Sorge, neuer Glaube! – Denn die Ziele des Liberalismus heißen: “vernünftige Ordnung”, “sittliches Verhalten”, “beschränkte Freiheit”; nicht: Anarchie, Gesetzlosigkeit, Eigenheit.

Sein Gewinn aber ist trotzdem Mein: von der Kritik habe Ich gelernt, Mich nur wohl zu fühlen im Auflösen, und “was der Mensch gewonnen zu haben scheint”, das habe Ich gewonnen.

Die Beurteilung des Liberalismus war abgeschlossen, Stirner’s Werk aber noch nicht erschienen, als die “Kritik” einen weiteren Schritt vorwärts tat und ihn veranlaßte, seinen Betrachtungen eine *Anmerkung* anzuhängen, um sich in ihr auch noch mit dem letzten Funde zu beschäftigen.

Der Staat, auch als freier Staat, wird völlig aufgegeben, da er die Aufgaben der menschlichen Gesellschaft nicht erfüllen kann. “Die Masse, ein geistiges Wesen” – ist der neueste Gegenstand der kritischen Kritik geworden. Sie, die von der Aufklärungszeit getäuschte, grenzenlos verstimmte Menge, kann durch die Voraussetzung des Kritikers, den Menschen, nicht mehr befriedigt werden. Trotz seiner Angst vor dem Dogma bleibt der Kritiker auf dem Boden der Dogmatiker: dem der Gedanken. Gebunden an seine Aufgabe, ist er unfähig, “die ungeheure Bedeutung des gedankenlosen Jauchzens” zu erkennen und bleibt in der Welt der Gedanken befangen: in der religiösen Welt.

Ich aber werde auch an dem Reiche der Gedanken zum Verbrecher und mit Willkür und Frechheit will Ich seine Formen besiegen: die freche Willkür des Staates stürzen und Mich über ihn setzen.

Auch die letzte Auflösung der Kritik, in der die alten Voraussetzungen der Vergangenheit nur zergehen können, wenn sie in ihr vernichtet werden, ohne sogleich neue zu schaffen, lasse Ich Mir zu Gute kommen. – –

*

[142] Der neue Fund des Menschen hat sich als ein neuer Gott herausgestellt. “An dem Eingange der neuen Zeit steht der Gottmensch.” Der Mensch hat den Gott getötet, um alleiniger Gott zu werden. “Das Jenseits außer uns ist vernichtet; das Jenseits in uns ein neuer Himmel geworden.”

Gott und der Mensch müssen an dem Gottmenschen sterben, damit Wir leben können.

Wer wird an dem Ausgange der neuen Zeit stehen? – so heißt jetzt die Frage; und die Antwort, die wir bereits kennen, lautet: Ich.

Im Besitz meiner Eigenart bin Ich Eigner meiner Macht, meines Verkehrs, meines Selbstgenusses, und Ich bin in ihr, wenn Ich Mich als Einzigen weiß!

Was ist *meine Eigenheit*? – Ist sie die Freiheit, die Lehre des Christentums, der “liebliche Traum”, die Sehnsucht aller? – Nein: “Frei bin ich von dem, was Ich los bin, Eigner von dem, dessen Ich mächtig bin . . .” “Eigenheit, das ist mein ganzes Wesen und Dasein, das bin Ich selbst.” Wenn meine Freiheit meine Gewalt wird, dann erst

wird sie vollkommen. Jede andere Freiheit aber kann nur der Drang nach einer bestimmten Freiheit sein und wird immer die Absicht einer neuen Herrschaft in sich schließen. "Die Freiheit kann nur die ganze Freiheit sein; ein Stück Freiheit ist nicht die Freiheit." Erschöpft die Forderungen der Freiheit, so Ihr sie einmal wollt. Bin Ich von allem, was Ich nicht bin, befreit, so bleibe Ich allein übrig. Aber nicht nur frei will Ich werden von dem, was Mich drückt; Eigner will Ich sein meiner Macht. "Der Eigene ist der geborene Freie . . . von Haus aus; der Freie ist nur der Freiheitsstüchtige." Nur die Freiheit, die Du Dir nimmst, kann zu Deiner Selbstbefreiung führen. Mein Eigennutz, der Mich eine Sache um ihrer Zweckdienlichkeit willen begehren läßt, leitet Mich in das Reich meiner Eigenheit, die so wenig einen fremden Maßstab kennt, wie sie eine Idee ist. Denn sie ist "nur eine Beschreibung des – *Eigners*".

Die letzte Konsequenz des Christentums hat sich vollzogen: der Liberalismus hat den wahren Menschen proklamiert, und die christliche hat sich in die menschliche Religion verwandelt. So ist sie die Religion des "freien Staates" geworden, der sich durch sie gegen den Unmenschen, den Egoisten, schützt.

[143] Anstatt Gott ist der Mensch Herr, Mittler und Geist geworden; von ihm, dem Menschen, erhalte Ich mein "Recht", er zieht Mir die Grenzen meines Verkehrs, er gibt Mir meinen Wert. "Die Macht ist des Menschen; die Welt ist des Menschen; Ich bin des Menschen."

Ich aber antworte auf die Frage: Wer ist nun der Mensch? – "Ich bin es!" – Der Staat und Ich sind Feinde. Ich verlache seine Forderung, der Mensch nach seinem Sinne zu sein. Ich, der Enthelliger, lehne Mich auf gegen den Menschen!

Meine Macht, die mein Eigentum ist, durch die Ich mein Eigentum bin, gibt Mir Eigentum. Denn Ich selbst bin *meine Macht*.

"Das Recht ist der Herrscherwille der Gesellschaft." Alles bestehende Recht ist gegebenes Recht. Ich soll es verehren in jeder Form, wo ich es finde, und Mich ihm unterordnen. Aber was ist Mir das Gesellschaftsrecht, das Recht "aller", was kümmert Mich die Rechtsgleichheit, der Rechtsstreit, was sind Mir die angeborenen Rechte?

–

Das Recht wird Wort im Gesetze. Der herrschende Wille ist der Erhalter der Staaten; mein eigener Wille (mein "Eigenwille") stürzt sie. Jeder Staat ist eine Despotie: alles Recht und alle Gewalt sollen der Gesamtheit des Volkes gehören.

Ich aber lasse Mich nicht binden, denn Ich erkenne keine Pflicht an, mag der Staat bei Mir auch Verbrechen nennen, was er bei sich selbst "Recht" nennt.

Mein Verhältnis zum Staat ist nicht das Verhalten eines Ichs zum anderen Ich. Es ist das Verhältnis des Sünders zum Heiligen. Der Heilige aber ist eine fixe Idee und aus ihr entstehen die Verbrechen.

"Der letzte und entschiedenste Gegensatz" aber, "der des Einzigen zum Einzigen", er verschwindet "in der vollkommenen Geschiedenheit oder Einzigkeit".

Was ist nun mein Recht? – Mein Recht ist, was Mir recht ist, wozu Ich Mich berechtere. So weit meine Macht geht, so weit reicht mein Recht.

"Recht ist ein Sparren, erteilt von einem Spuk; Macht – das bin Ich selbst, Ich bin der Mächtige und Eigener der Macht" . . .

[144] Auf meine Macht über die Welt geht *mein Verkehr* mit ihr hinaus.

Fast ein Drittel seines Buches widmet Stirner diesem Kapitel: der Vernichtung jener fremden Mächte, die das Ich in den verschiedensten Formen zu unterdrücken und zu vernichten suchen, in erster Linie; und der Darlegung der Beziehungen unseres Verkehrs untereinander, wie sie sich aus dem Widerstreit und der Harmonie unserer Interessen ergeben, in zweiter.

Das Volk – die Menschheit und die Familie ("das Völkchen im Volk") lebt von Mir, dem Egoisten. Aber seine Freiheit ist nicht meine Freiheit; das Gemeinwohl nicht mein Wohl. Nur die menschliche Forderung kann es erfüllen, nicht die meines Interesses. Aber das Volk ist Mir nicht heilig. "Alles Heilige ist ein Band, eine Fessel". Ich, der Einzelne, denke nur an meine Verwertung. "Der Untergang der Völker und der Menschheit wird Mich zum Aufgang einladen."

Zwei Gesellschaften hat das Christenvolk hervorgebracht: den Staat und die Kirche. Sie bilden eine Gesellschaft und sie fordern die Gemeinschaft. Was ist die Gemeinschaft der Familie anders, als das engere Gefängnis in dem weiteren? – Der Staat ist die erweiterte Familie. "Frei" aber "bin Ich in keinem Staate". Nicht die freie Tätigkeit der Einzelnen ist sein Ziel; er kennt nur die Maschinenarbeit.

Der Staatsgläubige ist der wahre Politiker; in seiner Partei liegt sein Gesichtskreis eingeschlossen. Er, der "gute Bürger", verkörpert den "ergebenen Sinn für Gesetzlichkeit", und willig beugt er sich ihren Strafen. Aber wie z.B. die Kirchenstrafe gefallen ist, so müssen alle Strafen fallen.

Wer der Familie, der Partei, der Nation nicht dient, der "lebt und dient" doch der "Menschheit". "Volk heißt der Bürger, Staat der Geist jener herrschenden Person, die seither Mich unterdrückt hat.

Ich aber bin Eigner der Menschheit, bin die Menschheit und tue nichts für das Wohl einer andern Menschheit."

Das Eigentum der Menschheit ist das meinige. Ich respektiere ihr Eigentum nicht.

Die Armut entsteht daraus, daß Ich Mich nicht so verwerten [145] kann, wie Ich will. Der Staat ist es, der Mich hindert, in ein direktes Verhältnis zu den anderen zu treten. Von der Gnade des Rechts lebt mein Privateigentum; nur in den von ihm vorgeschriebenen Grenzen darf Ich konkurrieren; nur das Austauschmittel,

das Geld, das er Mir vorschreibt, darf Ich gebrauchen. Die Formen des Staates mögen wechseln, seine Absicht bleibt immer dieselbe.

Mein Eigentum aber ist das, "wozu Ich Mich – ermächtige". Entscheide die Gewalt – ich will "alles von der meinen erwarten".

Ihr ködert Mich nicht mit der Liebe; Ihr fangt Mich nicht mit dem Versprechen der Gütergemeinschaft. Die Eigentumsfrage wird nur gelöst werden durch den Krieg aller gegen alle. Und "was der Sklave tun wird, sobald er seine Fesseln zerbrochen hat, das muß man – erwarten!"

Was sprecht Ihr, Ihr Bürgerlichen, von der Freiheit der Konkurrenz, solange Mir die Sache zur Konkurrenz fehlt? – Bleibt Mir vom Leibe, Ihr Volksbeglucker, mit Eurer Verteilung! – Ich nehme Mir, was ich brauche, und Ich brauche so viel, als im Bereiche meiner Macht liegt.

So ist auch mein Wort mein eigen, und wo Mir die Presserlaubnis fehlt, nehme Ich Mir die "Pressfreiheit". Die Presse ist dann mein Eigentum, wenn Ich Mich unverantwortlich fühle denen gegenüber, die Mir die Pressfreiheit geben oder nehmen wollen.

Ich kenne kein "Gebot der Liebe". Wie jedes meiner Gefühle, so ist sie mein Eigentum. Ich gebe sie, ich verschende sie, ich verschwende sie, weil sie Mich glücklich macht. Erwerbt sie, wenn Ihr glaubt, ein Recht darauf zu haben. Ich lasse Mir das Maß meiner Empfindungen nicht vorschreiben und die Ziele meiner Gefühle nicht bestimmen. Wir und die Welt haben zu einander nur eine Beziehung: die der Brauchbarkeit. "Ja, Ich benutze die Welt und die Menschen!"

Ich werde ein Vertrauen, das Ich freiwillig hervorgerufen habe, nicht täuschen; aber Ich frage, ob "Ich dem Vertrauenden das Recht zum Vertrauen gegeben habe". Will er mich binden, so wird er erfahren, daß Ich seine Bande zu sprengen wissen werde. An und für sich ist der Eid so wenig heilig als die Lüge verächtlich ist.

Die Gesellschaft ist unser Naturzustand. Die Auflösung der [146] Gesellschaft aber ist der Verkehr oder Verein. Es kommt darauf an, ob "durch eine Gesellschaft meine Freiheit oder meine Eigenheit beschränkt wird". Die Schmälerung der ersteren empört Mich wenig; aber die Eigenheit will Ich Mir nicht nehmen lassen.

Aus der Gemeinschaft der Menschen entstehen die Gesetze der Gesellschaft. Der Kommunismus ist die Gemeinschaftlichkeit in der Gleichheit. "Ich aber will lieber auf den Eigennutz der Menschen angewiesen sein, als auf ihre Barmherzigkeit . . ."

Nicht nach Gemeinschaftlichkeit, sondern nach Einseitigkeit trachte Ich. In dem Verein machst Du Dich geltend; in der Gesellschaft wirst Du verwendet. Du oder die Gesellschaft, Eigner oder Lump, Egoist oder Sozialer!

Über der Pforte unserer Zeit steht: "Verwerfe Dich!"

Richte Dich auf gegen die Einrichtungen, die Dir deine Eigenheit gefährden; nicht Revolution, sondern Empörung!

Ich habe gegen andere keine Pflicht, Ich demütige Mich vor keiner Macht mehr.

Den Sittlichen und Humanen bleiben ihre Forderungen der Welt gegenüber *pia desideria*; mein Verkehr mit ihr aber besteht darin, daß Ich sie genieße. Ich verbrauche sie zu – *meinem Selbstgenuß*.

Die bisherige Welt sann und sorgte für's Leben; wir suchen nach dem Genuß des Lebens. Welch ungeheurer Abstand: Mich suchen, und Mich haben und genießen!

Jahrtausende der Sehnsucht und Hoffnung liegen hinter uns; vor uns liegt die Zeit des Genusses.

Aus der Roheit der ersten Menschenopfer ist die Selbstopferung des Lebens zu Gunsten einer Aufgabe, eines Berufes geworden. Daher gehört unser Leben nicht mehr uns, und der Selbstmord ist ein Verbrechen an der Sittlichkeit. – Die Menschlichkeit ist der Beruf des Liberalen.

Aber der Mensch hat keinen Beruf, er hat nur Kräfte, die sich äußern und "was er werden kann, das wird er auch". Denn seine Kräfte äußern sich von selbst, und sie zu gebrauchen, ist nicht seine Aufgabe, sondern seine "allzeit wirkliche vorhandene Tat".

Die Menschen sind, wie sie sein sollen und können, und der Kluge nimmt sie so, wie sie sind, statt wie sie sein sollen.

[147] So lange die Pfaffen- und Schulmeisterzeit der Welt dauert, so lange herrscht der Gedanke gegen den Egoismus. "Die bisherige Geschichte ist die Geschichte des geistigen Menschen". Die Jahrhunderte haben ihn zur Bildung dressiert. Ich benutze ihre Erfahrungen. Aber – "Ich will noch mehr".

"Was ein Mensch ist, das macht er aus den Dingen." Entweder Ich verliere Mich an das Geschöpf meines Willens (mein Urteil), oder Ich bleibe der Schöpfer (der stets neu Urteilende).

Das freie Denken ist nicht mein Denken. Das freie Denken leitet Mich; Ich aber leite mein eigenes Denken. Die freie Sinnlichkeit verzehrt Mich; die eigene Sinnlichkeit befriedige Ich nach meinem Gefallen.

Was kann Mir Gedankenfreiheit sein? – Ein leeres Wort. – Die Gedanken, Eure und meine, sind Mir Kreaturen. Die Sprache ist der größte Tyrann: sie ist der Anführer jenes Heeres von "fixen Ideen", die gegen uns zu Felde ziehen. Die Sprache, wie der Gedanke muß Dein Eigentum werden.

Was sind Wahrheiten? – Für den Gläubigen sind sie ausgemachte Tatsachen. "Wahrheiten sind Phrasen, Redensarten, Worte; in Zusammenhang gebracht bilden sie die Logik, die Wissenschaft, die Philosophie." So lange währt die Herrschaft der Gedanken, die Hierarchie, als die Pfaffen (in jeder Gestalt) das Wort führen, so lange man noch an Prinzipien glaubt, so lange man noch – kritisiert. Denn das Geheimnis der Kritik ist immer irgendeine "Wahrheit".

Meine Kritik aber ist nicht dienstbar, sondern meine eigene Kritik. Denn mein Denken ist ohne "Voraussetzung"; "vor meinem Denken bin – Ich". Daher ist das gesetzte Denken die Voraussetzung, welche Ich für mein Denken bin, selbst und Ich somit der Eigner des Denkens, das Denken mein Eigentum.

Ich bin das Maß von allem, nicht der Mensch. – Die Wahrheit hat ihren Wert nicht in sich, sondern in Mir. Für sich ist sie wertlos und, wie der Gedanke, eine Kreatur. "Die Wahrheiten unter Mir sind Mir lieb." Wahrheiten über Mir kenne ich nicht. "Wahr ist, was mein ist; unwahr das, dem Ich eigen bin." Wahr ist der Verein, unwahr der Staat und die Gesellschaft.

Und so ist es mit der Idee. Ihre Realität "besteht erst darin, daß Ich, der Leibhaftige, sie habe". Die Kritik schlägt nur eine [148] Idee durch die andere. Am Anfang wie am Ende des Christentums gilt der Krieg dem Egoismus, und nicht Ich, sondern die Idee, das Allgemeine "soll Ich zur Geltung bringen." Der Krieg muß auswüten.

Unbewußt streben wir alle der Eigenheit zu. Aber ein unbewußtes Tun ist ein halbes und immer wieder fällt Ihr als Diener in die Hände eines neuen Glaubens.

Ich aber sehe lächelnd der Schlacht zu. Eigner von allem "lasse ich meinen Humor mit den großen Gedanken, den erhabenen Gefühlen, dem heiligen Glauben spielen".

Denn ich weiß, daß wir allzumal vollkommen sind. Von Narren, die sich einbilden, Sünder zu sein, wimmelt die Erde. Aber nur von den Träumen ihrer kranken Einbildung leben die Sünder; das gesunde Auge hat nie einen Sünder gesehen. "Du, der Du die Menschen zu lieben wählst, wirfst sie in den Kot der Sünde."

Ich aber lasse Mir meinen Selbstgenuß nicht verleiden: wie Ich keinem höheren Wesen mehr diene, so diene Ich auch keinem Menschen mehr, sondern einzig nur noch Mir. So "bin Ich der Tat und dem Sein nach nicht nur, sondern auch für mein Bewußtsein der – Einzige".

Denn Ich bin kein Ich neben anderen Ichen. Alles an Mir ist einzig, und nur als dieses Ich betätige und entwickle Ich Mich, nehme Ich Mir alles zu eigen . . .

Das ist mein Verkehr mit der Welt!

Die letzten, wenigen Seiten des Buches gehören noch dem Einzigem. Noch einmal werden vorchristliche und christliche Zeit in ihren letzten Zielen – der Heiligkeit und der Leibhaftigkeit – zusammengefaßt, noch einmal der unversöhnliche Gegensatz zwischen dem Realen und dem Idealen betont, noch einmal gezeigt, wie beide auf entgegengesetzten Wegen doch auf das eine, das Göttliche, hinauskommen, das am Ende des Zyklus christlicher Anschauungen "der Mensch" heißt – "der Mensch" als Ich der Weltgeschichte beschließt ihn. Mit der Spannung zwischen Existenz und Beruf ist ihr Bann gebrochen.

Denn der Einzelne ist eine Weltgeschichte für sich; er erkennt keinen Beruf an; er lebt unbekümmert um das Wohl und Wehe der Menschheit.

[149] Kein Name nennt Mich recht; kein Begriff drückt Mich aus; Ich bin vollkommen.

"Eigner bin Ich meiner Gewalt, wenn Ich Mich als Einzigem weiß." Alles was über Mir ist, Gott oder Mensch, schwindet vor diesem Bewußtsein. Auf Mich, den Einzigem, "den vergänglichen, sterblichen Schöpfer seiner, der sich selbst verzehrt", stelle Ich meine Sache.

So schließt das Buch.

Und noch einmal, wie am Anfang, jauchzt am Schlusse des Einzigem seliges Lachen: "Ich hab' mein' Sach' auf Nichts gestellt!"

So spricht Max Stirner zu uns. –

Wie antworten wir ihm ?

Der Versuch einer Würdigung seiner Tat kann kaum besser ausfallen als der, seine Worte wiederzugeben; dennoch muß unternommen werden, wenigstens anzudeuten, was diese Tat zu einer so unvergleichlichen macht.

Die *Bedeutung* des "Einzigem" ist heute wie vor siebzig Jahren mehr geahnt und empfunden als erkannt. Wie könnte es anders sein in Zeiten, wo zwar alles schwankt, woran wir uns bisher geklammert, wo wir zwar eifrig bemüht sind, an Stelle der alten Werte neue zu setzen, wo der alte, abgestandene Wein immer wieder in neue Schläuche umgegossen wird, statt fortgeschüttet zu werden, und wo wir doch noch so wenig von der völligen Wertlosigkeit der meisten Werte überzeugt sind!

Wir sind ein Geschlecht zwischen Nacht und Tag. Halberwacht reiben wir uns noch die schlaftrunkenen Augen und wagen noch nicht, in das Licht zu blicken.

Wir können uns nicht trennen von den alten Wohnungen unserer Begriffe, ob sie uns über dem Kopf zusammenbrechen; wir sind zu feige, um die alte Heimat zu verlassen und uns dem Meer des Selbstbewußtseins anzuvertrauen, das allein uns zu den anderen Ufern tragen kann; wir haben noch kein richtiges Vertrauen in die Zukunft, obschon, oder vielmehr: weil wir kein Vertrauen mehr zu uns selbst haben.

[150] Wir glauben nicht mehr an Gott, gewiß nicht mehr. Wir sind Atheisten geworden, aber wir sind "fromme Leute" geblieben. Wir beten nicht mehr vor dem Popanz der Kirche; wir knien vor den Heiligtümern unseres Inneren.

Wir berauschen uns nach wie vor, und unser Jammer des Erwachens ist der gleiche. Nur erwachen wir öfter, und unser Zustand ist ein Taumeln zwischen Trunkenheit und Zweifel, nicht mehr der heilige, ewige Rausch der ersten, "wahren" Christen.

Da tritt dieser Mann zwischen uns.

Er erscheint nicht mit der Herablassung des Priesters: er steht nicht in dem Dienste Gottes, noch in dem irgendeiner Idee; nicht mit der Geschäftigkeit des Lehrers: er überläßt es uns, das, was er sagt, zu glauben oder zu verwerfen; nicht mit der Sorge des Arztes: er läßt uns leben und sterben, denn er weiß, daß unsere Einbildung unsere Krankheit ist. Er kommt auch nicht als der Philosoph, der uns in dem Netz eines neuen Systems der Spekulation zu fangen sucht; er verschmäh't seine Sprache, seine häßliche, dunkle und unverständliche Sprache, dieses Privilegium, dessen alle jene sich bedienen, die nur untereinander reden wollen; er schafft sich seine eigene Sprache, denn er weiß, daß alle Erkenntnis auch verständlich sein kann, wenn sie nur verständlich sein will.

Er spricht nicht von uns; kaum, daß er zu uns spricht.

Er spricht von sich und immer nur von sich, und wir sehen, wie dieses sein Ich eine Fessel nach der andern von sich streift, bis es auch der letzten ledig in stolzer Selbstherrlichkeit als sein eigener Herr dasteht: unbesiegbar auf dem Platze, den es sich endlich erobert.

Nicht mehr und nicht weniger als die Souveränitätserklärung des Individuums, seine Unvergleichlichkeit und seine Einzigkeit ist es, was Stirner verkündet. Bisher war nur von seinen Rechten und Pflichten, und wo beide beginnen und enden, gesprochen; er aber spricht es dieser ledig und jener mächtig. Wir haben uns zu entscheiden. Und da wir nicht in die Nacht zurück können, müssen wir hinein in den Tag.

Denn wir wissen jetzt, daß wir allesamt Egoisten sind. Wenn wir unsere Taten betrachten, so sehen wir, daß die einen uns schon weiter, viel weiter geführt haben, als unser Bewußtsein es sich noch [151] eingestehen will, während die anderen uns verstrickt haben in den unlöslichsten Zwiespalt. Wir werden fernerhin vergebens versuchen, uns und die anderen weiter über die Gründe unserer Handlungen zu täuschen. Nun wir sie erkannt haben, was bleibt uns anderes übrig, als uns nach ihnen zu richten?

Der Erfolg wird uns lehren, was wir Stirner zu verdanken haben, wenn es uns das Beispiel jener noch nicht gezeigt hat, die ihr Leben bereits so gelebt.

Es ist unsere letzte Erkenntnis. Sträuben wir uns nicht länger gegen sie. Denn der Tag kommt wahrlich nicht zu früh nach dieser allzulangen Nacht!

Er hat den gebeugten Nacken gehoben und in die gelähmte Hand ein Schwert gedrückt: er hat uns den Glauben genommen und die Gewißheit gegeben.

Er hat uns wieder an unsere wahren Interessen erinnert, an unsere profanen, persönlichen, eigenen Sonderinteressen und uns gezeigt, wie gerade ihre Befolgung, statt den idealen, heiligen, fremden Interessen, den Interessen aller uns zu opfern, uns das Glück des Lebens wiederbringt, das wir verloren zu haben scheinen.

Indem er den Staat der Politiker, die Gesellschaft der Sozialen, die Menschheit der Humanen zergliederte und sie als die Schranken unserer Eigenheit uns zum Bewußtsein bringt, hat er der Autorität den Todesstoß versetzt – mit dem Herrscherwillen der Majorität, der Gesamtheit, auch dessen Privilegium gebrochen und an die Stelle des Bürgers, des Arbeiters, des Menschen tritt das Ich, an Stelle des geistigen Vernichters der leibhaftige Schöpfer!

Aber das nicht allein: indem er den anderen Teil seiner Arbeit in eingehendster Untersuchung den Bedingungen widmet, unter denen sich dieses Ich zu seiner Einzigkeit zu entwickeln allein im Stande ist, zeigt er es in seiner Macht, seinem Verkehr, seinem Selbstgenuß –: die Mittel seiner Kraft und seinen endlichen Sieg.

Und an die Stelle unseres müden, zerquälten, sich selbst zermarternden Geschlechts tritt jenes stolze, freie der "Einzig", dem die Zukunft gehört.

Er tat, was er getan, für sich, weil es ihm Freude machte.

Er fordert keinen Dank, und wir schulden ihm nichts.

[152] Er hat uns nur erinnert an unsere Schuld gegen uns selbst!

Das ist es, was er getan; wie er es getan, ist nicht minder bewunderungswürdig.

Wenn *Ursprünglichkeit und Kraft* die Kennzeichen des wahren Genies sind, so war Max Stirner zweifellos ein Genie ersten Ranges. Er sieht die Welt und ihre Menschen ganz mit seinen eigenen Augen und alles steht vor ihm da in dem scharfen Lichte der Wirklichkeit. Nichts vermag seinen Blick zu stören oder zu täuschen: nicht die Nacht der Vergangenheit, nicht das Gedränge der Wünsche seiner eigenen Zeit. Es ist ein völlig originales Werk, das seine, und es gibt keines, das mit größerer Unbefangenheit und Vorurteilslosigkeit geschrieben worden wäre, als dieses Buch: "Der Einzige und sein Eigentum". Da ist nichts, aber auch nichts, was Stirner als feststehend und gegeben annimmt, es sei denn das eigene Ich. Nichts verblüfft ihn, nichts verwirrt ihn, nichts "imponiert" ihm von vornherein. So scheint er das rechte Kind jener kritischen Zeit, nur so unendlich ihr voraus, daß er da anfängt, wo die anderen aufhören. Diese Unbefangenheit gibt seinen Worten jene selbstverständliche Sicherheit, die auf die einen so verblüffend, auf die anderen so sieghaft wirkt. –

Unvergleichlich ist ferner *die Logik* des Denkers. Die starre Folgerichtigkeit seiner Schlüsse schrickt vor keiner, auch der letzten Konsequenz nicht zurück. Er erlaubt dem Leser nicht, seine Gedanken bis zum Ende ihres Gebietes zu führen; er tut es selbst. Begriffe, die bisher unanfechtbar erschienen, löst er einen nach dem andern auf und läßt sie in sich zerfallen. Er spürt dem Sinne der Worte nach, bis er den rechten erfaßt, der nur zu oft in völligem Widerspruch steht zu dem, der ihnen bisher gegeben wurde. Er entkleidet die großen ihres Pompes und zeigt sie in ihrer Hohlheit; und er bringt die mißachteten, durch den Sprachgebrauch verfemten, wieder zu Ehren. So lehrt er uns erst ihren richtigen Gebrauch.

Daß ihm bisher kein einziger innerer Widerspruch nachgewiesen werden konnte, will wenig bedeuten. Aber auch die Zukunft wird nichts anderes zu tun haben, als weiter auszubauen, was er dahingestellt hat für alle kommenden Zeiten. Neue Aussichten werden sich in Fülle eröffnen. Den Streit aber hat er beendet.

[153] In seiner göttlichen Unbekümmertheit und seiner rücksichtslosen Logik erscheint sein Werk so ganz die Tat eines Mannes, "getan", wie einer der schärfsten Denker unserer Tage von dem eigenen sagt, "nicht um anderen, sondern um in erster Linie dem Schöpfer selbst zu gefallen . . ." Da Stirner seinem Willen gemäß nicht leben konnte, wurde sein Widerwille geweckt und schuf das Werk seines Lebens, über das er die ganze Freiheit seines Wesens goß, während sich rings um ihn herum alles in tobendem Geschrei und unduldsamem Fanatismus ermüdete.

Denn immer sind Ruhe, Selbstbeherrschung, Überlegenheit, Heiterkeit, Ironie und Weitherzigkeit die besten Kennzeichen des wirklich Freien, wie Hast, Unsicherheit, Entrüstung, Pathos, rechthaberische Hartnäckigkeit und Kleinlichkeitskrämerei die sind des Eiferers um die Gewalt.

Die frühlingsfrische *Lust am Kampfe* durchweht dieses Buch von der ersten bis zur letzten Seite. Der ebenbürtige Gegner seines Gegners zu sein, einen leibhaftigen Feind sich gegenüber zu haben, den er ins Auge fassen und greifen kann, der "selbst voll Mut, auch seinen Mut" entflammt, Mann gegen Mann zu stehen im Kampfe, das ist es, was Stirner sich wünscht!

Aber auch da, wo sich der Feind ihm scheu entzieht, wo statt seiner die Gespenster des Wahns und der Einbildung, die Schatten der Vergangenheit, auftauchen, geht er den Fliehenden nach bis in die äußersten Schlupfwinkel und ruht nicht eher, bis er sie an das Licht des Tages gebracht und als die spukenden Phantome unserer Besessenheit entlarvt hat.

Flitter und Schmutz – er streift sie beide fort: der eine betört ihn nicht, vor dem andern ekelt er sich nicht; und der Flitter des Geistes und der Schmutz des Lumpentums schwinden vor dem Bewußtsein seiner Einzigkeit.

Sein *Mut* ist unvergleichlich und vor keinem Gegner schreckt er zurück. Er erkennt keine Autorität über sich. Denn nichts ist ihm heilig. Er ist mehr als der Spötter und mehr als der Kritiker. Er ist der große Lacher. Und sein Lachen heißt Befreiung.

Dieser Mut ist immer der gleiche. Die alten, scheinbar in dem Boden der Jahrtausende eingewurzelten und für die "Ewigkeit des [154] Menschengeschlechtes" feststehenden Begriffe greift er gleich mutig an, wie die neuentstandenen Schlagworte seiner Zeit, die er als die "Ideale der Zukunft", einer neuen Zeit, anpackt, und beide, die alten wie die neuen, sind Moder und Spreu, wenn er sie berührt.

Sie alle, die er angreift, streiten unter einer Fahne, einem Zeichen, einem Glauben. Er aber kämpft ganz allein und er steht und fällt mit seinem Ich – das glänzendste Beispiel für die Wahrheit des Ibsen'schen Wortes: "Der stärkste Mensch ist der, welcher allein steht".

Aber so groß wie sein Mut ist seine *Vorsicht*. Er weiß, daß die gefesselte Hand nicht streiten und die gelähmte Zunge nicht reden kann. Er liefert sich nicht selbst in die Hände der Feinde. Er kennt die tölpelhafte Dummheit der herrschenden Gewalt, die in ihrer gottähnlichen Allmacht Jagd auf die Fliegen macht, deren Summen ihren Schlaf stört und den Fuchs nicht gewahrt, der sich in ihre Burg schleicht. Stirner weiß, er braucht nur "Preußen" zu sagen und die Tat seines Lebens ist vernichtet; er sagt "China und Japan", und jedes Kind weiß, was er meint. Selbst die dänischen Stände und den nachbarlichen "Selbstherrscher aller Reussen" nennt er nur mit; und einmal spricht er von einem "gewissen" Staate. Gewiß, es ist ein kindliches Spiel: aber die Gewalt ist der Blinde, und er lacht sie aus. Als er aber einmal glaubt, die haschenden Hände möchten ihn doch erreichen, läßt er das Spiel fallen und verwahrt sich ausdrücklich gegen eine Kriminalklage: er hat das Wort "Empörung" nur wegen seines etymologischen Sinnes gewählt, und nicht in dem "vom Strafgesetz verpönten, beschränkten" gebraucht.

Die Rüstung des Denkers ist untadelhaft. Er bringt zur Lösung seiner Aufgabe *ein Wissen* mit, das ihn nie im Stich läßt. Mühelos greift er aus der Geschichte der Vergangenheit sich die Beispiele heraus, die er braucht. Die Bibel, deren gründlichster Kenner Stirner offenbar war, liefert ihm immer auf's neue die notwendigen Belege. Wie tief er die Geschichte des Menschengeschlechts in ihrem inneren Zusammenhang erfaßt hat, davon würde allein jene wunderbare Darstellung der Menschen der alten und neuen Zeit Zeugnis ablegen, wenn nicht fast jede Seite seines Buches davon spräche.

[155] Stirner soll – im Gegensatz zu Bruno Bauer – wenig gelesen haben. Es erscheint das zweifelhaft, wenn wir die verhältnismäßig große Anzahl der Werke seiner Zeit übersehen, die er heranzieht, um an ihren Ideen Kritik zu üben. Denn nicht nur die wichtigsten Erscheinungen seiner Zeit, die Feuerbach und Bauer, nicht nur Proudhons erste Schriften, die ihm so viel Angriffspunkte bieten, sondern auch flüchtige Erscheinungen des Tages, heute völlig vergessen, werden zitiert. Diese Zitate aber sind nie aus der Erinnerung niedergeschrieben, sondern stets in sorgfältigster Weise mit den eigenen Worten ihrer Urheber gegeben und belegt.

Aber nicht nur Vergangenheit und Gegenwart der Geschichte, auch das tägliche Leben bietet ihm wiederholt Anlaß, in seine bunte Fülle zu greifen, um an alltäglichen, aber oft desto überzeugenderen Beispielen die Untrüglichkeit seiner Behauptungen zu erweisen. –

Indessen nicht der Reichtum seines Wissens, die Sorgfalt, wie er es anwendet, und sein Geist, sondern was unerlernbar und möglich nur dem Genie: mit dem Instinkt der *Intuition* das Bild der Menschenwelt so zu erfassen, daß das Wichtige sich von dem Unwichtigen scheidet, das ist es, was Max Stirner und seine Tat zu einer so einzigen macht. Wie er es vermag, mit wenigen Strichen die Umrisse eines einzigen Menschenlebens zu geben, so daß es greifbar dasteht in seiner ganzen Entwicklung vom Kinde zum Manne, so zeigt er in dem Fluten der

großen Menschenströme über die Erde den Gang der Ideen durch die Jahrtausende und ihr Kommen und Gehen, und was sie treibt und woran sie zerschellen wird uns verständlich erst durch ihn. Chaotische Massen gewinnen unter seiner bildenden Hand Gestalt und wir erkennen sie in ihrer wirklichen Form.

Mit derselben Sicherheit, wie durch die Nebel der Vergangenheit, führt er uns durch die Brandung unserer eigenen, kampfdurchtosten Zeit. Denn nicht das Ferne und nicht das Nahe verwirrt seinen Blick, und unermüdet leitet er uns durch das Gestrüpp aller Irrtümer, bis wir mit der hohen und stolzen Gestalt seines Eigners den sicheren Grund der Zukunft betreten.

Völlig originell, wie Stirner's Gedanken, sind auch *Sprache und Stil* seines Buches. Er hat es – "das mühsame Werk der [156] besten Jahre seines Lebens" – selbst einmal "den teilweise unbeholfenen Ausdruck dessen, was er wollte", genannt "So sehr," sagt er von sich weiter, "hatte er mit einer Sprache zu kämpfen, die von Philosophen verderbt, von Staats-, Religions- und anderen Gläubigen gemißbraucht und einer grenzenlosen Begriffsverwirrung fähig gemacht worden war". Diese Sprache ist dennoch von einem großen Zauber. Sie ist nicht weich und schmiegsam, denn sie will nicht locken und verführen; sie ist nicht dunkel und schwer, denn sie will nicht verblüffen und einschüchtern. Aber sie ist mehr als alles dies: in ihrer kristallreinen Klarheit ist sie wahrhaftig, lebendig und jedes Ausdrucks fähig. Sie kennt keine Phrase, keinen Widerspruch und keine Halbheit. Sie begnügt sich nie mit Andeutungen, und in allem, was sie sagt, geht sie auf das Ziel los, bis sie es erreicht hat.

Man hat gesagt, der Stil Stirner's ermüde durch seine Wiederholungen. In Wahrheit wiederholt sich Stirner nie. Indem er immer von neuem an das Objekt seiner Betrachtung prüfend herantritt, verläßt er es nicht eher, als bis er es von allen Seiten gesehen und ergründet hat, und wahrhaft erstaunlich ist die Vielseitigkeit, in der sein unbestechlicher Blick die Dinge und Menschen sieht. Ganz abgesehen davon, daß Wahrheiten nie oft genug wiederholt werden können, liegt gerade in dem Begegnen aller Einwände, der Berücksichtigung aller verschiedenen Angriffe auf die Souveränität des Ich, der große Wert seines Werkes. Wo es ihm nötig erscheint, legt er selbst die etymologische Wurzel des zu ergründenden Begriffes (z.B. des Staates, der Gesellschaft usw.) bloß. Er liebt es außerordentlich, dem Sinn des Wortes nachzuspüren und oft enthüllt er durch die Art, wie er es gebraucht, seine Doppeldeutigkeit in höchst geistreicher Weise, einer Weise, die eine Übersetzung seiner Sätze in eine andere Sprache nicht selten als Unmöglichkeit erscheinen läßt. Er bevorzugt ferner die scharfen Gegenüberstellungen der Gegensätze, um ihre ganze Unversöhnlichkeit zu beweisen und alle Halben und alle Versöhner – die schlimmsten Feinde jeden Fortschritts – werden ihn daher nach wie vor der "Extremität" beschuldigen.

Da man seinem Stil, diesem scharfen, präzisen, unzweideutigen Stil, keine Glätte vorwerfen konnte, hat man gesagt, er sei kalt. [157] Der Vorwurf fällt auf die zurück, die ihn erheben: jene, die sich einzig an dem künstlichen Feuer der Begeisterung, nie an der reinen Flamme des Lebens selbst erwärmen können. Denn wie auf dem Grunde dieses Buches ein unermeßlicher Zorn lodert, so durchglüht seine Sprache die Wärme des Lebens. Es ist wahr, daß sie zuweilen schwerfällig und breit wird und nach wiederholtem Anlauf erst bewältigt, was sie sich zu überwinden vorgenommen, aber es ist nicht Stirner's Schuld, wenn sie sich durch das Dickicht fremder und verworrener Begriffe und dürrer Abstraktionen, durch die Dialektik des Hegeltums und den Jargon des Liberalismus jener Tage hindurchzuarbeiten hat. Wie atmet sie nicht befreit auf, wenn sie wieder ganz der Ausdruck der eigenen Gedanken ihres Meisters wird, mit welcher Leichtigkeit folgt sie ihnen dann – vom überlegenen Spott bis zum ätzenden Hohn, vom heiteren Lachen bis zum bittersten Ernst! Sie erschwert nicht unnütz die Wucht ihrer Gedanken, und selten nur steigert sie sich zum Pathos der Erhabenheit. Wo sie aber leidenschaftlich wird, ergreift sie um so machtvoller und schafft die eines ersten Künstlers würdigen Schilderungen, zu denen neben jener der in unbefriedigter Sehnsucht dahinsiechenden Unschuld auch die Zeilen gehören, die Stirner schrieb, während die Glocken seinem Ohr zu läuten beginnen, die "die Feier des tausendjährigen Bestands unseres lieben Deutschlands einklingelten" . . . Dieses Buch soll kalt sein? – Welche Verachtung spricht nicht aus der Verdammung der "wahren Jugendverführer", jener, die "das Unkraut der Selbstverachtung und Gottesverehrung emsig aussäen, die jungen Herzen verschlänmen und die jungen Köpfe verdummen!" Und welche Bitterkeit nicht, welcher eiserner Stolz aus der Beschreibung des großen Narrenhauses der Welt und des tollen Gebarens ihrer Insassen, ihrer Rachsucht, ihrer Feigheit?

Diese Sprache, so reich bewegt und von einer so unerschöpflichen Ausdrucksfähigkeit, ist aber auch von einer durchsichtigen Klarheit. Sie macht *die Lektüre* dieses einzigen Buches jedem möglich, der überhaupt zu denken versteht. Die Zunftphilosophen lehnen es deshalb allein schon ab. Aber das ist ja völlig gleichgültig. Wenn die Wissenschaft frei geworden sein wird, wie es die Kunst, die es sein will, heute ist, erst dann wird Max Stirner auch dort den [158] Platz einnehmen, der ihm gebührt. Unterdessen wird sein Buch durch tausend und abertausend Hände gegangen sein, die die Saat seiner Gedanken verstreuen über die Erde.

Es ist kein Buch, das sich in einem Zuge lesen läßt. Es ist auch kein Buch, in dem man nur blättern darf. Es will immer wieder von neuem ergriffen sein, um immer wieder aus der Hand gelegt zu werden, damit die erregten Gedanken sich sänftigen, die empörten Gefühle sich klären. Bei jeder neuen Annäherung aber wird sein Eindruck nachhaltiger, sein Zauber intensiver auf uns wirken. So wird es uns begleiten durch das Leben, und wie wir dieses nie ganz zu Ende leben können, so werden wir jenes nie ganz erschöpfen können. Denn dieses Buch ist das Leben selbst.

Die Kritik stand dem Werke ratlos gegenüber.

Wohl fühlte sie, daß sie nicht umhin konnte, sich mit einer Erscheinung zu beschäftigen, die die Gemüter in so verschiedene Bewegung versetzte. Aber teils entzog sie sich ihrer Verpflichtung, teils suchte sie sich ihrer zu entledigen. Die Gründe lagen nahe – in ihrer eigenen Ohnmacht.

Daher ist die Zahl der eingehenden und ernsthaft zu nehmenden Besprechungen eine verhältnismäßig sehr geringe; dennoch ist sie natürlich zu groß, als daß hier auch nur auf eine einzige näher eingegangen werden könnte, selbst wenn sie es verdiente.

Eine kurze, wenn auch natürlich nicht vollständige Übersicht ist indessen nötig, um einigermaßen das oben gegebene Bild der allgemeinen Aufnahme zu verdeutlichen.

Die wichtigsten Besprechungen waren zweifellos diejenigen, die Stirner selbst für solche hielt, indem er ihnen selbst antwortete; ihnen wird daher gleich das Interesse, das sie beanspruchen dürfen, geschenkt werden.

Was zunächst hier die großen Tageszeitungen – soweit sie daraufhin durchgesehen werden konnten – betrifft, so schwiegen sie das Werk vollständig tot. Sie hatten Wichtigeres zu tun, als einer bedeutenden Erscheinung ihre Aufmerksamkeit zu schenken, die vielleicht einen Raum erfordert hätte, der doch viel besser und – leichter [159] mit irgendeiner Klatschgeschichte oder der Breittretung eines Tagesinteresses zu füllen war. Die Zeit der Hallischen und Deutschen Jahrbücher war vorbei, und was wichtig und ernst war, wurde immer mehr in den enger und enger werdenden Raum des Feuilletons gedrängt.

Etwas weniger ablehnend verhielten sich die Zeitschriften und Revuen. Die „Blätter für literarische Unterhaltung“ von 1846, die übrigens alles besprachen, suchten in einem langen Artikel hinter den „Einzigem“ zu kommen. Er ist ihnen der „Exzeß einer sterbenden Schulphilosophie“; seine Auffassung vom Geiste ist eine durchaus falsche, nämlich eine materialistische; er ist „der einsame Prophet“, und nirgends spiegelt sich die Auflösung des Hegeltums in seiner schulmäßigen Form besser und deutlicher als hier.

Die Leipziger „Grenzboten“ beschäftigten sich wiederholt mit Stirner. Das erste Mal in einer Besprechung, die gleich nach Erscheinen seines Buches geschrieben war. Ihr Verfasser, ein gewisser W. Friedensburg, meint, daß die „allerneueste Theorie kaum ein anderes Interesse im Menschen zuließe, als das der gedankenlosesten Blasiertheit, wie sie eben im heutigen Ballett ihren Ausdruck gefunden hat“. Aber er wird sich wohl hüten, sich mit dem Stirner'schen Werke noch ernstlicher, als er es schon getan hat, zu beschäftigen. „Wer garantiert mir denn, daß dieses Ich nicht sein Kurzweil mit mir treibt und eine höhnische Lache über den Narren aufschlägt, welcher das Hergebrachte für baren Ernst des Wahrheitssinnes nimmt!“

Ein paar Jahre später wird der „Einzigem“ ein dithyrambisch ausgeführter Stoßseufzer einer schönen Seele genannt, die sich über die Eintönigkeit des Philisterlebens, der Geschichte und der zwecknützlichen Arbeit ennuyiert! – Früher war dieser „schönen Seele“ jedoch noch eine Zukunft prophezeit worden und die Hoffnung ausgesprochen, daß Stirner „nach seiner verunglückten Emeute gegen den Liberalismus zur alten Fahne zurückkehren“ werde. Als ob er jemals zu dieser Fahne gestanden hätte!

Von der theologischen Seite aus antwortete Hengstenberg in seiner bekannten „Evangelischen Kirchenzeitung“ Ende 1846. Es geschah bei Erscheinen des Buches: „Das Verstandesthum und das [160] Individuum“. Stirner wird als abgetan betrachtet, sein Buch nur gestreift.

Vielfach war in der „Wigand'schen Vierteljahrsschrift“ und den ihr folgenden „Epigonen“ von dem „Einzigem“ die Rede, abgesehen von den Artikeln, auf die Stirner selbst dort geantwortet hat und von denen weiter unten die Rede sein wird. Im dritten Bande der erstgenannten Zeitschrift wird „dem ebenbürtigen Gegner“ in einer anonymen „Charakteristik Ludwig Feuerbach's“ ein Abschnitt „Feuerbach und der Einzige“ gewidmet; im vierten der „Epigonen“ findet sich eine „Auflösung des Einzigem durch den Menschen“ aus der Feder der Frau von Arnim, der Bettina.

Unvergessen sollte nur die eingehende Besprechung in der „Revue des deux Mondes“ von 1847 bleiben. Sie ist betitelt: „De la crise actuelle de la Philosophie Hégélienne. Les partis extrêmes en Allemagne“, und ihr Verfasser ist der gründliche Kenner deutscher Verhältnisse M. Saint-René Taillandier. Sie ist Ruge und Stirner gemeinschaftlich gewidmet. Ihr Verfasser meint mit Recht, die Übersetzung des Titels müsse nicht „L'individu et sa propriété“, sondern „L'unique et sa propriété“ heißen. Er stellt sich ganz auf Stirner's Seite und einige Stellen wenigstens seiner merkwürdigen Arbeit wollen wir, in der deutschen Übersetzung des vor dem Neutor in Wien mit Becher erschossenen Jellinek, wiedergeben: „Seht nur, welche Schärfe, welche unzerstörbare Sicherheit bei Max Stirner! Ihn erschüttert in der gewaltigen Ideenverbindung nichts. Der Glückliche! Er hat keinen Gewissenszweifel, keine Unruhe, keinen Schmerz. Nie unterstützte einen Dialektiker besser seine natürliche Starrheit. Seine Feder zittert nicht; sie ist elegant ohne Ziererei, geschmackvoll ohne Vorurteil. Wo ein anderer bewegt wäre, da lächelt er ungezwungen. Der Atheismus ist ihm verdächtig als zu religiös; den Atheismus durch den Egoismus ergänzen, diese Aufgabe löst er, und mit welcher Leichtigkeit, mit welcher Seelenruhe löst er sie!“ Und weiter: „Daß eine Feder sich fand, die solche Dinge schrieb, die sie so kaltblütig, mit solch korrekter Eleganz schrieb, ist ein unbegreifliches Geheimnis. Man muß das Buch selbst gelesen haben, um überzeugt zu sein, daß es existiert.“ Und: „Wie soll man einem französischen Leser diese Begeisterung um nichts begreiflich machen?“

[161] Der Franzose würdigt dann das Werk eingehend auf seine Weise, und wenn sich auch im Laufe der Untersuchung herausstellt, daß er durchaus nicht so ganz auf der Seite Stirner's steht, wie es im Anfang den Anschein

hatte, und er gleich leidenschaftliche Worte gegen diese "dumme Sucht sich selbst zu entäußern" schleudert, als er vorher für seine Würdigung aufgewandt hat, so bleibt es immerhin bemerkenswert, daß ein Ausländer es war, der das erste und fast einzige Wort warmer Bewunderung für die Tat fand und ihrer Kühnheit und Größe gerecht zu werden versuchte.

War so die Zahl der selbständigen Artikel, die sich mit dem "Einzigem" beschäftigten, eine außerordentlich geringe – die privilegierte Philosophie und ihre Organe schwiegen natürlich die ganze Bewegung grundsätzlich tot –, so fand es Erwähnung in fast jeder Betrachtung der "kritischen" Philosophie jener Jahre.

Wer auf einen Artikel über die "Nachhegelianer" trifft, darf gewiß sein, nach Strauß und Feuerbach Bruno Bauer und nach Bauer Stirner genannt zu finden: bald mit einem höhnischen Wort abgetan, seltener, viel seltener, wie in dem sechsten Bande der Brockhaus'schen "Gegenwart" von 1851 in einem anonymen Artikel: "Die deutsche Philosophie seit Hegel's Tode" mit dem ernstesten Bestreben, ihm gerecht zu werden. Dort, hinter alle seine Opfer, hat man den großen Vernichter eingeschachtelt, froh für diesen unbändigen Geist einen Platz gefunden zu haben. Und in dieser Ecke steht Stirner noch heute –: mit "seiner Schrift, die als das Äußerste gelten kann, was der philosophische Radikalismus jener Zeit an kühner und geistreicher Negation hervorgebracht hat", wie in wahrhaft merkwürdiger, wörtlicher Übereinstimmung die gründlichen Alleswisser unserer großen Konversations-Lexiken einander nachschreibend melden.

Die direkten Opfer selbst schwiegen teils, teils suchten sie sich zu verteidigen. Von Seiten der "Kritik" geschah es durch den Mund Szeliga's, der Stirner antwortete, während Bruno Bauer selbst in seinen Schriften nie auch nur den Namen Stirner's nannte (Bauer wandte sich übrigens in jenen Jahren bereits von der "souveränen, absoluten" Kritik ab und seinen Geschichts-Forschungen zu). – Wie Feuerbach sich stellte, werden wir gleich sehen. – Die Sozialisten [162] und Kommunisten ließen sich zu keiner gründlichen Entgegnung herbei. Zwar unternahmen Marx und Engels eine solche sofort, aber das Manuskript ihrer Arbeit "gegen die Ausläufer der Hegel'schen Schule" ist erst, "soweit die Mäuse es nicht gefressen haben", etwa sechzig Jahre später, 1903, ans Licht getreten. Sie betitelt sich geschmackvoll "Der heilige Max" (Sankt Max), und ist sicherlich das äußerste an alberner und leerer Wortspielerei, was die dialektischen Kämpfe jener Zeit hervorgebracht haben, lesbar allein für den, der ihnen noch so viel Interesse und Verständnis entgegenbringt, um auch diese letzte Polemik von rein historischem Wert genießbar zu finden. Selbst ihr späterer Herausgeber nimmt sie nicht mehr in Schutz, als er es eben muß. Wie Stirner mit dem Jargon der nachhegelianischen Schule fertig geworden ist, und wie schwer es ihm nach seinem eigenen Geständnis geworden ist, wissen wir. Aber während er ihn in die eigene Sprache des Lebens wandelte, sind Marx und sein Echo in ihm stecken geblieben und haben ihn dann in jene Abstraktionen hinüber geleitet, die heute noch – zum Unglück der unbefreiten Arbeit – ihre Partei beherrschen und sie in den alten starren Formen dahinstagnieren lassen. Die Arbeit, an der übrigens auch Moses Hess, der alte Gegner Stirner's, als Dritter im Bunde teilnahm, zeigt immerhin, welchen Wert Marx dem Werke Stirner's beigelegt haben muß, wenn er ihm eine Entgegnung, fast so umfangreich wie der Einzige selbst, widmete.

Ruge, der so leicht beeinflussbare, der nach Erscheinen des "Einzigem", wie sein Briefwechsel bezeugt, es von wärmster Anerkennung Stirner's ("das erste leserliche philosophische Buch in Deutschland", "man müßte es soutenieren und propagieren") zur Begeisterung für die Kritik seines gehässigsten Gegners, Kuno Fischer, brachte, suchte sich in seinen "Zwei Jahren in Paris" mit ihm auseinanderzusetzen, wo er seinem Buche, dem kühnen "Morgenrufe in dem Lager der schlafenden Theoretiker", in der Betrachtung "unserer letzten zehn Jahre" ("Der Egoismus und die Praxis: Ich und die Welt") einen beträchtlichen Raum gönnt.

In der Geschichte der Philosophie – der allgemeinen, wie der deutschen – wird Stirner's Werk – wenn auch durchaus nicht immer, und selbstverständlich weder an der ihm gebührenden Stelle: als [163] Anfang einer neuen Zeitepoche, noch in dem ihm zukommenden Raum: als eine neue Denkart und Denkweise, die nicht von den Begriffen her zu dem Subjekt sich neigt, um es sich zu unterwerfen, sondern von diesem aus die Objekte ergreift, um sie sich untertänig zu machen – in der Geschichte der Philosophie, in der Geschichte des geistigen Lebens unseres Jahrhunderts, wird Stirner widerwillig ein kleiner Platz gegönnt.

Denn alle Geschichtsschreibung ist heute kaum mehr noch als eine Beschreibung des Erfolges, als der er sich spiegelt in den Augen der Mehrheit der Menschen.

Indessen würde ein weiteres Eingehen auf die Stellungnahme jener Kritik, wie sie nach und aus der geschilderten zeitgenössischen sich entwickelte, uns weit über die Grenzen unserer Arbeit führen.

Zweimal hat Stirner selbst auf Kritiken seines Werkes geantwortet. Diese *Entgegnungen Stirner's*, von höchstem Interesse und größter Wichtigkeit, sind zugleich die letzten Äußerungen seiner Lebensbetrachtung und die (mit einer Ausnahme) letzten bekannten Beiträge für Zeitschriften überhaupt, die er geliefert.

Die erste Entgegnung wendet sich gegen die drei bedeutendsten und wichtigsten Besprechungen, die dem "Einzigem" schon im Jahre 1845 zuteil wurden und von drei Seiten kamen, die von Stirner selbst auf das Schärfste angegriffen worden waren: von der sozialistischen Seite her antwortete Moses Hess, der Kommunist; die Kritik gab ihre Antwort durch Szeliga; der dritte, der sich zu einer Antwort herbeiließ, war kein anderer als Feuerbach selbst. Diese Kritiken sind wohl überhaupt die bemerkenswertesten, die Stirner je zuteil geworden sind. Seine Wahl in Bezug auf diese drei ergab sich von selbst und wurde ihm Anlaß, noch einmal nach allen Seiten hin seine vernichtenden Stöße zu führen. – Die zweite Entgegnung Stirner's erfolgte viel später und

richtete sich gegen die Besprechung eines jungen Mannes, der in unerhörter Prätension und Dreistigkeit sich an sein Werk herangewagt hatte und dessen Schülerarbeit der Vergessenheit nur durch Stirner's Antwort wieder entrissen wird.

Stirner's erste Entgegnung auf die Kritik des "Einzigsten" findet [164] sich auf fast fünfzig Seiten des dritten Bandes von "Wigand's Vierteljahrsschrift" vom Jahre 1845. Ihr Titel ist: "Recensenten Stirner's", und die Initialen der Unterschrift "M. St." dulden keinen Zweifel über den Verfasser.

Die Kritik von *Szeliga*: "Der Einzige und sein Eigenthum" war im Märzheft der "Norddeutschen Blätter", von den Bauer's, Fränkel, L. Köppen und ihm selbst herausgegebenen "Beiträgen zum Feldzuge der Kritik", erschienen. Szeliga (sein wirklicher Name lautete anders) war ein junger Offizier, "eine militärische Erscheinung, exakt im Denken und Sprechen, streberisch, soldatisch hingeneigt zur Kritik, nicht im geringsten revolutionär oder oppositionell, mit praktisch-engem Gesichtskreis und von der Philosophie nur das eine verlangend, daß sie ihn von allen bürgerlichen Rücksichten befreie . . ." Er verkehrte, wohl seiner Stellung wegen, nicht unter den "Freien" bei Hippel, gehörte aber zu dem Bauer'schen Kreise in Charlottenburg und wurde der "heiligen Familie" beigezählt, wie er auch in der Bauer'schen Literaturzeitung mit einer langatmigen, bereits erwähnten Kritik der Mysterien von Paris debütierte hatte. Die eifrige Beschäftigung seiner Mußstunden mit philosophischen Tagesfragen zeitigte noch mehrere Broschüren, z.B. über "die Universalreform und den Egoismus" u. a. – Seine Kritik des Stirner'schen Werkes, über das er bereits in engerem Kreise einen Vortrag gehalten hatte, ist außerordentlich eingehend. Es ist der Kritiker der Bauer'schen Schule, der hier seine Waffe schwingt. "Der Einzige", sagt er, "gibt der Kritik", der es so wenig um den Sturz des einen wie um die Erhebung des anderen zu tun ist, "die Gelegenheit zu einer neuen Tat der Selbstvervollkommnung". Nach einer genauen Betrachtung des "Lebenslaufes des Einzigsten" wird dieser für das "Gespenst aller Gespenster" erklärt, und in weitschweifiger Weise die Stellung der Kritik zu diesem Gespenste behandelt. Wie bei dieser, so wird auch bei den folgenden Besprechungen die Betrachtung der Stirner'schen Entgegnungen Gelegenheit geben, auf ihre wichtigsten Punkte einzugehen, die von Stirner selbst als solche erkannt und widerlegt wurden.

Die zweite Kritik des "Einzigsten" von Bedeutung erfolgte von sozialistischer Seite durch *Moses Hess* und wurde in Form einer [165] zu Darmstadt erschienenen Broschüre von achtundzwanzig Seiten gegeben, die sich "Die letzten Philosophen" betitelte. Hess war einer der tätigsten Streiter in der damals noch so jugendlichen Bewegung des Sozialismus. Wie Stirner ein früherer Mitarbeiter der "Rheinischen Zeitung", hatte er sich, durch und durch Kommunist, an den Herwegh'schen "Einundzwanzig Bogen aus der Schweiz" mit Beiträgen beteiligt und hielt damals, 1845, gerade dem Kapitalismus seinen "Gesellschaftsspiegel" vor, "notorisch der Mittelpunkt der damaligen rheinländischen sozialistischen Bewegung". – Die "letzten Philosophen" sind ihm Bruno Bauer und Stirner, der "Einsame" und der "Einzige"; doch wendet er sich fast ausschließlich mit seiner Kritik gegen den letzteren. Mit der seit ihm bis zur Läppischkeit von den Sozialisten gegen jeden freiheitlichen Denker wiederholten Verdächtigung, daß "man meinen könnte, die in jüngster Zeit von den deutschen Philosophen veröffentlichten Schriften seien auf Anstiften der Reaktion herausgegeben", beginnt er seine Einleitung. Zwar bricht er ihr gleich selbst die Spitze ab, indem er erklärt, daß weder Bruno Bauer noch Stirner "sich je von außen" bestimmen ließen, aber indem "die innere dem Leben abgezogene Entwicklung dieser Philosophie in diesen 'Unsinn' auslaufen mußte", wie er meint, läßt er den Vorwurf der inneren Reaktion bestehen, überzeugt, auch damit noch in den Augen seiner Masse den beabsichtigten Erfolg zu erzielen.

Nachdem er sodann einen Blick auf den Dualismus der christlichen Philosophie, den "Zwiespalt zwischen Theorie und Praxis", geworfen hat, findet er in dem christlichen Staat derselben die moderne, christliche Kirche, den diesseitigen Himmel, in den Staatsbürgern dagegen nicht die wirklichen Menschen, sondern nur ihre Geister. Denn die Leiber dieser Geister sind in der bürgerlichen Gesellschaft. Zwar hat Deutschland noch nicht diesen modernen, freien Staat erreicht, der den Gegensatz zwischen den Einzelnen und der Gattung wieder vollendet hat, aber seine letzten Philosophen haben es doch zu der theoretischen Wirklichkeit dieser modernen Kirche gebracht und ihre Widersprüche untereinander betreffen nur das Verhältnis des Staates zur bürgerlichen Gesellschaft. So kommt Hess zu den konsequenten Theoretikern der philosophischen Schule, den [166] beiden genannten. Bauer wirft er vor, daß seine Kritik nichts anderes als die der hohen Staatspolizei sei, um den Pöbel im Zaum zu halten; Stirner selbst will er sich ganz besonders vornehmen. Welcher Art und wie belanglos seine Einwände gegen diesen Letzteren sind, werden wir aus dessen Entgegnung ersehen.

Der Dritte in dem unfreiwilligen Bunde ist *Ludwig Feuerbach* selbst. Er hatte seine kurze Entgegnung an Stirner: "Über das 'Wesen des Christentums' in Bezug auf den 'Einzigsten und sein Eigenthum'" in dem zweiten Bande von "Wigand's Vierteljahrsschrift" von 1845 veröffentlicht und nahm sie bald darauf unverändert in den ersten Band seiner "Sämtlichen Werke" auf, die "Erläuterungen und Ergänzungen zum Wesen des Christentums", wo er sie mit der Fußnote begleitete: daß er hier wie anderwärts nur seine Schrift als Schrift im Auge habe, zu der er selbst in einem höchst kritischen Verhältnis stehe, und daß er es nur mit deren Gegenstand, Wesen und Geist zu tun habe, während er die Beschäftigung mit ihrem Buchstaben den Kindern Gottes oder des Teufels überlasse . . .

Mehr als alle anderen Kritiken mußten Stirner und müssen uns diese leider nur sehr kurzen, aphoristisch gehaltenen und auf wenige Seiten zusammengedrängten Antworten Feuerbach's interessieren, in denen der Einsiedler von Bruckberg die hageldicht gerade auf ihn gefallenen Schläge Stirner's abzuwehren suchte.

Feuerbach war voll höchster Bewunderung für die Tat seines Gegners gewesen und hat ihr deutlichen Ausdruck gegeben. Fast sofort nach ihrem Erscheinen hatte er sich mit ihr bekannt gemacht und schon "im Spätjahr" 1844 schrieb er seinem Bruder: "Es ist ein höchst geistreiches und geniales Werk und hat die Wahrheit des Egoismus – aber exzentrisch, einseitig, unwahr fixiert – für sich. Seine Polemik gegen die Anthropologie, namentlich gegen mich, beruht auf purem Unverstand oder Leichtsinne. Ich gebe ihm Recht, bis auf eines: im Wesen trifft er mich nicht. Er ist gleichwohl der genialste und freieste Schriftsteller, den ich kennengelernt." Geht schon aus diesen wenigen Zeilen die ganze, innere Unsicherheit Feuerbach's seinem Gegner gegenüber hervor – seine Ehrlichkeit liegt in beständigem Kampfe mit der verletzten Eitelkeit – so beweist [167] diese Unsicherheit durchaus die Art und Weise, in der er glaubte, mit "dem genialsten und freiesten Schriftsteller, den er kennt", fertig werden zu können. Er dachte zunächst, wie sein jüngster Biograph, Wilhelm Bolin, mitteilt, an ein "Offenes Sendschreiben", zu dem er auch den Anfang entwarf, der noch erhalten ist und der lautet: "'Unaussprechlich' und 'unvergleichlich' liebenswürdiger Egoist! – Wie Ihre Schrift überhaupt, so ist auch insbesondere Ihr Urteil über mich wahrhaft 'unvergleichlich' und 'einzig'. Zwar habe ich auch dieses, wiewohl noch so originelle Urteil längst vorausgesehen und zu Freunden gesagt: ich werde noch so verkannt werden, daß man mich, dormalen den 'fanatischen, leidenschaftlichen' Feind des Christentums, sogar unter die Apologeten desselben rechnen wird; aber daß dies so bald, daß es jetzt schon geschehen würde, das hat mich – ich gestehe es – überrascht. Das ist 'einzig' und 'unvergleichlich' wie Sie selbst. So wenig ich nun auch Zeit und Lust habe, Urteile, die nicht mich selbst, sondern nur meinen Schatten treffen, zu widerlegen, so mache ich doch bei dem 'Einzigem', dem 'Unvergleichlichen' eine Ausnahme."

Glücklicherweise gab Feuerbach es auf, Stirner in diesem Stil weiter zu apostrophieren, blieb aber leider bei seinen kurzen "Erläuterungen", statt sich zu einer gründlichen Antwort Mut und Zeit zu nehmen. In einem weiteren Briefe an seinen Bruder vom 13. Dezember 1844 versucht er noch einmal eine Selbstentschuldigung und tröstet sich mit der albernen, aber für seinen ethischen Hochmut sehr bezeichnenden Annahme, daß "Stirner's Angriffe eine gewisse Eitelkeit verraten, als wolle er sich auf Kosten meines Namens einen Namen machen". So läßt er denn großmütig dem armen Namenlosen die "kindische Freude eines momentanen Triumphes". In Wahrheit scheint der kluge Mann gehaut zu haben, daß ihm in Stirner ein furchtbarer Gegner entstanden war, dessen Sieg über ihn nichts anderes als seine eigene völlige Vernichtung bedeutete, und zog es deshalb vor, weiteren Schlachten aus dem Wege zu gehen, um den Ruhm des Siegers nicht durch neue Niederlagen unfreiwillig mitverkünden zu helfen. Aus ähnlichen Gründen unterließ er denn wohl auch, seine Bemerkungen in der Wigand'schen Vierteljahrsschrift mit seinem Namen zu zeichnen, der das allge- [168] meinste Interesse auf die von allen Seiten erwartete Kontroverse gelenkt hätte. – Mag an dieser Stelle übrigens gesagt sein, daß Feuerbach und Stirner nie persönlich zusammengetroffen sind: Feuerbach ist nie nach Berlin, und Stirner nie mehr von dort fort gekommen, nachdem ein Zusammentreffen für beide von Interesse gewesen wäre.

Feuerbach, Hess und Szeliga antwortete Stirner, wie gesagt, gemeinsam. Er muß seine Entgegnung "Recensenten Stirner's" sofort nach Erscheinen der betreffenden Kritiken und fast im Fluge geschrieben haben. Auch er spricht, wie Feuerbach, von sich in der dritten Person.

Nach der kurzen Charakterisierung der Verfasser: Hess' als Sozialisten, Szeliga's als Kritiker und des Anonymus als – Feuerbach, geht er zunächst auf den Punkt ein, in dem alle drei übereinstimmen, auf den "Einzigem" und den "Egoisten".

Nach ihnen erscheint der "Einzige" als "das Gespenst der Gespenster", als das "heilige Individuum, das man sich aus dem Kopf schlagen müsse", und als der blasse "Renommist".

Zugegeben, daß der "Einzige" eine Phrase ist, eine Aussage, die nichts aussagt, so ist er doch gegenüber den heiligen und erhabenen Phrasen wie der Mensch, der Geist, das wahre Individuum usw. nur die "leere, anspruchslose und gemeine Phrase". Er, der Einzige, dessen Inhalt kein Gedankeninhalt ist, ist darum auch unsagbar und "weil unsagbar, die vollständige, und zugleich – keine Phrase". Daß Szeliga selbst aber der Phraseninhalt, Feuerbach mit seinem gedachten Einzigem im Himmel (Gott) die Phrase ohne Phraseneigner, und Hess, dieser einzige Hess, selbst nur eine Renommée ist, das haben die Drei nicht begriffen.

Auch ihre Charakteristiken des Egoisten sind höchst populär und allzu einfach. Die von ihnen gewählten Beispiele werden ihrer Heiligkeit entkleidet: das rührende Beispiel Feuerbach's, der die Hetäre der Geliebten gegenüberstellt; dasjenige Szeliga's vom reichen Mädchen und der keifenden Frau; und der von Stirner für Hess gebrauchte des Europäers und des Krokodils – sie alle geben Anlaß, das Wesen des eigenen Interesses gegenüber dem heiligen Interesse nochmals von allen Seiten zu betrachten. Die Heiligkeit der Geschlechtsver- [169] bindung, der Stolz des Verdienstes, die Arbeit und die Liebesgebote der Menschlichkeit geben Veranlassung zu ebenso tiefen wie schlagenden Ergründungen; sie zeigen von neuem, wie unsinnig es ist, in einfache Verkehrsverhältnisse die Heiligkeit hineinzutragen, die sie länger bestehen läßt, als das Interesse es erfordert ("das Interesse der Personen aneinander hört auf, aber die uninteressante Verbindung bleibt bestehen; wie töricht ist es, das absolute, das allgemein Interessante über das persönliche, eigene Interesse zu stellen") und wie fruchtlos die Befolgung "höherer" Gebote ist, anstatt es dem Einzelnen zu überlassen, zu tun, was ihm am Nützlichsten erscheint.

Mit der feinen Bemerkung, daß keiner der drei ihm den größten Abschnitt seines Werkes, den, in dem er den Verkehr des Egoisten mit der Welt und seinen Vereinen so ausführlich behandelt, "zugute kommen läßt", d. h.

jeder diesen Teil ignoriert, schließt Stirner seine allgemeine Antwort und widmet zum Schluß noch jedem Einzelnen für sich einige Worte. Er geht in ihnen über die groben und plumpen Angriffe der Entrüstung gegen den Egoismus hinweg.

Szeliga macht er klar, daß es ihm gar nicht eingefallen ist, die "reine" Kritik zu üben: daß es nicht die "reine", sondern eine durchaus interessierte Kritik ist, die er vollzogen hat.

Feuerbach ist auf den Punkt, auf den es ankommt, überhaupt nicht eingegangen, darauf: "daß das Wesen des Menschen nicht Feuerbach's, oder Stirner's, oder irgendeines Menschen Wesen ist . . ." Er ahnt ihn nicht einmal. "Er bleibt bei seinen Kategorien von Gattung und Individuum, Ich und Du, Mensch und menschlichem Wesen in völliger Unbekümmertheit stehen", sagt Stirner. Die sonstigen Entgegnungen an Feuerbach spotten ebenso sehr einer Wiedergabe in der hier erforderlichen Kürze wie Feuerbach's "Erläuterungen" selbst; beide müssen, um überhaupt verstanden zu werden, in ihrer Vollständigkeit gelesen und geprüft werden. Daher nur so viel, daß Feuerbach's Einwände Schritt für Schritt zurückweichen müssen vor der unerbittlichen Logik, mit der Stirner jeden einzelnen von ihnen widerlegt.

Hess beweist Stirner zum Schluß, daß er als Mensch gar nicht vollkommener sein könne, als er ist: die ganze Gattung Mensch ist [170] in ihm, in Hess, enthalten und ihm fehlt nichts von dem, was den Menschen zum Menschen macht. Er zeigt ihm weiter, wie wenig er noch den mit sich einigen Egoisten verstanden hat, wie absurd es ist, anzunehmen, daß ihm irgendwie an der bürgerlichen Gesellschaft gelegen sein könne. Einer Reihe von Einwüfen wird dann zu begegnen gesucht, über andere mit berechtigtem Spott hinweggegangen, so über die Bemerkung, welche Stirner's Opposition gegen den Staat die "ganz gewöhnliche Opposition des freisinnigen Bourgeois" nennt; das "sieht unstreitig jeder augenblicklich ein, der Stirner's Buch nicht gelesen hat". Endlich erläutert Stirner für Hess noch an einigen einfachen, nächstliegenden Beispielen seinen "Verein von Egoisten" – (Hess nennt ihn, es kommt ihm nicht so genau darauf an, "egoistischer Verein"). Nicht das ist Stirner ein Verein von Egoisten, in dem die einen sich auf Kosten der anderen betrügen lassen, sondern in dem das Interesse des einen, wenn auch nur flüchtig, vorübergehend, sich mit den Interessen der anderen berührt und darum das zusammenschließende Motiv ist.

Zum Schluß erinnert Stirner seine drei Kritiker noch an eine Stelle aus Feuerbach's kleiner Schrift: "Kritik des Anti-Hegels." Da sich die verschollene Abhandlung nur in den wenigsten Händen befinden dürfte, sei sie hier zitiert. Feuerbach spricht in ihr von der von jeher den philosophischen Systemen widerfahrenen doppelten Art der Kritik: der Kritik der Erkenntnis und der Kritik des Mißverständs. Über letztere sagt er an der oben genannten Stelle: "Der Kritiker sondert hier nicht die Philosophie von dem Philosophen; er identifiziert sich nicht mit seinem Wesen, macht sich nicht zu seinem andern Ich . . . Er hat stets *andere* Dinge in seinem Kopf als sein Gegner; er kann seine Ideen sich nicht assimilieren und folglich nicht mit seinem Verstand zusammenreimen; sie bewegen sich in dem leeren Raum seines eigenen Selbstes wie epikuräische Atome durcheinander, und sein Verstand ist der *Zufall*, der sie durch besondere äußerlich angebrachte Häkchen zu einem scheinbaren Ganzen zusammenbringt. Der einzige gültige, der objektive Maßstab, die Idee des Systems, welche die allgegenwärtige Seele, die selbst in den größten Widersprüchen noch gegenwärtige Einheit desselben ist, ist ihm entweder gar nicht oder nur in einer selbst- [171] gemachten, schlechten Kopie Gegenstand. Er befindet sich daher auf dem Gebiete seines Gegners in ein weltfremdes Land versetzt, wo ihm notwendig alles so wunderlich, so "neuholländisch" vorkommt, daß "ihm Sehen und Hören vergeht", daß er selber nicht mehr weiß, ob er wacht oder träumt und vielleicht bisweilen, jedoch gewiß nur in den flüchtigen Momenten seiner intervalla lucida, sogar an der Identität seiner Person und der Richtigkeit seines Verstandes zweifelt. Die edelsten harmonisch verbundenen Gestalten tanzen in den abenteuerlichsten Verschlingungen als ungereimte, fratzenhafte Figuren vor seinen betroffenen Augen vorüber, die erhabensten Aussprüche der Vernunft klingen wie sinnlose Kindermärchen an seinen Ohren vorbei. In seinem Kopfe findet er wohl auch den philosophischen Ideen analoge Vorstellungen oder Begriffe vor, und besitzt an ihnen einige notdürftige Anhaltspunkte, aber nur zu dem Zwecke, um damit den Philosophen als einen Verbrecher am gemeinen Menschenverstande an das Kreuz zu schlagen. Denn diese Begriffe kennt er nur in einem ganz beschränkten Maß und hält dieses Maß für das Gesetz ihrer Gültigkeit; werden sie über diese enge Grenze ausgedehnt, so verliert er sie aus dem Gesicht; sie versteigen sich für ihn in den blauen Dunst des Unerreichbaren als Phantasmen, die jedoch der Philosoph vermittelt eines geheimen bis jetzt indes noch unerklärten Kunstgriffs, gleichsam als das second sight seiner Vernunft, hypostasiert . . ."

Wie so ganz passen diese Feuerbach'schen Worte auf die meisten, allermeisten Kritiker Stirner's, der fast nur diese, die Kritik des Mißverständs, kennen lernen sollte.

Feuerbach aber hätte wohl nie gedacht, daß er selbst von einem anderen an seine eigenen Worte gemahnt werden sollte, als er sie schrieb.

Die Hoffnungen, denen Stirner Ausdruck gibt: bei späteren Gelegenheiten sich noch eingehender über einige der behandelten Fragen, wie die bürgerliche Gesellschaft, die Heiligkeit der Arbeit usw. auszulassen, zeigen, wie ernstlich er daran dachte, der sozialen Frage noch sein weiteres Interesse zuzuwenden. Sie sind indessen unerfüllt geblieben. –

Nur einmal noch, zum zweiten und letzten Male antwortete [172] Stirner auf eine Kritik seines Werkes. Es geschah fast zwei Jahre später. Wigand hatte seiner "Vierteljahrsschrift", die nach kurzem Bestehen unterdrückt worden war, die "Epigonen" folgen lassen. Hier, in dem vierten Bande, von 1847, nachdem in den vorhergehenden

den Bänden vielfach von seinem Buche die Rede gewesen war, veröffentlichte Stirner unter dem Pseudonym *G. Edward* eine Entgegnung an *Kuno Fischer*.

Dieser, damals ein junger Hallenser Student von zwanzig Jahren, hatte kurz vorher in der "Leipziger Revue" einen langen Artikel: "Moderne Sophisten" erscheinen lassen, in dem er die ganze moderne Schule der Philosophie einer ebenso unverfrorenen wie oberflächlichen, aber nicht geistlosen Kritik unterzogen. Da die Zeitschrift sofort wieder eingegangen war, ließ er seinen Aufsatz in dem fünften Bande der "Epigonen", auf Wunsch Wigand's, nochmals abdrucken, und aus Rücksicht auf seine Gegner, wie er sagte, die ihn zu einem *corpus delicti* gemacht hätten.

Unterdessen hatte ihm Stirner geantwortet. Sein Manuskript muß Fischer vorgelegen haben, denn zugleich mit seiner Entgegnung erschien eine Antwort Fischers. Beide tragen den gemeinschaftlichen Titel: "Die philosophischen Reaktionäre"; die Auslassungen Stirner's, den Untertitel: "*Die modernen Sophisten. Von Kuno Fischer*"; die Antwort Fischers den: "Ein Apologet der Sophistik und ein 'philosophischer Reaktionär'".

Bei genauer Betrachtung der Antwort von *G. Edward* möchte es zuweilen den Anschein haben, als rühre dieselbe überhaupt nicht aus Stirner's Feder her. Nicht etwa, weil der Verfasser, wie natürlich, von Stirner als einer dritten Person spricht, sondern weil der Stil der kurzen Arbeit nicht immer die sonst unverkennbaren Eigenschaften der Stirner'schen Schreibweise aufweist. Aber Fischer nimmt mit solcher Bestimmtheit Stirner als den Verfasser an und dieser hat selbst so wenig den Versuch gemacht, seiner Annahme zu widersprechen, daß wir bei aller Vorsicht wohl berechtigt sind, den in so vielen Einzelheiten außerordentlich bedeutenden Aufsatz als eine Arbeit Stirner's zu betrachten.

"Die modernen Sophisten" von *Kuno Fischer* beginnen mit einer Betrachtung über "das Prinzip der Sophistik", um von ihr zu "den [173] philosophischen Voraussetzungen der modernen Sophistik", wie sie ihm in Hegel ("der Manifestation des absoluten Geistes in der theoretischen und praktischen Energie des Menschen"), Strauß (der pantheistischen Anerkennung des absoluten Geistes), Bauer (der Verflüchtigung alles Objektiven in die reine Willkür) und Feuerbach (dem Standpunkt des realen Humanismus) erscheinen, überzugehen. Die "moderne Sophistik" sieht er zunächst in Stirner: "dem absoluten Egoismus oder dem geistigen Tierreich". Ihm ist der größte Teil der Abhandlung gewidmet. Stirner ist der Pietist und Dogmatiker des Egoismus, der überall Gespenster sieht; der Einzige "die dogmatische, die zum Prinzip gewordene Willkür, eine Monomanie, die sich auf Gespensterglauben gründet". Wir werden gleich sehen, wie Stirner ihm darauf antwortet. – Der letzte Teil des Aufsatzes beschäftigt sich mit zwei Büchern, von denen Fischer behauptet, daß die Sophistik in ihnen noch über Stirner hinausgeht, von dem Egoismus zum Individuum und von diesem zur Ironie. Auch von ihnen wird gleich noch die Rede sein. Zum Schluß wird der Gegensatz gegen die moderne Sophistik gekennzeichnet: der Humanismus, die "freie Menschheit" . . .

Stirner in seiner Entgegnung – wenn sie, wie gesagt, von ihm selbst herrührt – spottet zunächst über die erstaunliche Behendigkeit, mit der von Fischer "die mühsame Titanenarbeit der modernen Kritik" abgefertigt wird. Wie sie überhaupt weit persönlicher gehalten ist als die frühere Entgegnung, so ist sie zugleich reich an witzigen und treffenden Einfällen. Nach der Fischer'schen Schablone kann jeder Denker ein Sophist genannt werden: so oder so betrachtet ist er entweder ein "Philosoph" oder ein – "Sophist". Die nächsten Ausführungen können wiederum nur in ihrer unverkürzten Form verstanden und mit wenigen Worten gar nicht wiedergegeben werden. Die von Fischer als feststehend gebrauchten Begriffe, z.B. die der "objektiven Mächte der Welt", des "Gedankens", der "sittlichen Welt" werden von neuen Seiten beleuchtet. Seiner Schilderung der Sophistik in der Geschichte wird nachgegangen: den Jesuiten, den Romantikern (den "partikularen" Subjekten), der "reinen Kritik". Der Widerspruch zwischen Interesse und Prinzip wird berührt. Der Behauptung, daß Stirner's Egoismus sich als Konsequenz des Bauer'- [174] schen Selbstbewußtseins entwickelt hätte, wird mit der Tatsache begegnet, daß Stirner sein Werk bereits vollendet hatte, als Bauer noch in der Arbeit seiner Bibelkritik steckte, und daß Stirner deshalb auch der Proklamation der "absoluten Kritik" nur in einem Nachtrage gedenken konnte. Von Stirner's Polemik mit Feuerbach scheint Fischer nichts zu wissen. Wenn sie ihm bekannt wäre, könnte er in dem "Egoismus" Stirner's nicht das "Soll" eines "kategorischen Imperativs", ein Dogma, sehen. Denn gerade Stirner setzt dem "Soll" des "Menschen-Seins", dem Humanismus, dem Unmenschen den Egoisten entgegen, dessen "Ataraxie", dessen Unnachgiebigkeit, dessen Terrorismus gegen alles Menschliche. Wie plump das Mißverständnis aber, daß Stirner deshalb alle Gemeinschaft mit Menschen aufgeben, allen Eigenschaften ihrer Organisationen durch bloßes Wegleugnen sich entziehen wolle! –

Mit einem Hinweis auf die gewaltige Folgerung des Stirner'schen Werkes und einem geistreichen Vergleich schließt die Entgegnung die, wenn sie nicht von Stirner selbst geschrieben wurde, von einem Manne herrührt, der sich rühmen darf, tiefer als die meisten schon damals das Wesen seiner Lehre erfaßt zu haben. Wenn er am Schluß *Kuno Fischer* mit einem Manne vergleicht, dessen Handlungen darauf hinauslaufen, a tout prix berühmt zu werden, so hat er auch darin Recht behalten.

Schon die gleichzeitige Antwort Fischers an ihn war ein neuer Beweis für die Richtigkeit seiner Annahme.

Ein Jahr nach dem Erscheinen des "Einzigsten" kam, ebenfalls im Wigand'schen Verlage, ein anonymes Werk: "Das Verstandesthum und das Individuum" heraus, dem bald darauf ein zweites, weniger umfangreiches folgte, das den Titel trug: "Liebesbriefe ohne Liebe" und dessen Verfasser sich *Karl Bürger* nannte. In Wirklichkeit war

der Autor beider ein junger Philosoph, der eine Zeitlang Mitglied des Hippel'schen Kreises und später ebenso der Köthener Kellergesellschaft gewesen war und dessen wirklicher Name Dr. *Karl Schmidt* aus Dessau war. Er kehrte später zu seiner Theologie zurück, schrieb zahlreiche pädagogische Werke und machte sich besonders durch seine mehrbändige "Geschichte der Pädagogik" bekannt.

[175] Es sind die beiden eben genannten Schriften, in denen Kuno Fischer so scharfsinnig den Übergang vom "geistigen" zum "natürlichen Tierreich" und zur "Ironie" erblickt. Nicht so sehr deshalb, als vielmehr weil man in der Tat öfters geglaubt hat, in den abstrusen, in größter Eile zusammengeschriebenen Produkten eine letzte Fortführung Stirner's sehen und ihn mit ihnen lächerlich machen zu dürfen, durften sie hier nicht übergangen werden. Da aber Stirner selbst hofft, daß sein Gegner "so honett sein werde, ihm nicht zuzumuten", in dem "Verstandesthum" mehr als eine Seite zu lesen, so wollen auch wir uns mit dieser einen Seite begnügen lassen. In sie zusammengefaßt dürfte als das Bestreben des Autors sich ergeben, zu zeigen, was "die alleinige Wahrheit sein würde, wenn man einmal bloßer Verstand wäre". Äußerlich in Anlehnung an den "Einzigsten" angelegt scheint "Das Verstandesthum und das Individuum" in der Behauptung zu gipfeln: "Das Individuum denkt die atomistischen, einzelnen Dinge nicht, sondern stiert, schaut, faßt sie an". – Die "Liebesbriefe ohne Liebe" sind eine ziemlich geistlose Parodie auf Schlegels Lucinde; bei ihnen dürfen wir auch auf die eine Seite verzichten.

Es war im Jahre 1846, als Stirner von einem jungen Dichter besucht wurde, den sein Werk mit großer Aufregung – "wiewohl im gegensätzlichen, gegnerischen Sinne" – erfüllt hatte und der ihn aufsuchte, um ihm als dem ersten eine eben vollendete Dichtung zu unterbreiten. Der junge Dichter hieß Alfred Meissner und sein Werk "Ziska". Die Antwort Stirner's, die Meissner selbst erzählt, ist eine der ganz wenigen persönlichen Äußerungen aus seinem Munde, die uns erhalten geblieben sind. Doch nicht deshalb allein sei sie hier wiedergegeben.

Stirner gab das Manuskript mit den Worten zurück: "Sie hätten den 'Ziska' zu einem komischen Heldengedicht gestalten sollen. Zu einer Art Batrachomyomachie! Die Mythen der christlichen Kirche sind dem Schicksal verfallen, wie die heidnischen. Die Gegensätze von Papsttum und Protestantismus haben sich so total überlebt, daß ein Gedicht mit diesem Inhalte nur etwa Theologen noch interessieren könnte. Feindschaft gegen die Kirche sollte es nicht [176] mehr geben. Sie ist uns völlig gleichgültig geworden; gegen überwundene Standpunkte kämpft man nicht mehr. Ja, ich fühle es klar: ein komisches Heldengedicht hätte das werden sollen . . ."

Diese Antwort ist so charakteristisch für den, der sie gab, daß sie hier zum Ausgangspunkt für einen letzten *Ausblick* auf den Einfluß und die Tragweite des "Einzigsten und sein Eigentum" in die Zukunft genommen werden mag. Denn so geringfügig sie an und für sich ist, kennzeichnet sie doch den Standpunkt, den Stirner in seinem Kampf einnahm. Nicht den äußeren Formen der christlichen Weltanschauung, der vermoderten und in sich selbst zerfallenden Kirche der Gegenwart, gilt dieser Kampf, sondern jenem Geiste, der in immer neuen Formen immer neue Zwingburgen der Gewalt erbaut, dem Geist des Christentums, der wie ein trüber Dunst über der Vergangenheit liegt.

Diesen Geist seiner Heiligkeit entkleidet und als das wesenlose Gespenst unserer Einbildung entlarvt zu haben ist Stirner's Tat. Während die radikalsten Köpfe seiner Zeit, die Strauß, Feuerbach, Bauer noch furchtsamkritisch an den Begriffen der Heiligkeit tasten, löst er sie auf und läßt sie zerfallen in sich selbst.

Er überwindet das Christentum in seinen letzten Konsequenzen. Es ist vernichtet. Es liegt hinter uns mit seiner jahrtausendlangen Erniedrigung, seinem Schmutze der Brüderlichkeit, seinen zahllosen Gräueln, mit denen es die Geschichte besudelt, seiner Lüge, seiner Selbstentäußerung von jedem Stolze, jeder Eigenheit, jeder echten Freude und Schönheit; und wenn es auch in seinen letzten Wirkungen heute noch herrscht – Stirner hat es dennoch von uns genommen, wie einen Fluch!

So steht er an der Grenzscheide zweier Welten, und eine neue Epoche im Leben des Menschengeschlechtes beginnt mit ihm: die Epoche der Freiheit!

Noch haben wir für sie keinen besseren Namen gefunden als den der Anarchie: der durch das wechselseitige Interesse bedingten Ordnung, statt der bisherigen Ordnungslosigkeit der Gewalt; der ausschließlichen Souveränität des Individuums über seine Persönlichkeit, statt seiner Unterwerfung; der Selbstverantwortlichkeit seiner Handlungen, statt seiner Unmündigkeit – seiner Einzigkeit! – [177] Denn auf dem Grunde christlicher Weltanschauung ruhen die Stützen aller jener Begriffe, die die Gewalt halten; als Stirner ihnen den Boden entzog, mußten sie fallen und mit ihnen fällt, was sie getragen.

So gewaltig wird dieser, verhältnismäßig ebenso schnelle wie sichere, unblutige Umschwung aller Lebensverhältnisse sein, daß sein unsterbliches Buch in seiner Tragweite einst nur mit dem der Bibel verglichen werden wird.

Wie dieses "heilige" Buch an dem Anfang der christlichen Zeitrechnung steht, um zwei Jahrtausende lang seine verheerenden Wirkungen fast bis in den letzten Winkel der menschenbewohnten Erde zu tragen, so steht das unheilige des ersten, sich selbstbewußten Egoisten an dem Eingang dieser neuen Zeit, in deren ersten Zeichen wir leben, um einen Einfluß zu üben, ebenso segensreich, wie der des "Buches der Bücher" verderblich war.

Wollen wir aber noch einmal sagen, was es ist, wie könnten wir es besser, als mit den eigenen Worten seines Schöpfers? – Das ist es: "Ein gewaltiges, rücksichtsloses, schamloses, gewissenloses, stolzes – *Verbrechen*" – begangen an der Heiligkeit *jeder* Autorität! – Und mit Max Stirner fragen wir, dem Ausbruch des von ihm

heraufbeschworenen, reinigenden und befreienden Gewitters entgegenjauchzend: "Grollt es nicht in fernen Donnern, und siehst Du nicht, wie der Himmel ahnungsvoll schweigt und sich trübt? . . ."

[179]

SECHSTES KAPITEL DAS LETZTE JAHRZEHT

[180]

DAS LETZTE JAHRZEHT
1845-1856

LANGSAMER ABSTIEG – DIE NATIONALÖKONOMEN DER FRANZOSEN UND ENGLÄNDER – LETZTE VERSUCHE – MARIE DÄHNHARDT'S TRENNUNG – IHR SPÄTERES LEBEN UND TOD – ZURÜCK ZU STIRNER: DARLEHENSGESUCH – LETZTE JOURNALISTISCHE ARBEITEN – BEI HIPPEL IN DER DOROTHEENSTRAÙE – "DIE GESCHICHTE DER REACTION" – HÖHEPUNKT DER NOT. AUSWEG. – LETZTER VERKEHR – ERKRANKUNG – TOD UND BEGRÄBNIS – NACHKOMMENSCHAFT – DIE ÜBERLEBENDEN UND IHR SCHICKSAL – SCHLUSSBETRACHTUNG – ABSCHIED – AUSBLICK

[181] Wir haben den Menschen Johann Caspar Schmidt auf der Höhe seines Lebens verlassen in dem Augenblick, da er als der Denker Max Stirner mit seinem einzigen Werk die Augen der Menschen mit so verschiedenem Ausdruck: bewundernd, empört, zweifelnd auf sich gerichtet sah und kehren nun zu ihm zurück, um mit ihm von dem Gipfel langsam *hinunterzusteigen* in zehn Jahre der Einsamkeit und – schmerzlich zu sagen – auch der Not . . .

Die Ehe Stirner's mit Marie Dähnhardt schien nach außen hin gefesteter, als sie es innerlich war. Ohne Leidenschaft, wie sie geschlossen war, nährte sie keine sich stets erneuernde Liebe und war, nach den eigenen Worten der Frau, "mehr ein Zusammenleben in demselben Hause als eine Ehe".

Der Mann saÙ tagsüber in stiller Arbeit auf seinem Zimmer, die Frau beschäftigte sich für sich, und nur abends waren sie zusammen in der Gesellschaft bei Hippel und anderswo.

In bürgerlichen Kreisen verkehrten sie nicht; Theater und Konzerte wurden fast nie besucht. Es war das denkbar einfachste Leben, das sie in der Wohnung in Neu Kölln, Am Wasser, führten.

Die Ehe blieb kinderlos. Sie war jedenfalls auch in dieser Beziehung eine große Enttäuschung für die junge Frau, die in der – auch in diesem Punkte mannigfach miÙdeuteten – eigentümlichen Zurückhaltung, die Stirner's ganzes Wesen charakterisiert, nicht die erhoffte Befriedigung fand.

Dazu kam noch ein anderer, schwerwiegender und schließlich ausschlaggebender Umstand: das Vermögen, das die Frau in die Ehe gebracht hatte, schmolz rasch, nur allzu rasch dahin . . .

Die Schuld hieran schob die Frau später ausschließlich und einzig ihrem einstigen Gatten zu. Mit dünnen Worten beschuldigte sie ihn, direkt ihr Vermögen "verspielt und verschwiemelt" (ein spezifisch norddeutscher Ausdruck, für den in anderen Gegenden Deutsch- [182] lands das Wort "verjuckt" wohl das passendste Synonym ist) zu haben. Noch nach langen Jahren stimmte es sie "sehr traurig" und machte es ihr Blut kochen, zu denken, "daß ein Mann von Bildung und Erziehung Vorteil aus der Lage eines schwachen Weibes ziehen konnte, indem er ihr Vertrauen betrog, mit dem sie ihm alle ihre Mittel anvertraut" hatte.

So, sagte sie, erkaltete sie und verlor die Achtung vor ihm.

Herb und unversöhnt, wie sie klingen, sind diese Worte mitgeteilt und kein Versuch soll gemacht werden, sie irgendwie zu beschönigen.

Ebenso aber soll auch der einfachsten Gerechtigkeit Genüge getan werden, indem darauf hingewiesen wird: daß diese Worte aus dem Mund einer alten Frau kamen, die die Anschauungen ihrer Jugend völlig verworfen hatte und die durch kein äußeres und inneres Band mehr an die Tage geknüpft war, an die sie sich nicht einmal mehr erinnern wollte;

daß sie auf die direkte Frage, wie Stirner es bei ihrem einfachen Eheleben fertiggebracht habe, eine verhältnismäßig so hohe Summe in so kurzer Zeit durchzubringen, die Antwort – außer in der oben gegebenen Form – versagt hat;

und daß sie selbst, zweifellos aus freiem Willen, im Jahre 1844 schon an Bruno Bauer für die Buchhandlung des Bruders Egbert in Charlottenburg die nicht unerhebliche Summe von 2000 Talern lieh, die jener übrigens, der strenge Charakter, der er war, mit peinlichster Gewissenhaftigkeit viele Jahre lang – es soll 5 Jahre gedauert haben – in monatlichen Raten, erst in solchen von 3-5, dann bis 50 Talern, zurückgezahlt hat: ein Beweis dafür, daß auch sie über ihr Vermögen verfügte, wie es ihr gut dünkte.

Ebenso darf, da keine Erklärung gegeben wurde, wohl die erlaubt sein: daß beide Eheleute sorglos und unbekümmert in den Tag hinein lebten, und es ist bekannt, daß eine Summe Geldes am schnellsten in den Händen derer zusammenschmilzt, die nie "Geld in den Fingern" gehabt haben und sich über die Unerschöpflichkeit einer solchen Summe meist in beklagenswertem Irrtum befinden.

Keinesfalls war Stirner lässig und träge.

Er hatte seine Stelle an der Töchterschule der Mme. Gropius noch [183] ein ganzes Jahr nach seiner Verheiratung mit Marie Dähnhardt inne; außerdem muß er in diesem Jahre noch vollauf mit der letzten Vollendung seines Werkes beschäftigt gewesen sein.

Nun sollte es erscheinen. Da entschloß er sich zu der Aufgabe seiner Stellung und meldete seinen Austritt bei den Fräulein Zepp, die damals die Schule übernommen hatten, auf den 1. Oktober 1844 an. Da diese den Grund nicht ahnten, waren sie sehr überrascht; auch verloren sie ungern die tüchtige und beliebte Kraft.

Marie Dähnhardt hatte ihren Mann gebeten, zu bleiben, da es doch eine "kleine Hilfe" bei ihren Einnahmen bedeuten würde. "Er war zu stolz und träge, für sie zu arbeiten", sagt sie.

Aber Stirner blieb bei seinem Entschluß. Das Erscheinen seines Werkes hätte ihn doch, wie er wußte, in unentwerrbare Konflikte mit seiner Stellung gebracht, und außerdem wollte er wohl seine Person keinerlei Mißdeutungen aussetzen.

Es ist einer der weitverbreitetsten und lächerlichsten Irrtümer, die über Stirner's Leben verbreitet sind, daß er "seiner Stellung als Gymnasiallehrer seines Buches wegen enthoben worden sei, da die Behörden einem 'solchen Manne' die Erziehung der Jugend nicht länger anvertrauen wollten".

Das alles ist natürlichbarer Unsinn. Erstens war Stirner niemals Gymnasiallehrer und konnte daher auch nicht "gemäßregelt" werden, sondern die Fräulein Zepp konnten ihm höchstens kündigen. Und zweitens kam Stirner, wie wir gesehen, dem vor, indem er es selbst tat, und zwar noch vor Erscheinen seines Buches. Als es vier Wochen später an die Öffentlichkeit trat, war er ein von keinem anderen Menschen direkt abhängender Mann.

Um jedoch auf Marie Dähnhardt's Vorwurf noch einmal zurückzukommen: Sorglosigkeit, Unachtsamkeit, Unkenntnis und Leichtsinns – alles das zugegeben, daran hat nie jemand geglaubt, daß Stirner sich mit der "jungen und reichen Mecklenburgerin" nur deshalb verheiratet habe, um in den Besitz ihres Vermögens zu gelangen und es dann zu vertun. Und *daran* wenigstens glaubte auch sie selbst später nicht. Daß aber auch dieser Vorwurf, falls er die geringste Begründung für sich gehabt hätte, begierig aufgegriffen und weiterverbreitet wäre, das beweist die von irgendeinem [184] trüben Kopfe ersonnene und fortgesponnene Behauptung, daß es dem "Entdecker des alleinseligmachenden Egoismus" eine diabolische Freude gewesen wäre, sein junges Weib in den ruchlosen Kreis der "Freien" zu führen, um sie so körperlich und seelisch infizieren und verderben zu lassen. Konnte diese Verleumdung glücklicherweise an anderer Stelle in ihrer ganzen blödsinnigen Absurdität als die Ausgeburt einer ungeheuerlichen Verständnislosigkeit bewiesen werden, so fehlen für den Vorwurf, daß das Vermögen seiner Frau allein, oder doch hauptsächlich, durch Stirner's Schuld, und nicht auch durch ihre eigene Unvorsichtigkeit verloren gegangen sei, leider die ausschlaggebenden Beweise.

Lässig und faul war Stirner damals nicht.

Sofort nach der Aufgabe seiner Stelle und der Vollendung seines Werkes sah er sich nach neuem Erwerb um. Er ging an ein Unternehmen, das ihn lange und viel an seine Studierstube gefesselt haben muß. Ein Bekannter aus dieser Zeit spricht von seinem "stupenden Fleiße".

Es sind "*Die Nationalökonomien der Franzosen und Engländer*", mit denen wir Stirner zunächst beschäftigt sehen.

Er hatte, wahrscheinlich schon 1844 während des Druckes des "Einzigens", mit seinem Verleger Otto Wigand die Herausgabe dieses groß angelegten Sammelwerks besprochen und dessen Zustimmung zu seinem Plan gefunden. Stirner wollte die Hauptwerke, um die es sich handelte, selbst übersetzen und mit Anmerkungen versehen.

Er, der in seinem "Einzigens" gezeigt hatte, daß er wie kaum einer vor ihm so tief in die Lebensbedingungen der Gesellschaft hineingesehen hatte, mußte wie kein anderer von der Wichtigkeit der aufstrebenden, jüngsten aller Wissenschaften, der Volkswirtschaft, überzeugt sein, und es mußte ihn reizen, ihre grundlegenden Werke seinem Volke auf's neue zuzuführen und näherzubringen.

So hatte er, schon vor 1845, mit der Übersetzung des berühmten Lehrbuches des Jean Baptiste Say, dem "Handbuch der praktischen politischen Ökonomie", dessen vier Bände in rascher Aufeinanderfolge in diesem und dem folgenden Jahre gedruckt wurden und zunächst in Lieferungen erschienen, begonnen. Aber die [185] geplanten Anmerkungen blieben aus, und Stirner erklärt dies am Schluß des Werkes selbst so: "Als die Übersetzung des Say begonnen wurde, war es selbst meine Absicht, sie am Schlusse mit Anmerkungen zu versehen. Indessen stellte sich mehr und mehr heraus, daß Say und Smith zu untrennbar sind, als daß jener ein abgesondertes Geleit von Anmerkungen erhalten dürfte, ehe dem Leser Gelegenheit worden, auch die letzteren kennen zu lernen. Auch will ich gerne gestehen, daß mir diese Betrachtung sehr gelegen kam, da es mir unlieb sein würde, wenn ich die bisher niedergeschriebenen Bemerkungen in ihrer dermaligen Gestalt schon veröffentlichen müßte. Es wird also vorerst die Übersetzung des Adam Smith folgen". Auch diese Übersetzung, die "Untersuchungen über das Wesen und die Ursachen des Nationalreichtums" erschien so schnell, ebenfalls in vier Bänden und zugleich in Lieferungen, daß sie im April 1847 schon abgeschlossen vorlag. Aber auch in ihr finden sich nur die Anmerkungen, die McCulloch, Blanqui und andere den Smith'schen Darstellungen angefügt haben. Die des Übersetzers fehlen auch diesmal, ohne daß dieser es jetzt noch für nötig hält, sich zu entschuldigen. Ihr Fehlen ist jedenfalls ein unersetzlicher Verlust und lebhaft zu bedauern, mag auch nur der kleinste Teil von ihnen zustande gekommen sein.

Mit dem Werk von Smith hört die Herausgeberschaft Stirner's an seiner Sammlung auf; wohl erschien noch die Wilhelm Jordan'sche Übersetzung von P.-J. Proudhons "Philosophie de la misère", aber Stirner ist an dem Gesamtunternehmen nicht mehr beteiligt.

Die Übersetzungen von Say und Smith galten und gelten als die besten der existierenden.

Aber auch der Erfolg dieser so großen und mühevollen Arbeit muß von Anfang an ein geringer, oder wenigstens den anfänglich gehegten Hoffnungen wenig entsprechender, gewesen sein; denn schon im Jahre 1845 sehen wir Stirner – obwohl in diesem und den folgenden Jahren noch die Hauptwerke von Say und Smith vollständig erscheinen – sich von seiner literarischen Tätigkeit abwenden, wie er sich ihr einst unter Verzichtleistung auf jede staatliche Lehrtätigkeit zugewandt hatte. Er mußte bald eingesehen haben, daß [186] er von dem Ertrage seiner Feder nicht leben konnte und daß es das Geratenste war, durch einen kühnen Versuch Fuß auf einem anderen Gebiete zu fassen, der, wenn er gelang, das drohende Gespenst der Zukunft für immer gebannt hätte.

Ob in seinem oder ihrem, der Frau, Kopf, die *Idee der Milchwirtschaft* – denn das war der Plan, an dessen Ausführung sie den Rest ihres Vermögens gewandt haben sollen – zuerst auftauchte, ist zweifelhaft, wie auch der Zeitpunkt, an welchem sie Wirklichkeit wurde.

Aller Wahrscheinlichkeit nach wurde sie schon im Frühling 1845 gehegt und erlebte im Sommer desselben Jahres die kurze Frist ihrer Ausführung.

Was die wenigen, ungenauen und sich sehr widersprechenden Berichte über dieses seltsame Unternehmen, das manchen wie ein Witz erschien und doch so verzweifelt ernst gemeint war, erzählen, sei hier wiedergegeben.

Von der an und für sich gewiß nicht unrichtigen Ansicht ausgehend, daß die Milchversorgung Berlins, die damals von den umliegenden Dörfern aus allmorgendlich durch kleine, mit Hunden bespannte Karren geschah, auf größerer und konzentrierterer Basis aufgebaut eine nicht unbedeutende Aussicht auf Gewinn eröffnen müsse, unternahm es Stirner in Verbindung mit einem Charlottenburger Schullehrer, einem Freunde oder Verwandten der Bauer'schen Familie, einem redlichen, aber geschäftlich ebenfalls unerfahrenen Manne namens Rohlf's, in der Stadt selbst eine Milchniederlage zu errichten, von der aus man erst in engen, dann immer weiteren und weiteren Kreisen deren Bedarf zu decken gedachte. Man zog auf die umliegenden Dörfer, knüpfte dort mit Bauern und Pächtern Verbindungen an, schloß Verträge über die Lieferung ab und mietete in der Köthener- (oder Bernburger- ?) Straße Büro- und geräumige Kellerräume. – Einer anderen Version zufolge soll es auch zum Ankauf eigener Ziegen und Kühe sowie zur Pachtung von Ställen an der Oranienburger Chaussee gekommen sein.

Auf eigens dazu eingerichteten Wagen kamen denn auch an einem bestimmten Tage die Lieferungen an, aber nicht die erwarteten Käufer, und das – jedenfalls ohne vorherige genügende Reklame [187] begonnene und nicht bis in die Einzelheiten sorgfältig genug durchdachte – Projekt ging in die Brüche: wie es heißt, wurden die sauer gewordenen Vorräte in die Rinnen gegossen und die gemieteten Räumlichkeiten schon nach kurzer Zeit geschlossen.

Wie gesund trotz des verunglückten Versuchs die Idee des Unternehmens gewesen war, das bewies später der heute jedem Berliner Kind bekannte Klingel-Bolle, der seine Milch allerdings, wenn auch nicht mit Wasser, so doch tüchtig mit Christentum versetzte und so nicht unerheblich zu dem Gelingen seines Geschäftes beitrug.

So war auch dieses Unternehmen Stirner's gescheitert, nachdem es den Hippelianern, hinter deren sonst so weitgehender Vorurteilslosigkeit das beleidigte Zunftbewußtsein bei dieser Gelegenheit wieder hervortrat, den uner-schöpflichsten Stoff zum Spott geboten und den letzten Rest des Vermögens der jungen Frau verzehrt hatte.

Der allerletzte verzweifelte Versuch Stirner's scheint darauf hingezielt zu haben, an der *Börse* das Glück zu versuchen. Er erkundigte sich wenigstens auf das Eingehendste über die Art und Weise der dort üblichen Geschäfte bei einem Bekannten, der ihm aber dringend von jedem Versuche abriet, eine Warnung, die auch wohl befolgt worden ist.

Die Not, die bisher nur angeklopft hatte, stand nun in ihrer ganzen erschütternden Gestalt drohend in der Türe des Hauses.

Unhaltbar, innerlich wie äußerlich, war das Verhältnis der Gatten geworden. Was andere, einfach angelegte Naturen enger aneinander gekettet hätte, mußte diese beiden, sich innerlich so fremden Menschen unaufhaltsam zu dem Schritte der Trennung treiben. Jeder für sich und auf seinen eigenen Füßen – darin sahen sie zuletzt die Rettung, die an Untergang nicht glaubten und glauben mochten.

Der erste Gedanke der Trennung ging von Marie Dähnhardt aus und sie war es auch, die den entscheidenden Schritt tat.

Es klingt sehr schön, entspricht aber leider durchaus nicht der traurigen Wirklichkeit, wenn erzählt wird, daß "die mutige Frau vor ihren Gatten hingetreten sei" mit einem Entschlusse, "so schwer und so ideal rein" wie der einst von Charlotte Stieglitz gefaßte, und [188] ihm gesagt habe: "Meine Gegenwart macht Dir Sorge und lähmt Deine Arbeitskraft, der Unterhalt reicht für uns beide nicht hin. Ich finde hier keine passende Beschäftigung, ich habe sie in England gefunden, ich bin dorthin an ein Erziehungsinstitut als Lehrerin berufen. An unserer Liebe ändert das nichts, ich bin und bleibe Deine Frau, und die Sehnsucht nach mir wird Deine Arbeitskraft stählen.

Die Unterhaltssorge wird Dir nun viel leichter, und wenn es Dir glückt, eine feste Stellung zu erringen, so rufe mich und ich komme zurück.“

Die *Trennung* muß im Gegenteil in bereits sehr schroffer Form stattgefunden haben, und er wird sie nicht “traurig”, sondern mit gewohnter Gelassenheit angeblickt haben, als sie ihm ihren Entschluß, wahrscheinlich in nichts weniger als gerührten und liebevollen Worten mitteilte.

Aber auch zu einer “Szene” wird es damals so wenig wie je zwischen beiden gekommen sein.

Ob sie an eine Wiedervereinigung dachten, ist mehr als fraglich; keinesfalls hegte sie die Absicht einer solchen. “Sie nahm sogar ihre Ringe von seinen Fingern”, wenige Tage vor ihrer Abreise, sagt sie. Was sie mit diesen Worten meint, wird wohl ein ewiges Rätsel bleiben. Waren es Ringe, die sie ihm geschenkt und die sie jetzt zurückforderte? – War es der Trauring, der wohl inzwischen anstelle des Messingrings von Bruno Bauer’s Geldbörse getreten war, und wollte sie ihm so zeigen, daß alles zwischen ihnen zu Ende war? –

Korrespondiert werden sie wohl noch zusammen haben, aber wohl hauptsächlich nur deshalb, um die Scheidung herbeizuführen, die einige Jahre später stattfand.

Genug – Anfang April 1846 erfolgte die Trennung nach einer zweieinhalbjährigen Ehe: Marie Dähnhardt ging am 16. April nach London, Stirner blieb in Berlin zurück.

Verfolgen wir zunächst das *Schicksal der Frau*, um zu sehen, wie traurig und eigentümlich es sich noch gestalten sollte.

Marie Dähnhardt war nach London mit guten Empfehlungen gekommen, vor allem mit solchen an die Gemahlin des preußischen [189] Gesandten, Lady Bunsen. Durch die Vermittlung dieses Einflusses erhielt sie bald die Möglichkeit, Privatstunden in deutscher Sprache zu geben; und wurden diese auch nicht glänzend, wohl selten mit mehr als zwei shilling die Stunde bezahlt, so reichten sie doch hin, ihr Leben zu fristen. Die junge, frische Frau war bald ein beliebtes Mitglied der deutschen Flüchtlingskolonie; durch ihre Energie, ihre Sicherheit und die Offenheit ihres Charakters erwarb sie sich einen Freundeskreis, der dem Berliner in seiner Zusammensetzung von interessanten und geistreichen Menschen nicht nachstand: Louis Blanc, Freiligrath, Herzen und andere saßen oft und gern an ihrem kleinen Kamin. Mit ihnen setzte sie denn auch ihr in Berlin geführtes Leben unbekümmert fort: der beste Beweis dafür, daß nicht Stirner’s Einfluß allein es gewesen war, der sie unter den Berliner Radikalen festgehalten hatte. Auch ihre Selbständigkeit war dieselbe geblieben. Von einem großen Hund begleitet fand sie abends allein ihren Weg nach Hause und duldet es nicht, daß die Herren ihretwegen die in London so sehr zeitraubenden großen Umwege machten.

Von London aus versuchte sie sich auch, wohl zum ersten und letzten Mal in ihrem Leben, schriftstellerisch, indem sie für die Julius’sche “Zeitungshalle” in Berlin eine Reihe von “Vertraulichen Briefen aus England” schrieb, die aber nicht ihren Namen trugen. Es sind im ganzen sieben, und sie erschienen von März bis November 1847. Ohne besondere literarische Bedeutung, verraten sie doch die scharfe Beobachtungsgabe ihres klugen Kopfs. Für uns sind sie vor allem deshalb von Interesse, weil sie uns in unzweideutiger Weise das authentischste Bild von Marie Dähnhardt’s damaligen Anschauungen geben. Sie geißelt die prüde Moral der Engländer, sie verspottet deren lächerliche Sonntagsheiligung und ihre Kirchenlauferei, und sie erzählt mit gewinnender Offenheit, wie sie in einem Bus einen jungen Mann sieht, “so schön, daß sie sich gar nicht satt an ihm sehen konnte”. “Bald hätte sie es ihm gesagt. Er merkte es auch . . .”

So erscheint sie noch ganz als die, die sie in Berlin gewesen war.

Als 1850 der aus dem Zeughausturm bekannte Lieutenant Techow nach London kam, knüpfte sie mit ihm ein allgemein bekanntes Verhältnis an, das indessen zu keiner Heirat führte.

[190] In diese Zeit fällt auch ihre Scheidung von Stirner. Der Plan einer Wiedervereinigung war vielleicht bis dahin persönlicher Rücksichten wegen nach außen hin noch aufrecht gehalten worden. Nun wurde auch das letzte, rein äußerliche Band zwischen den Eheleuten zerschnitten.

Selten und ungern sprach Frau Schmidt, wie sie sich noch immer nannte, von ihrem Aufenthalt in Berlin, und von Stirner fast nie; aber nie, und das verdient hervorgehoben zu werden, auch mit Bitterkeit, geschweige denn mit Verachtung.

Etwa im Jahre 1852 oder 1853 schloß sie sich einer kleinen Gruppe von Auswanderern an, mit denen sie nach Australien ging. Einige ihrer näheren Londoner Bekannten waren darunter: ein Journalist Max Cohnheim, ein gewisser Rosenblum, ein Baron Hoch und zwei Russen.

Auch Techow war auf dem Schiff. Aber das Verhältnis zu ihm war bereits völlig gelöst, als sie in Gravesend, wohin die eine unverheiratete ihrer Schwestern gekommen war, um sie noch einmal zu sehen, das Schiff bestieg, das sie langen Jahren der Demütigung und der Not entgegenführen sollte.

Denn in Melbourne kostete sie das Elend bis auf den letzten Tropfen. Sie kämpfte mit ihm, aber unterlag immer wieder – wurde Waschfrau, und soll zum zweiten Male geheiratet haben: einen “gewöhnlichen Arbeiter”. Die Jahre, die sie in Australien verbrachte, sind in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt.

Als sie dann ihre Schwester beerbte – etwa 1870 oder 1871 – kehrte sie nach London zurück. Schon in Australien hatte sich Frau Schmidt völlig in die Arme der katholischen Kirche geflüchtet. Sie war zu ihrer Religion übergetreten und schon damals so zur Frömmigkeit bekehrt, daß sie einen ihrer Londoner Bekannten

flehentlich bat, doch wenigstens seine Kinder zu retten, und sie mit der Bibel, und nur mit der Bibel, und abermals mit der Bibel zu erziehen

Nach London zurückgekehrt, geriet sie vollends in die Hände und unter die Macht ihrer neuen Glaubensgenossen.

Dort, in der Nähe der immensen Stadt, lebte sie – des Einzigen einstiges Liebchen – noch lange Jahrzehnte: eine alte, bi- [191] gotte Frau, die mit Traktätchen Seelen zu retten suchte und ihre Sünden bereute, Sünden, die nur in der Einbildung ihres Fanatismus lebten, die sie nie begangen, aber sonst noch geistig frisch und klar, und noch fähig, von Zeit zu Zeit ihre wenigen Geschäfte in der Stadt selbst zu besorgen . . . das ergreifende Beispiel einer durch Not und Elend gebrochenen Kraft, die einst die Freude des Lebens suchte und fand, und doch zugleich der Beweis, wie wenig die Liebe zur Freiheit bedeutet, die nur der Rausch flüchtiger Stunden erzeugt, die nicht die innere Notwendigkeit des eigensten Lebens täglich auf's neue nährt.

Die Welt war schon lange tot für die, die einst Marie Dähnhardt hieß, und kein Laut der lauten erreichte sie mehr. Mary Smith war "prepared for death" . . .

Am 30. Dezember 1902, kurz vor 3 Uhr nachmittags, ist Mary Wilhelmina Smith dann zu Plaistow, einem Vorort Londons, im hohen Alter von 84 Jahren gestorben. Sie wurde am 3. Januar 1903 auf dem katholischen Friedhof zu Leytonstone begraben.

Sie starb "in Gott". Der Tod, auf den sie wartete, wird ihr um so ersehnter gekommen sein, als sie in den letzten Jahren körperlich viel hatte leiden müssen.

Über ihren Nachlaß, sowie eine geringfügige Summe Geldes, war von ihr zu Gunsten katholischer Stiftungen, lokalen Wohltätigkeitsanstalten, verfügt worden. Es fanden sich in ihm keinerlei Papiere oder Aufzeichnungen irgendwelcher Art, die über ihr früheres Leben hätten Aufschluß geben können.

Marie Dähnhardt hat ihre Schwestern überlebt und hinterließ nur Geschwisterkinder, Nichten, von denen die, welche ihr am nächsten gestanden hat, ebenfalls dahingegangen ist.

Doch kehren wir *zurück zu Stirner*. Er war in Berlin geblieben. Wohin sonst auch sollte er wohl? – Seine Frau hatte ihn verlassen, seine praktischen Versuche, Geld zu erwerben, waren fehlgeschlagen, und von der Schwierigkeit, jetzt, bei seinem Namen, eine Lehrerstellung zu erhalten, war er gewiß ebenso überzeugt wie von der Unmöglichkeit, sich durch großangelegte, literarische Werke allein einen auskömmlichen Lebensunterhalt zu verschaffen.

[192] Aber was er tut und treibt ist von jetzt an von einem fast geheimnisvollen Dunkel umgeben, das sich nur zuweilen noch unter den Blitzen vereinzelter Tatsachen lichtet.

Er geht wenig mehr aus; seine Freunde sehen ihn nur ab und zu noch. Keiner weiß, wovon er eigentlich lebt. – Er verschwindet uns mit denen, die ihn umgeben, immer mehr und mehr. Wie die ersten Jahrzehnte seines Lebens, fast so ist für uns das letzte: wir sehen seine Gestalt noch durch die Lebenden schreiten, aber sie läßt sich nicht mehr fassen, und wir hören ihre Stimme nur noch undeutlich wie aus einer weiten Ferne.

Unauffällig, wie sein ganzes Leben war, ist er auch in seinem Sterben. Ohne Gepolter ist er auf die Bühne der Öffentlichkeit getreten, ohne Lärm tritt er wieder ab.

Und doch ist Stirner erst ein angehender Vierziger. Welch ein langes Leben liegt noch vor ihm! – Was erhofft er noch von ihm? Wie glaubt er es zu Ende führen zu können? –

Wir sehen nicht mehr hinein in seine Gedanken.

– Bereits im Sommer 1846 war es so weit gekommen, daß Stirner in dem Inseratenteil der "Vossischen Zeitung" einen Aufruf erlassen mußte, in dem er um *ein Darlehen* bat, darauf vertrauend, daß sein Name ihm vielleicht ein solches verschaffen würde.

Der Aufruf lautete in Stirner's eigener Fassung:

"Ich sehe mich in die Notwendigkeit versetzt, ein Darlehen von 600 T. aufnehmen zu müssen, und bitte deshalb einen oder mehrere, wenn sie zusammenschießen wollen, mir dasselbe auf 5 Jahre in dem Falle zu gewähren, daß sie mir persönlichen Kredit zu geben geneigt sind. Adressen werden angenommen im Intelligenz-Comptoir sub A 38. M. Stirner."

Es ist nicht bekannt, ob das Gesuch Erfolg hatte oder nicht. Wahrscheinlich ist das erstere nicht. Aber auch im anderen Falle hätte es nur aufhalten, nicht verhindern können, was unter diesen Umständen unausbleiblich war.

Jedenfalls – die einfache und würdige Form willkürlich erweiternd – sprachen manche höhnisch und spöttisch von dem Egoisten, der Recht und Pflicht verneint hatte, und sie nun erwartete und versprach. Diese klugen Leute vergaßen nur, daß Stirner gewiß [193] nicht daran dachte, das Vertrauen solcher Altruisten, wie sie es waren, zu erwecken, sondern einfach das eines Egoisten, wie er es selbst war: ihm zu glauben – auf sein Wort hin. Daß der, der es ohne moralische Phrasen gibt, es höchst wahrscheinlich weit gewissenhafter halten wird, als der, der sich nachher so oft hinter dieselben Phrasen versteckt, wenn es gilt, es zu halten, das einzusehen waren dieselben Leute natürlich völlig unfähig.

– Wir wissen wenig mehr von ihm.

Wir wissen nur, daß er, nachdem er und Marie Dähnhardt sich getrennt, die gemeinschaftlich mit ihr innegehabte Wohnung Neu Koelln, Am Wasser, aufgibt und am 4. April 1846 nach der Hirschelstraße 14, der jetzigen Königgrätzer Straße, zieht. Und von dort Jahr um Jahr ruhelos weiter: Anfang April des nächsten Jahres

nach der Dessauer Straße 15, also ganz in die Nähe; wieder ein Jahr später, Anfang April 1848, nach der Dresdener Straße 96; und noch im Herbst dieses selben Jahres nach der Köthener Straße 27 (zu dem Maler Otto), wo er drei Jahre wohnt, immer noch in eigener Wohnung.

Es darf wohl angenommen werden, daß Stirner in diesen Jahren der Not seine spärlichen Einnahmen durch journalistische Arbeiten, die er jedoch nicht mehr zeichnete, zu vermehren trachtete. So wurde er im Sommer des Revolutionsjahres 1848 Mitarbeiter an dem im dreizehnten Jahrgang stehenden "Journal des österreichischen Lloyd", Zentralorgan für Handel, Industrie, Schifffahrt und Volkswirtschaft in Triest, das, von Friedrich von Bodenstedt geleitet, sich dort diesen Sommer durch hielt, um im Herbst nach Wien verlegt zu werden, womit auch die Tätigkeit Stirner's an ihm aufhört.

Unter den "wertvollen Beiträgen aus Deutschland", die Bodenstedt erhielt, befanden sich acht Aufsätze Stirner's, die in den Nummern 143, 167, 177, 187, 211, 219, 220 und 222 vom 24. Juni, 22. Juli, 3. und 5. August, 12., 21., 22. und 24. September ohne seinen Namen und unter einem offenbar von der Redaktion vorgesetzten Zeichen Δ erschienen.

Der erste Beitrag, "Die Deutschen im Osten Deutschlands", war zugleich der umfangreichste. Von dem Gedanken ausgehend, [194] welchen großen Umwandlungen zweifellos die Landkarte Europas "in naher Zukunft" ausgesetzt sein müsse, knüpft Stirner an eine kleine, anonyme Schrift, "Polen, Preußen und Deutschland", an und zeigt, wie "der Föderalismus eine höhere Form des Völkerlebens sei als der Zentralismus". Er führt aus, wie Deutschland, das "in dem eigentlichen Europa in der Mitte liegt", ein Mittleramt – "und zwar ausdrücklich nicht ein Herrschertum, sondern nur ein Mittleramt" – zukomme, und wie es – "das kein Nationalstaat ist und nie werden kann" – ihm wesentlich sein müsse, sich in seinem Osten mit östlichen Völkern zu verbinden, wo Österreich an der Spitze des großen Bundesstaates der Donauvölker stehe, dem nach Nordosten hin ein baltischer Bundesstaat entspreche, während Rußland, seines unheilvollen Einflusses auf die Angelegenheiten der europäischen Völker entkleidet, von dem gemeinsamen Weltberuf ausgeschlossen bleiben müsse. Denn es handle sich darum, ob "Asien europäisch, oder Europa asiatisch" werden solle. Österreich und Italien bedürfen Deutschlands. Wie ein österreichischer, so müsse sich ein baltischer Föderativstaat bilden, mit Polen als Kern, das "als Staat völlig gestorben, ein Glied im großen Völkerorganismus geblieben" und genötigt sei, sich an Preußen anzuschließen, um sich vor einem Bürgerkriege zu bewahren.

Deutschland, das seinem Wesen nach kein reiner Nationalstaat sei, müsse sich eben nach Osten hin mit fremden Elementen verbinden, die Handelsstraße vom schwarzen zum baltischen Meere wieder hergestellt, der Rhein und die Donau von Mündung zu Mündung eine solche wieder bilden: "wir müssen wieder ein naturgemäßes Verkehrsgebiet haben – ein großes föderatives Ländergebiet von jenseits der Schelde bis jenseits der Düna, und von den Schweizerbergen bis zum Pontus" . . .

Der zweite, "Kindersegen", betitelte Aufsatz ist eine feine und vernichtende Verspottung der absurden Vorschläge, die Jahre früher ein gewisser C. W. Weinhold gegen die "Übevölkerung in Mitteleuropa" gemacht hatte, Vorschläge, die allen Ernstes in einer Art Infibulation aller männlichen Individuen bis zu ihrem Eintritt in die Ehe gipfelten und wohl so ungefähr das Äußerste darstellen, was die "moralische Tyrannei" der Staatsidee dem Individuum je zu [195] bieten gewagt hat. Stirner kennzeichnet diese Vorschläge, "die dem damaligen Zeitgeist gar nicht fremd waren", als die richtige Konsequenz des Polizeistaates, "der zu Nutz und Frommen der Menschheit die lebendigen Menschen in allerlei Weise infibuliere", und geht dann kurzerhand von dem fanatischen Narren selbst zu einer Ergründung der Übevölkerungsfrage über.

Er beweist, wie hier nur die Klugheit in der Ehe erreichen kann, was der Polizeizwang nie zu Wege bringt, und daß die ganze Frage lediglich eine Frage der Privatökonomie im Haushalte der Ehe sein müsse und keine der Gesellschaft, obwohl "die Gesellschaft sich jederzeit dagegen sperrt, irgendeine Sache, in die sie sich gemischt, zur reinen Privatsache herabsinken zu lassen". Indem er endlich noch den Standpunkt einiger Zeitgenossen streift, zeigt er überzeugend, daß, "wenn wir den Begriff der Sittlichkeit von der geistigen Seite auffassen", sich die Wahrheit ergibt, daß "die höchste Sittlichkeit in der rechtlichen Ausübung der höchsten *Freiheit* liegt". Die "Zeugungsfrage" ist, nachdem sie vom Standpunkte der Menschheit aus als eine "Übevölkerungsfrage" behandelt worden ist, nun vom Standpunkte des Einzelnen aus zu einer "Empfängnisfrage" geworden, zu einer Frage des persönlichen Interesses. "Ob sie dabei gewonnen, ob verloren hat, das ist nach einem *fait accompli* eine müßige Untersuchung, wie ja überhaupt alles Moralisieren in weltgeschichtlichen Dingen sich als unfruchtbar erweist . . ."

Wie Stirner so in dem ersten dieser Aufsätze aus dem Jahre 1848 den Staat im allgemeinen nur als Nation gelten lassen will, und ihm nur ein Mittler-, kein Herrscheramt zuschreibt, so entwindet er hier die Privatperson den Klauen der Gesellschaft, stellt dieser ihr Interesse entgegen und dies ihr Interesse über sie. Es ist durchaus der "Einzige", der auch hier unverkennbar spricht, und schon deshalb sind diese, im Drang der Lebensnot und im Kampf mit dem Tag entstandenen Arbeiten von nicht zu unterschätzendem Werte.

So erscheint er auch in den anderen sechs Aufsätzen: "Die Marine", "Das widerrufliche Mandat", "Reich und Staat" (gegen den sich die Redaktion verwehrt "mit ihr nicht in allen Teilen einverstanden" zu sein, jedoch seine 'geistvolle Auffassung' aner- [196] kennend), "Mangelhaftigkeit des Industriesystems", "Deutsche

Kriegsflotte” und “Bazar” betitelt, obwohl auch sie nur an Fragen des Tages anknüpfen und sämtlich kürzeren Inhalts sind.

Der wichtigste unter ihnen, “Reich und Staat”, weist nach, wie verschieden die beiden ihrem ganzen Wesen nach sind, da “der eine zu seinem Bestande eine gleiche Gesinnung, das andere weiter nichts als eine landsmännische Verträglichkeit und Friedlichkeit des Verkehrs voraussetzt”, und sein Verfasser meint, daß die Sehnsucht nach einem Aufgehen der einzelnen Staaten in das Reich nur das Ringen nach der Freiheit sei, “aus dem Staatenverbände und dem Staatsbürgertum ungestraft austreten zu können”, obwohl er nicht glaubt, daß dieser Drang auch im Reiche seine volle Befriedigung finden werde, und daß die, welche in Adressen und Petitionen dieses Aufgehen fordern, sich nicht klar darüber sind, daß es weniger die “Gesamtfreiheit”, als die Freiheit vom Gesinnungszwange ist, was sie dahin bringt, der Dynastie (d. h. dem Staate) ihren Abfall und dem Reiche ihre Sympathie zu erklären.

Es ist das einzige Mal, daß wir von einer Mitarbeiterschaft Stirner’s an einer Zeitschrift noch wissen. Wenn er sie noch vergab, geschah es sicherlich nie mehr, wie früher, unter seinem Namen.

Unterdessen waren über Berlin die Stürme der Revolution hingebraust.

Noch immer trafen sich die “Freien” bei Hippel. Dieser war im Herbst 1847 oder im Frühjahr 1848 von der Friedrichstraße nach der Dorotheenstraße 8 gezogen, in neue und weitere Räumlichkeiten. Und das war auch nötig geworden. Denn die “Freien” waren nicht mehr die einzige Gesellschaft, die bei Hippel ihr Stammlokal hatte, sondern vor und nach den Revolutionstagen war dort eine Art Hauptquartier der verschiedensten radikalen Strömungen aufgeschlagen, und der brave Hippel hatte oft Mühe und Not, die verschiedenen Lager auseinander zu halten und sachgemäß an die Tische und in das Hinterzimmer zu verteilen, damit sie nicht aufeinander gerieten, was doch noch oft genug geschah.

In den Revolutionstagen selbst ging es bei Hippel aus und ein wie in einem Bienenkorb. Jeder, der kam, brachte irgendeine neue [197] Nachricht. Die einen erzählten von dem, was sie gesehen und gehört, die anderen von ihren eigenen Heldentaten. Alles schrie, lärmte, jubelte bunt durcheinander. Die übertriebensten Hoffnungen wurden ausgesprochen, um mit dem schärfsten Spotte beantwortet zu werden, und in leidenschaftlichen Debatten nahmen die erregten Stunden ihren Verlauf.

Selbst die kühnsten Köpfe der “Freien” – mit Ausnahme wohl nur von Stirner und Bruno Bauer – erhitzen sich und fanden erst nach Tagen, als die Mitglieder der Klubs, des politischen, des demokratischen und anderer, und endlich die Teilnehmer der famosen Nationalversammlung in immer größerer Anzahl bei Hippel erschienen, ihre frühere Kritik wieder, die nun allerdings vernichtend auf die verunglückte Bewegung fiel.

Es waren immer noch die alten: Buhl; Edgar Bauer, der von seiner Festungsstrafe zurückgekehrt war; Faucher, der am Kampfe des 18.-19. März teilgenommen hatte und viel von seinen Taten zu berichten wußte; Dr. Wiß und seine Frau; Meyen; Maron, “den man schon tot geglaubt hatte”; Löwenstein, der verwundet; Ottensosser, der gefangen genommen worden war; und viele andere.

Dann, als immer mehr und mehr neue Erscheinungen auf der Bildfläche erschienen und sich bei Hippel festsetzten, begann es einigen der alten, treuen Stammgäste ungemütlich zu werden, und sie blieben fort oder kamen doch seltener. Es war der Anfang vom Ende. Die “Freien” begannen, sich zu zersetzen und der Auflösung entgegenzugehen .

Ihre Zeit war vorüber. Eine neue brach an und sie fühlten es: die Zeit einer trostlosen Reaktion, in der alles zerstört wurde, was sie erstrebt hatten, oder besser gesagt: in der alle die Zwingburgen des Geistes in mittelalterlichen Formen wieder aufgebaut wurden, die sie wähten mit der Schärfe ihres Geistes, dem Sturmbock der Kritik, vernichtet zu haben.

Wie sie sich abfanden mit dieser neuen Zeit, davon noch später.

Es braucht wohl kaum ausdrücklich erwähnt zu werden, daß Stirner an den Märztagen von 1848, wie an der ganzen Bewegung, nicht den geringsten äußeren Anteil genommen hat. Deshalb durfte sie hier auch nur flüchtig berührt werden.

[198] Er wird mit dem lebhaftesten Interesse dem Ausbruch, den er sicher lange vorhergesehen, zugeschaut haben. Aber es war nicht seine Schlacht, die dort geschlagen wurde. Er, der das Wesen der Gewalt so tief erfaßt hatte und ihre Macht so gut kannte, konnte über ihren Sieg nicht zweifelhaft sein. Ob er auch voraussah, bis zu welchem Grad der Erniedrigung er führen sollte?

Auch er wurde in jener Zeit oft bei Hippel gesehen. Aber in seinem stillen Leben, wie er es seit Jahren wieder für sich allein führte, bedeutete das Jahr 1848 kein Ereignis, das seinen Tagen eine irgendwie andere Gestalt hätte geben können.

Er fuhr fort, wie der eine sagt, “echt-berlinerisch, begnüglich-heiter” und möglichst unbemerkt weiter zu existieren; “man fand ihn nur bisweilen noch in abgelegenen Wirtshäusern, wo er krampfhaft in den Zeitungen sich von seinen Gedanken loszulösen suchte”, erzählt ein anderer. Und mehr wissen wir nicht von ihm. Der einzige Luxus, den er sich auch jetzt noch gestattete, waren seine Zigarren. Denn eine gute Zigarre war von jeher der fast einzige Genuß des bedürfnislosen Mannes gewesen. Sie ist auch seine letzte und treueste Freundin geblieben . . .

Zu Anfang des Jahres 1852 tritt Stirner noch einmal, zum letzten Mal, mit einem Werk, das seinen Namen trägt, dem zweiten und letzten, an die Öffentlichkeit. Es ist die *„Geschichte der Reaction“*. Nirgends findet sich in der Zwischenzeit sein Name in irgendeinem Blatt unter den Mitarbeitern; er hatte es wohl aufgegeben, sich in literarischer Tagesarbeit Hilfe zu suchen.

„Die Geschichte der Reaction“ war ursprünglich wesentlich anders geplant als sie in den beiden Bänden, die Ende 1851 im Verlag der „Allgemeinen Deutschen Verlagsanstalt“, deren Inhaber – Sigismund Wolff – Stirner sehr schätzte, in Berlin erschienen und in Österreich übrigens sofort verboten wurden, eine unvollendete Form gewann. Schon der Titel sollte ursprünglich „Reactions-Bibliothek“ lauten, und das ganze sollte zwei Abteilungen umfassen; die erste sollte „Die Vorläufer der Reaction“, die zweite „Die moderne Reaction“ behandeln.

Zustande gekommen sind je der erste Band beider Abteilungen. [199] Der der ersten umfaßt die Konstituante und die Reaction. Statt aber an diese sogleich „die Darstellung der Reaction in der Legislative, im Konvent und den folgenden Volksvertretungen bis zur Vollendung der Napoleonischen Reaction“ anzuschließen, springt Stirner von der Beschreibung der inneren Reaktionsogleich zu der der auswärtigen über, „er folgt“, wie er sagt, „damit dem Gesetz der Gleichartigkeit und gibt der auswärtigen Reaction, indem er ihr die geschichtliche Schilderung der inneren voranschickt, ihre angemessene Einleitung“, und sieht zugleich „in der auswärtigen die natürliche Steigerung der inneren Reaction“.

So beginnt er gleich mit der zweiten Abteilung und gibt uns in ihrem ersten Band die Darstellung des ersten Reaktionsjahres in Preußen, „dem wahren Mittelpunkt der Reaction, wie die Zukunft lehren wird“. Das erste Jahr ist ihm 1848: „das Jahr des Chaos oder der ersten chaotischen Erhebung gegen die feindliche Welt, das Jahr des reaktionären Instinkts“, weil in ihm „die Reaction sich zu einer Macht ausbildet“.

Er denkt noch immer an die Fortsetzung des Unternehmens: er meint, daß die erste Abteilung mehr den Charakter einer bloßen Sammlung haben müßte, um Wiederholungen in der zweiten zu vermeiden. Aber zu einer Fortsetzung in der Darstellung, weder der inneren noch der äußeren Reaction, ist es nie gekommen.

In dem Vorwort zu dem ersten Band der zweiten Abteilung, dem zweiten und letzten von denen, die erschienen, gibt Stirner eine äußerst interessante Darstellung dessen, was reaktionär ist und nicht ist. „Ob sich die Reaction vor sich selber rechtfertigen kann“, das hätte er gezeigt, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, sein Unternehmen zu Ende zu führen. Die Darlegung gipfelt in dem Satz: „Die Reaction tritt in demselben Moment ins Leben, in welchem die Revolution zur Welt kommt: beide werden im selben Augenblick geboren“ – von grundverschiedenen Eltern, wie er hinzufügt. Und in dem, der der Reaction „ihren historischen Platz anweist“: „Die Reaction ist das Gegenteil der Revolution“.

Der Inhalt der beiden erschienenen Bände nun ist zum geringsten Teil Stirner's Eigentum. Nicht nur der erste, sondern auch der zweite ist eine Sammlung fremder Arbeit, und nur die Einlei- [200] tungen, die verbindenden Mittelglieder und die Auswahl sind Stirner's Werk.

Zeugt der erste von seiner gründlichen Kenntnis der Geschichtsschreiber des Revolutionszeitalters, so beweist der letzte, mit welcher Aufmerksamkeit Stirner das Jahr des Ausbruchs der Revolution in seinem eigenen Lande in allen Erscheinungen verfolgt hat. Stirner leitet die Darstellung der Konstituante und der Reaction mit einer historischen Betrachtung über die ministerielle und die ständische Revolution ein und betrachtet dann zunächst die ständische Reaction gegen die Volksvertretung. Sodann folgt er seinem Plane, „in diesem Bande die revolutionären und reaktionären Grundvorstellungen über Verfassung“ einander gegenüberzustellen, und die beiden Schriftsteller, die er in dieser Weise gegeneinander ausspielt, sind Edmund Burke und Auguste Comte. Fast der ganze Band ist mit Stellen aus des ersteren *„Reflections on the Revolution in France“* (in der von Gentz'schen Übersetzung) und des letzteren *„Système de philosophie positive“* gefüllt. Auf wessen Seite Stirner steht, ist trotz der sehr knappen Verbindungen natürlich nicht zweifelhaft – seine Bemerkungen über die Tafel der Menschenrechte und eine solche über die *„Deklamationen“* Burkes beweisen es zur Genüge. Da von diesem letzteren sofort auf die moderne Reaction übergegangen wird, mußten die berühmtesten Reactionäre der Zwischenzeiten, die Malouet, Mounier etc., ferner de Maistre, Haller und die Deutschen Gentz, Adam Müller und andere traurigen Angedenkens übergangen werden.

Ist es Stirner so in dem Torso der ersten Abteilung mehr darum zu tun, das Entstehen der Reaction aus der Revolution heraus zu erklären, so kann er doch in der Darstellung der modernen Reaction nicht sogleich damit beginnen, die Reaction vor ihr eigenes Tribunal zu stellen, sondern er muß in ihrem ersten Band das Chaotische der ersten Erhebung zu durchdringen suchen, und befürchtet mit Recht, daß *„eine große Monotonie“* nicht zu vermeiden gewesen sei. Und so ist es auch. Es sind vor allem die reaktionären Schriftsteller des Tages, die Hengstenberg, Florencourt und andere, oft nicht genannte, die Stirner hier sprechen läßt, und ihre in aller Breite wiedergegebenen Ansichten ermüden auf die Dauer.

[201] Klagen und Anklagen sind es zumeist, die in diesem Jahr von reaktionärer Seite her ertönen, wie denn *„das ganze Jahr ein Jahr der Klage“* war.

Nach einer Betrachtung über *„die Revolution“* und *„die Reaction“* und einem dem Pietisten Leo entnommenen *„Rückblick auf die frühere Zeit“* gibt Stirner die *„Errungenschaften und Aussichten“* der Reaction wieder und führt uns in den Kampf der *„Christokratie“*. Er zeigt uns ihren Kampf nach allen Richtungen hin: von allen Seiten wird *„reagiert“*. Es reagieren die Krone, ihre Diener, die Untertanen, der Staat.

Eine chronologische Übersicht dieses Jahres zeigt das Anwachsen der Reaktion von Monat zu Monat, vom Februar, "dem wachsenden Erkennen des Feindes und der allmählichen Entdeckung der eigenen Kräfte" an, bis zum Dezember, wo sie über die Revolution bereits gesiegt hat.

Auch in diesem Band besteht die ganze Arbeit Stirner's in Anordnung und loser Verbindung des Wiedergegebenen. Selbst diese letztere geschieht oft nicht einmal mit seinen eigenen Worten. Er verzichtet darauf, die Reaktion vor den Richterstuhl zu stellen und ihr Ankläger zu werden; sie stellt sich selbst vor ihr eigenes Tribunal, sagt er.

Mit dem ersten Reaktionsjahre, in dem "die Fragen eben anfangen, sich zu stellen", bricht er ab; die Fragen selbst und das Lehrgebäude des reaktionären Systems hat er unterlassen in weiteren Bänden zu behandeln.

Die "Geschichte der Reaction" war Stirner's letzte öffentliche Kundgebung. Zwar faßte er noch einmal einen großangelegten Plan, eine Art universellen Gelehrten-Lexikons, aber er mußte ihn wieder aufgeben, da er keinen Verleger fand, der das Unternehmen mit ihm wagen wollte.

Sein Name wird nie mehr genannt. Die neue Zeit nach 1848 hat mit so vielen anderen auch ihn vergessen.

Er ist auch literarisch ein toter Mann, tot, obwohl er noch lebt . . .

Wie völlig vergessen er ist, dafür nur ein, aber sprechendes Beispiel: das Brockhaus'sche Konversations-Lexikon von 1854 weiß schon nicht mehr das geringste über sein Leben zu sagen und meint [202] zweifelnd, der Verfasser von "Der Einzige und sein Eigentum" habe "angeblich Max Schmidt" geheißen!

Auch in seinem Leben vereinsamte Stirner nun immer mehr und mehr. Selbst bei Hippel, der seine Weinstube 1853 von der Dorotheenstraße nach der Werder'schen Rosenstraße 3, in den Winkel hinter der Werder'schen Kirche, verlegte, wird er fast gar nicht mehr gesehen.

1851, Anfang Oktober, war er von der Köthener Straße, wo er es drei Jahre ausgehalten hat, nach der Dessauer Straße 2 (zu Ilse) gezogen, um hier einundeinhalbes Jahr zu bleiben. Von jetzt an wohnt er nicht mehr in eigener Wohnung, sondern als Chambregarnist, und hat also wohl, durch die Not dazu gedrängt, seine eigenen Möbel verkaufen müssen.

Seine alten Freunde wissen nichts mehr von ihm. Und damit ist auch das letzte Band gerissen, das ihn noch lose an eine geistige Außenwelt geknüpft hat.

Das Jahr 1853 scheint der *Höhepunkt seines Elends* gewesen zu sein: von seinen Gläubigern bedrängt und ohne Existenzmittel zieht er ruhelos von einem Quartier in das andere und zweimal während dieses Jahres befindet er sich im – Schuldarrest!

Das erste Mal 21 Tage – vom 5.-26. März. Kaum aus ihm entlassen, bezieht er am 1. April in der Jaegerstraße 72 (bei dem Lehrer Schulze) ein Zimmer, läßt sich am 1. Juli nach Nauen abmelden, flüchtet dann, offenbar immer von seinen Gläubigern gedrängt und verfolgt nach Moabit, wo er am 3. Juli bei Rinow, Stromstraße 8, wohnt, findet aber auch hier keine Ruhe und quartiert sich endlich am 7. September, immer noch in demselben Jahre 1853, bei der Madame Weiß, Philippstraße 19 ein.

Doch auch hier finden ihn die Manichäer, und er soll das Jahr nicht in Ruhe beschließen. Gerade am Sylvestertage begibt er sich abermals in Schuldarrest, in dem er 36 Tage – bis zum 4. Februar des nächsten Jahres – bleibt. War nun auch der Schuldarrest jener Tage, eine heute nicht mehr gekannte Einrichtung, nichts anderes als eine Haft, in der der Schuldner auf Kosten des Gläubigers erhalten werden mußte und gerade deshalb selten von langer Dauer – Welch' [203] trauriges Licht wirft dennoch die Tatsache allein schon auf die Verhältnisse des Mannes, der doch einst von vielen als der glänzendste Denker seiner Zeit bestaunt worden war, und diese einfachen, nüchternen Angaben – reden sie nicht ergreifender von seiner Not, als Worte es vermöchten? . . .

Wohl nennt Stirner sich noch Gymnasiallehrer, Schriftsteller, Dr. phil. und – Rentier. Aber in Wirklichkeit war er jetzt Kommissionär, der von Vermittlungsgeschäften, wie sie sich ihm gerade boten, von der Hand in den Mund lebte.

Wenigstens hat er in der Philippstraße, wo er bei der Witwe Weiß von 1853 an wohnte, Ruhe gefunden. Er bewohnte dort im ersten Stockwerk des Hauses ein oder zwei am Flur gelegene Zimmer, deren Fenster – das größere hat das zweite und dritte Fenster rechts von der Straße aus gesehen, das kleinere liegt über dem Torbogen – damals noch auf den freiliegenden, mit Bäumen bewachsenen Platz der Anatomie gingen.

Frau Weiß soll immer mütterlich für ihre Mieter gesorgt haben.

Es war Stirner's letztes Heim. Nur einmal noch sollte er sein Quartier wechseln!

Das Jahr 1853 war der Höhepunkt von Stirner's Elend.

Denn in dem nächsten Jahr findet er zugleich *einen Ausweg*, der ihn aus seinen Drangsalen retten und ihn für den, wie er selbst sicher glaubte, noch langen Rest seines Lebens vor den ärgsten weiteren bewahren sollte.

Dieser Ausweg bestand darin, daß er, der alleinige Erbe seiner betagten Mutter, das dieser gehörige Haus in Kulm – noch bevor es in seinen gesetzlichen Besitz überging – verkaufte.

Er schloß am 12. September 1854 vor dem Notar Lipke zu Schwetz, einem kleinen Orte an der Weichsel gegenüber Kulm, mit dem Kaufmann Abraham Mairsohn aus Kulm einen Vertrag über "eine fremde Sache" in der

Weise ab, daß “das zweistöckige Haus No. 9 nebst 40 Morgen Elokationsland und Garten” sofort nach dem Tode der Mutter in den Besitz Mairsohns übergehen sollte, dieser aber an den Verkäufer schon jetzt auf den Kaufpreis von 5000 Talern Anzahlungen zu machen hatte.

[204] Um den Käufer für den Fall, daß Stirner vor seiner Mutter sterben sollte, sicher zu stellen, hatte sich dieser in eine Lebensversicherung aufnehmen zu lassen, so daß Mairsohn sich in gegebenem Falle an der Versicherungssumme von 1000 Talern, die in einer zweiten Versicherung auf 1500 Taler erhöht, während eine dritte abgelehnt wurde, schadlos halten konnte.

Mairsohn zahlte an Stirner gleich nach Abschluß des Vertrages 300 Taler, nach Ausfertigung der Police weitere 300, und endlich nach deren Erhöhung nochmals 400 Taler, zusammen also 1000 Taler, die mit 5% zu verzinsen waren. Auch verpflichtete er sich, bis zum Todestage der Mutter die jährlichen Versicherungsbeiträge für seinen Kontrahenten zu zahlen.

Da auf dem Hause 1000 Taler Hypotheken ruhten, die dem Vormund der Witwe Ballerstedt zum Zwecke von Reparaturen bewilligt waren, so hätte Stirner nach der definitiven Übernahme noch auf 3000 Taler Anspruch gehabt.

Da er aber so unvermutet vor seiner Mutter starb ist dieser Teil des Vertrages nie zur Ausführung gelangt.

Die erhaltenen 1000 Taler werden indessen genügt haben, ihn von seinen Gläubigern zu befreien und ihn für die kurze Frist von noch nicht zwei Jahren, die ihm noch beschieden war, bei der Billigkeit der damaligen Lebensführung und bei seiner eigenen großen Bedürfnislosigkeit, vor weiteren drückenden Sorgen zu schützen.

Vom 28. August bis 21. September dieses Jahres war er zur Abschließung dieses Vertrages von Berlin abwesend.

Wenn Stirner in den letzten Jahren seines Lebens, wie überhaupt, sehr zurückgezogen lebte, so war er doch *nicht ohne Verkehr*.

So fand er Aufnahme in dem Hause der Freifrau von der Goltz, deren Bekanntschaft er wahrscheinlich schon Ende der vierziger Jahre, als er mit ihr in demselben Hause der Köthener Straße wohnte, gemacht hatte, und bei der er durch den Hauslehrer der Familie, einen Herrn Förster, eingeführt wurde, während er wiederum die Brüder Bauer der Baronin vorstellte. Er verkehrte viel und gern in dem gastlichen Haus, lernte in ihm unter anderen einen Musikdirektor Hering kennen, und scheint in der für alle geistigen Be- [205] strebungen interessierten Frau bis zu ihrem Wegzuge von Berlin, 1854, eine hülfreiche Freundin besessen zu haben.

Er äußerte gern und oft seine philosophischen Ansichten und überraschte auch hier durch ihren Radikalismus bei äußerer Ruhe, sprach auch gelegentlich von seinem verunglückten Milchhandel, nie dagegen von seinen Arbeiten und seiner Ehe.

War auch an der Tür seiner Wohnung ein Schild mit dem Namen “Schmidt” angebracht, so nannte er sich doch nie anders als Stirner und war in seinen Kreisen nur so bekannt.

Unvermutet und jäh ereilte ihn der Tod. Stirner, dessen feste, oft geäußerte Zuversicht es gewesen war, daß er “steinalt” werden würde – ein Beweis, wie gesund er sich fühlte – erkrankte plötzlich im Mai 1856 an einem Karbunkel im Nacken.

Ob diese *Erkrankung*, die zu seinem Tode führen sollte, die einzige wohl ernstliche seines Lebens, wirklich, wie behauptet ist, durch den Stich einer vergifteten Fliege herbeigeführt wurde, steht nicht fest. Sicher ist dagegen, daß er sich am 23. Mai 1856, als der Karbunkel bereits die Größe einer Hand angenommen hatte, in die Behandlung eines Arztes begab. Dieser stellte sofort hohes Fieber – in Form eines Nervenfiebers – fest, doch nahm die Krankheit unter seinen Anordnungen einen günstigen Verlauf, so daß sich eine reine Eiterfläche bildete, das Fieber schwand und der Appetit sich wieder einstellte. Der Kranke konnte sogar den gelungenen Versuch machen, das Bett zu verlassen.

Unglücklicherweise verreiste der behandelnde Arzt, und die Pflege mußte in andere Hände gelegt werden. Wahrscheinlich infolge eines Diätfehlers, vielleicht auch durch die veränderte und unrichtige neue Behandlung, stellte sich das Fieber wieder ein, stieg schnell und hoch, so daß vierzehn Tage später der Tod eintrat.

Die ursprüngliche Geschwulst hatte andere Teile des Körpers ergriffen, der Eiter war ins Blut getreten und der Tod erfolgte am 25. Juni in Folge des durch die Eiterungen hervorgerufenen “Nervenfiebers”.

[206] Max Stirner *starb* an “allgemeiner Geschwulst” am 25. Juni 1856 (nicht am 26., wie früher allgemein angenommen wurde), in seiner Wohnung, gegen Abend, um sechs Uhr, in einem Alter von 49 Jahren und 8 Monaten.

Drei Tage später, am 28. Juni, abends um dieselbe Stunde, wurde er auf dem Kirchhof der Sophien-Gemeinde an der Bergstraße beerdigt. Er erhielt ein Grab II. Klasse, das einen Taler und 10 Silbergroschen kostete. Es lag in der 11. Abteilung des genannten Kirchhofs, in der neunten Reihe, und bekam die Nummer 53.

Nur wenige seiner alten Freunde begleiteten ihn "auf seinem letzten Gang". Unter ihnen befanden sich Bruno Bauer und Ludwig Buhl, und sicher auch jene Mme. Weiß, bei der er gestorben war, und die die Identität des Toten bezeugt hatte.

Für ersteren war er noch auf dem Totenbette von einem Bekannten gezeichnet worden, und Bauer's Freude war groß, den Kopf des Freundes, in dessen "charaktervoller Formation sich noch die geistige Bedeutung des Verstorbenen mit voller Entschiedenheit ausprägte", im Tode wenigstens festgehalten zu sehen.

Nach einer anderen, aber weniger wahrscheinlichen Nachricht soll die "unmittelbar nach Stirner's Tod erfolgte Zeichnung seines Kopfes" in die Hände des Literaten Dr. Wolff, Mauerstraße 83, gelangt sein (gemeint ist jedenfalls der längst verstorbene "schwarze Wolf", der Verfasser der "Revolutionschronik"). War es dieselbe Zeichnung? – War es eine andere? – Beide sind jedenfalls unrettbar verloren.

Der schriftliche Nachlaß Stirner's kam in den Besitz von Ludwig Buhl, der damals Schützenstraße 12 wohnte. Wie dieser später endete, werden wir noch sehen. Eitel ist die Hoffnung, schwache Spuren noch verfolgen zu können, die die Zeit völlig verlöscht hat.

Was sonst noch an Hinterlassenschaft vorhanden war, wird sicherlich ohne besonderen materiellen Wert gewesen und wohl sogleich veräußert worden sein, um die nächstliegenden Schulden zu befriedigen. –

Erst nach Tagen nahmen einige, ganz wenige Zeitungen von Max Stirner's Tod Notiz. Die meisten hatten für den Vergessenen auch nicht ein letztes Wort. Aber auch das wenige, was gesagt wurde, [207] beschränkte sich durchweg auf eine vage und dunkle Erinnerung an sein Werk und das Aufsehen, das es einst vorübergehend erregt, oder bestand in der oberflächlichen und anekdotenhaften Wiederaufwärmung der Heiratsgeschichte, die in einem Falle sogar, wahrscheinlich auf Veranlassung Bruno Bauer's, eine entschiedene und in ihrer Bestimmtheit den unleugbaren Tatsachen gegenüber höchst eigentümliche Dementierung erfuhr.

Johann Caspar Schmidt war tot, wie es Max Stirner schon vor ihm gewesen war. . .

Wie Stirner selbst keine direkten *Nachkommen* hinterlassen hat, so ist auch der ganze, weite Kreis seiner ursprünglichen Verwandtschaft völlig gelöst und nirgends, aber auch nirgends mehr finden sich heute noch Spuren von ihr: die Familie des Vaters in Ansbach ist ausgestorben; ausgestorben sind die mütterlichen Reinleins in Erlangen; von den Stichts, der Familie des Paten, lebt niemand mehr in Bayreuth, und nur in Arbeitern, die keinen Zusammenhang aufweisen können, pflanzt sich dieser Name dort noch fort. Verschollen sind ferner die Glieder der Familie des Stiefvaters, die Ballerstedts, in Helmstedt und in Kulm sind vollends keine Spuren – welche sollten es auch wohl sein? – von ihnen zu finden. In Berlin endlich hat die Familie der ersten Frau Stirner's, die Burtz, keine Träger mehr und in Gadebusch ist der Name Dähnhardt heute fast unbekannt.

Stirner *ist nur von seiner Mutter überlebt worden*. Sie starb erst drei Jahre nach ihm, in der Privatirrenanstalt in der Schönhauser Allee, in die sie sich schon 1837 begeben, am 17. März 1859, war also über zwanzig Jahre in ihr gewesen.

Sie erreichte das hohe Alter von 81 Jahren und war bis zu ihrem Tod, sicher aber bis 1854, von vollständiger körperlicher Rüstigkeit.

Sie starb "an Altersschwäche" und wurde auf dem Georgenkirchhof am Königstor beigesetzt.

Ihr Leiden war durchaus keine organische Erkrankung des Gehirns. Sie litt vielmehr, nach der eigenen Aussage ihres Sohnes, an einer durch Schicksalsschläge in der Familie entstandenen "fixen Idee", über deren Art wir indessen nichts wissen. –

[208] Zwischen *ihren Erben*, den Kindern ihres etwas früher verstorbenen Bruders Johann Gottlieb Reinlein: dem Bürger, Goldarbeiter und Taxator Johann Theodor Reinlein; der mit dem kgl. bayerischen Regierungsrechnungskommissar Friedrich Stillkrauth verheirateten Sophia Rosine; und der unverheirateten Anna Maria Reinlein, sämtlich in Bayreuth, einerseits, und dem Kaufmann Mairsohn andererseits, kam es naturgemäß in Bezug auf den zwischen dem letzteren und Stirner geschlossenen Vertrag um das Haus in Kulm zu Auseinandersetzungen und einem Prozeß, über dessen Verlauf nur soviel feststeht, daß das Haus Ende 1859 von den Erben an den preußischen Kreisdirektor Arndt in Kulm für die Summe von 4700 Talern verkauft wurde. Wahrscheinlich wurde Mairsohn vorher in Bezug auf die an Stirner gezahlten 1000 Taler entschädigt und trat zurück, oder er hielt sich an der Lebensversicherung schadlos.

Als letzte entfernte Verwandte Stirner's lebt heute nur noch ein Fräulein Babette Stillkrauth, Tochter der Obengenannten, in Bayreuth, die nichts von ihm mehr weiß.

Wir wollen nicht Abschied von Stirner nehmen, ohne uns vorher noch einen Augenblick mit dem späteren Schicksale der Überlebenden aus jener Hippel'schen Tafelrunde zu beschäftigen, die uns nächst ihm am meisten interessiert haben.

Wie traurig haben sie alle, mit wenigen Ausnahmen, geendet!

Als der Sturmwind des Jahres 1848 sie auseinandergetrieben hatte – so weit, daß sie jeden Zusammenhang auf immer untereinander verloren – waren manche nach Amerika ausgewandert, um dort ihr Heil zu versuchen, das sie zum Teil auch mit der neuen Heimat fanden. Aber die meisten blieben zurück und suchten sich mit den veränderten Verhältnissen abzufinden, so gut es ging – jeder auf seine Art. Ihre mühevollen Versuche boten kein

freudiges Schauspiel: die einen traten vollständig in das feindliche Lager der Reaktion über und suchten ihre Jugend vergessen zu machen, indem sie sich ihrer nicht mehr erinnerten; die anderen wähten sich und ihre Umgebung durch herben Spott, der aber nur zu oft wie bittere Selbstverachtung klang, über den Zwiespalt ihrer Lage hinwegtäuschen zu können. Aufrecht blieben nur wenige stehen, [209] und diese empfanden die Veränderung der Zeit, in der sie weiter leben mußten, wohl am schmerzlichsten.

Bruno Bauer wurde "der Einsiedler von Rixdorf", der ewig im heroisch geführten Kampfe mit der Not des Lebens – bald seinen Acker selbst bestellte, bald mit neuen Werken seinen verloschenen Namen in das Gedächtnis der Lebenden zurückzurufen versuchte. Unermüdlich tätig, blieb seine Kraft bis zu seinem Tode ungebrochen, und was er schrieb, ließ wie nur je den glänzenden Stilisten und den scharfen Kopf unverkennbar erkennen. Dabei verzehrte sich Bauer jahrelang in dem Dienste der traurigsten aller Parteien, unter das Joch der entwürdigenden Arbeit für die Kreuzzeitung und das Wagener'sche Gesellschaftslexikon, gebannt. Von aller Welt zurückgezogen, suchte er sich selbst kaum mehr über seinen Rückzug zu täuschen. Aber wenn er je nach Berlin kam, um sein eigegebautes Gemüse zu verkaufen und den einen oder anderen seiner alten Bekannten zu begrüßen, durchschritt seine patriarchalische Gestalt in dem selbstgeflickten Anzug, die Füße in Schäftestiefeln und auf dem Kopf die unvermeidliche Schirmmütze so ungebeugt die Straßen, wie in den Tagen ihrer Jugend, und die ruhigen Augen blickten klar und durchbohrend wie immer. Bruno Bauer starb 1882, nachdem er getan hatte, was menschenmöglich war, um seinem Bruder Egbert und dessen zahlreichen Kindern zu helfen.

Nicht besser erging es *Edgar Bauer*. Mit seinem Bruder, den er doch einst vergöttert hatte, späterhin verfeindet, ging er 1849 zunächst nach Hannover, wo er mit Olshausen für die Befreiung Schleswig-Holsteins zu wirken bestrebt war, dann nach London, von wo aus er mehrere Broschüren schrieb. Nach 1866 versuchte er zunächst in Hamburg festen Fuß zu fassen. Die "Kirchlichen Blätter", die er mit dem starrlutherischen Bischof Koopmann herausgab, beweisen seinen gänzlichen Übertritt in das kirchliche Lager nur zu deutlich. Aus dem Revolutionär von damals war ein Reaktionär von reinstem Wasser geworden, der als Anhänger der Welfen dann noch lange in Hannover zu wirken sich bemühte, bis er – in großer Dürftigkeit und längst vergessen – ebenfalls Anfang der achtziger Jahre dort starb.

[210] Traurig gestaltete sich auch *Ludwig Buhl's* Schicksal. Auch er lebte noch lange so hin, völlig zurückgezogen und immer wieder "in seiner Familie, einer katholischen, schmierigen, ungebildeten Gesellschaft einbüßend, was er sich an geistiger Vornehmheit selbst mühsam errungen". Er arbeitete fast nichts mehr. Eines Morgens, ebenfalls kurz nach 1880, wurde er tot an seinem Schreibtisch gefunden. Wie man sagt, hat er durch Selbstmord geendet, da sein letzter Versuch eines "Ideenkommissionsgeschäftes" – er "erfand" Ideen zu Verlagsgeschäften, die er dann an unternehmungslustige Verleger verkaufte – ihn in Konflikt mit einem seiner Abnehmer gebracht haben soll, der ihm mit einer Anklage wegen Erpressung drohte. Mit dem seinen ist auch der Nachlaß Stirner's verloren gegangen, und die von niemand beachteten Papierbündel sind sicher schon längst der Vernichtung anheimgefallen.

"Verbuhlt, verbrast, verbauert – ist nun die Reaktion" erklang ein Spottlied jener Tage

Friedrich Saß starb jung; Meyen setzte sein arbeitsreiches Journalistenleben noch lange fort, wurde zunächst 1851 von Hamburg ausgewiesen, ging von da nach England, kehrte aber wieder nach Deutschland zurück, wo er 1867 mit Ruge die "Reform" gründete; *Jules Faucher* hat in seinem Vaterlande ebenfalls noch einen langen und ehrenvollen Kampf um den Sieg seiner Ideen gefochten, aber die Waffe seiner volkswirtschaftlichen "Vierteljahrsschrift" lag doch zu schwer in seinen Händen, um weitere Kreise herbeiziehen zu können, und während er den Staat enger und enger seine eisernen Ringe um die Freiheit ziehen sah, blieb seine reizende Tochter Lucie immer noch die beste Freude seines bewegten Lebens; *Köppen* wirkte als Gymnasiallehrer in segensreicher Tätigkeit weiter und suchte in tiefgründigen Studien, die zu seinem berühmten Buddha-Werk führten, eine Zeit zu übersehen, die ihn nur mit Widerwillen erfüllen konnte.

Von ihnen allen wollen wir uns nun noch einmal zurück zu dem Manne wenden, der als einer der ersten des ganzen Kreises auch aus dem Leben geschieden war . . .

[211] So traurig Max Stirner's früher Tod ist, so liegt doch in ihm nichts eigentlich Erschütterndes, wenn wir uns vergegenwärtigen, wie dieses Leben voraussichtlich verfließen wäre, wenn ihm noch zwanzig oder dreissig Jahre mehr beschieden gewesen wären.

Es hätte gegen die letzten Lebensjahre – wenn kein glücklicher Zufall es umgestaltet hätte – wohl keine all-zugroßen Veränderungen aufzuweisen gehabt: in trauriger, herber Dürftigkeit hätte Stirner weiter gelebt, ewig im Kampfe mit dem Tage und seiner Not, und ohne die Kraft, diesen Kampf noch einmal mit ganzer Entschiedenheit aufzunehmen und zu irgendwelchem Erfolge zu führen.

Was anderes hätte er auch tun können? – Hätte er enden sollen wie die anderen? – Hätte er sich an die Reaktion verkaufen sollen, wie die Bauer's, und hätte er den inneren Zwiespalt zu ertragen vermocht? – Hätte er etwa auch nach Amerika auswandern sollen? Er, der trotz seiner unerhörten geistigen Energie wenig lebenspraktische und passive Mann? – Oder hätte er eine Reihe weiterer Jahre überstehen sollen, um zu enden, wie Maron – übermüdet von dem Kampfe und zermürbt selbst sein Leben beschließend? –

Oder hätte er auf den seltsamen Zufall warten sollen, der seinem Leben plötzlich eine entscheidende Wendung zu geben im Stande gewesen wäre? – Vergebliche Hoffnung! – Denn was für ein Zufall hätte das sein können ?

–

Er hatte keine Verwandten, deren Beerbung ihn hätte unabhängig machen können. An eine Wiedererweckung seines Werkes in absehbarer Zeit konnte er selbst nicht glauben: eine andere Zeit, eine Zeit der Schmach und der Unterdrückung, hatte begonnen, die lange währen sollte, bis sie in blutigen, ruchlos heraufbeschworenen Kriegen ihren Höhepunkt erreicht hatte, eine Zeit, deren einzige große Gegenströmung, die soziale, sich in einer politischen Partei verlaufen und in ihr verebben sollte – die Zeit der Reaktion, in deren traurigen Schatten wir noch heute leben . .

Nein, auch kein Zufall mehr konnte Stirner hold sein am Abend seines Lebens! –

So wie er gelebt hat und so wie er gestorben ist, ist er sich selbst völlig treu geblieben. Die große Arbeit seines Lebens war getan. [212] Nichts hätte ihren Wert noch erhöhen können. Denn seine beste Kraft war an sie verwandt worden.

Die Jahre der Not hat er still und geduldig getragen, und der größte Trost ist sicher der, daß wir uns sagen dürfen: er hat aller Wahrscheinlichkeit nicht zu schwer unter ihr gelitten. Seine große Bedürfnislosigkeit, mehr noch seine vornehme Selbstgenügsamkeit und die stille Heiterkeit seines Gemütes werden ihn nie ganz verlassen haben.

Die, welche glauben, daß alles Glück des Lebens nur in Ehre, Reichtum und Macht unter den Menschen besteht, werden sein Leben nie begreifen und in mitleidigem Spott fortfahren zu sagen, der Lehrer des Egoismus habe seine Lehre in seinem eigenen Leben schlecht befolgt oder ihre Befolgung habe schlechte Früchte getragen.

Nein: Max Stirner *hat seine Lehre befolgt* und er hat alle ihre Früchte geerntet, so weit es ihm möglich war. Denn er war ein überlegener Mensch. Er hat gelebt, wie er leben konnte.

Nicht wie er vielleicht gewünscht hätte zu leben. Wenn wir uns so fragen, wird die Antwort lauten: gewiß hätte er lieber in jenem Vereine von Egoisten leben mögen, oder – um allen Mißverständnissen zu entgehen – in der Zeit jener ewig nach den Bedürfnissen der Menschen entstehenden und vergehenden Vereine, an die der Einzelne seine Kraft freiwillig gibt, um sie hundertfach gestärkt zu fühlen; mit einem Worte: nicht in einer Zeit der Herren und Knechte, sondern der Einzigen. Denn er taugte so wenig zum Gehorchen wie zum Befehlen.

In Stirner's frühem Tod liegt nichts Erschütterndes. Er ist gegangen noch in der Kraft der Gesundheit und ohne aus dem Kelch des Lebens den letzten und schwersten Trank: Siechtum des Körpers in der Einsamkeit des Alters getan zu haben.

Und dennoch ist sein Tod traurig, weil er so früh kam. Er, der das Leben weder übermäßig geliebt, noch es gefürchtet hat, wird auch den Tod nicht gefürchtet, ihn aber auch nicht ersehnt haben.

Weilen wir noch einen Augenblick an seinem Grabe, bevor wir *Abschied* von Max Stirner nehmen.

Bereits 1856, bald nach seinem Tode, wurde von Ludwig Buhl [213] eine Sammlung veranstaltet, um das Grab mit einem Stein zu bezeichnen. Aber die aller Wahrscheinlichkeit nach nur geringe Summe, die von alten Freunden und Bewunderern des Verstorbenen zusammen gebracht wurde – unter anderem war aus dem fernen Ostpreußen von einem Verehrer ein Dukaten gesandt – ist niemals ihrer Bestimmung gemäß verwandt, und wahrscheinlich ist von jenem 28. Juni 1856 an das Grab überhaupt von keinem Menschen mehr besucht worden. Dreiunddreißig Jahre sollten vergehen, ehe das eingesunkene wieder gefunden, und sechsunddreißig, bis es mit dem mächtigen Stein bezeichnet wurde, von dem aus in großen, goldenen Lettern der Name des Mannes leuchtet, dessen einfaches und doch so großes Leben diese Blätter versuchten wahrheitsgetreu zu erzählen.

Neue Gräber haben das alte umschlossen, und mühsam muß es durch ihre engen Reihen suchen, wer es heute finden will.

Auf der Platte erlöschen die goldenen Lettern des Namens. Aber während sie dort verblassen, strahlt dieser Name seinen sieghaften Glanz durch die Nacht unserer Zeit und verkündet den Morgen, den Morgen der Freiheit des Menschengeschlechts.

Bereits streckt das neue die Hände seinen Segen zu empfangen und ihn für sich – zu seinem Glücke zu verwerten.

Nichts kann und soll diesem neuen Geschlecht dieses Grab mehr sein.

Denn der dort liegt, lebt wieder – lebt in ihm: in seinen Hoffnungen und in seinen Wünschen. –

Neue Gräber haben das alte umschlossen.

Wird – nach “abermals fünfzig Jahren” – wenn auch diese neuen Gräber versunken und der Kirchhof vielleicht zum öffentlichen Garten geworden ist, in dem die Kinder von Morgen die unbewegliche Platte achtlos umspielen, der Vorübergehende noch immer, in dumpfe Knechtschaft gebannt, an dem Namen vorbeischießen, der von dorthier schweigend herüberredet, oder wird er wissen, daß der, der Max Stirner hieß, als erster unter allen für ihn die Freiheit erkämpfte, in deren sonnigen Strahlen er, erhobenen Hauptes und glücklicher als die vor ihm Gewesenen, wandelt? . . .

[214]

ANHANG
A.
MAX STIRNER:
STATIONEN SEINER LEBENSWANDERUNG

1806

25. Oktober: Geburt in Bayreuth

6. November: Taufe

1807

13. April: Wiederverheiratung der Mutter mit dem Provisor Ballerstedt; mit ihm nach Kulm zu
Rittmeister Goecking

19. Dezember: Geburt der Schwester Johanna Friederica

1810

Nach Kulm geholt

1812

21. September: Tod der Schwester Johanna Friederica

1814

26. Juni: Tod des Rittmeisters Goecking

1818

Nach Bayreuth zurückgeholt

1819

Eintritt in die Schule

[215]

1826

Herbst: Absolutorium

8. September: Abgangszeugnis

18. Oktober: Immatrikulation in Berlin

Rosenthalerstraße 47

1827

Dorotheenstraße 5

1828

1. September: Exmatrikulation in Berlin

20. Oktober: Immatrikulation in Erlangen

1829

Sommer: "Längere Reise durch Deutschland"

2. November: Immatrikulation in Königsberg

Steindamm 132

1830

Ein Jahr in Kulm: "häuslicher Verhältnisse halber"

1831

Ein Jahr in Königsberg

1832

28. November: Zweite Immatrikulation in Berlin

Poststraße 9

Längere Erkrankung

1833

Ostern: Neuer Markt 2 bei Burtz

1834

27. März: Exmatrikulation in Berlin
2. Juni: Meldung zum Examen pro facultate docendi
August: "Geistesranke" Mutter plötzlich in Berlin
29. November: Einreichung der schriftlichen Arbeiten

1835

28. Januar: Aufnahme der Mutter in die Charité in Berlin
24. und 25. April: Mündliche Prüfung
29. April: Prüfungs-Zeugnis (bedingte facultas docendi)
Pädagogisches Probejahr an der kgl. Realschule von Spilleke

[216]

1836

Freiwilliger halbjähriger Unterricht (bis Herbst) an der Realschule
Winter: Privatstudien

1837

4. März: Bewerbung um Anstellung
16. März: Ablehnender Bescheid
19. Juli: Tod Ballerstedt's in Kulm
17. Oktober: Mutter in der Privatanstalt Schönhauser Allee 9
12. Dezember: Heirat mit Agnes Clara Kunigunde Burtz
Ehepaar: Klosterstraße 5-6

1838

6. April: Oranienburger (Communal?) Straße 86
29. August: Tod der Frau im Kindbett
5. Oktober: Neue Friedrichstraße 79 (bei der Schwiegermutter)

1839

1. Oktober: Eintritt in die Töchterschule der Madame Gropius

1842

Januar: Mitarbeiter an Gutzkow's "Telegraph"
Januar: Das "Gegenwort"
Korrespondent an der "Rheinischen Zeitung" und der "Leipziger Allgemeinen Zeitung"

1843

4. Oktober: Neu Kölln am Wasser 23
21. Oktober: Heirat mit Marie Wilhelmine Dähnhardt

1844

Mitarbeit an Buhl's Berliner Monatsschrift
1. Oktober: Austritt aus der Schule der Madame Gropius
Ende Oktober: "Der Einzige und sein Eigentum" erscheint

1845

"Die Nationalökonomien der Franzosen und Engländer" begonnen
Sommer: Milchwirtschaft
Entgegnung an Feuerbach, Szeliga und Hess

[217]

1846

Anfang April: Trennung von Marie Dähnhardt
4. April: Hirschelstraße 14 (jetzige Königsgrätzerstraße)
Sommer: Darlehensgesuch

1847

3. April: Dessauerstraße 15
"Die Nationalökonomien der Franzosen und Engländer" beendet

1848

4. April: Dresdenerstraße 96
Mitarbeiter am "Journal des österreichischen Lloyd"

Entgegnung an Kuno Fischer
5. Oktober: Köthenerstraße 27

1851
3. Oktober: Dessauerstraße 2

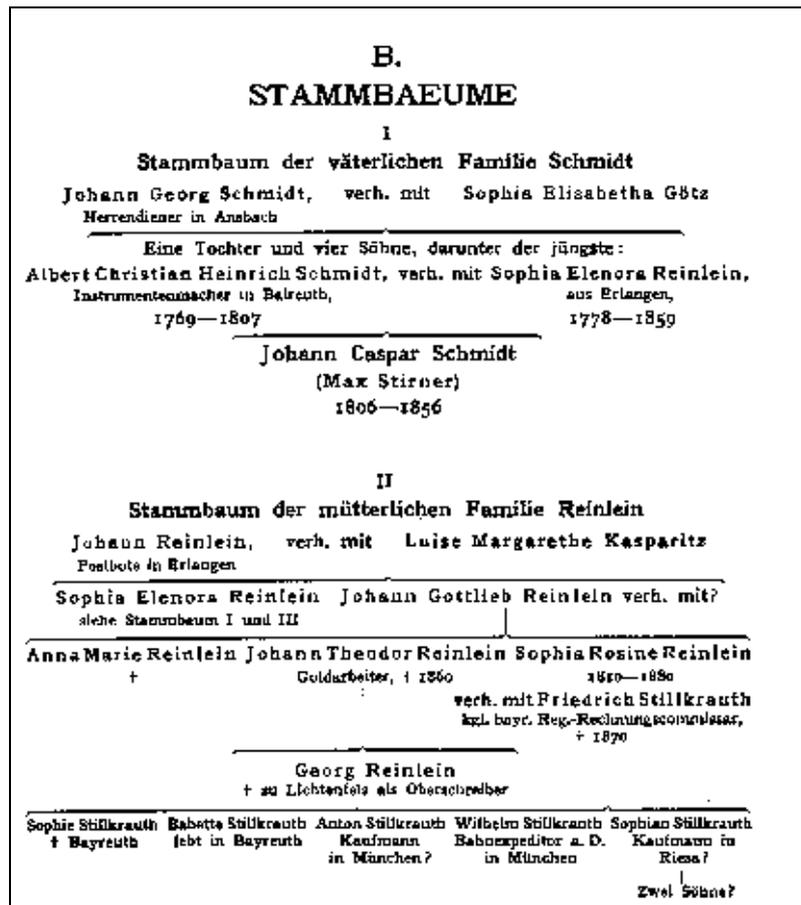
1852
Die "Geschichte der Reaction"

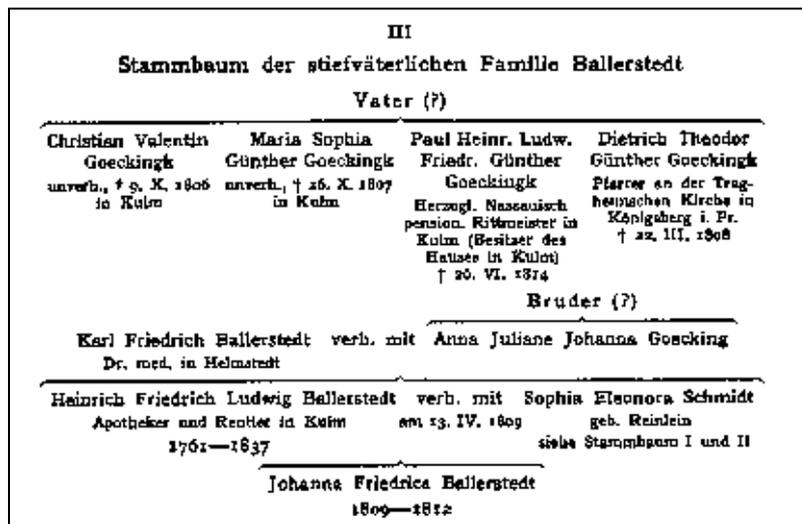
1853
5.-26. März: im Schuldgefängnis
1. April: Jägerstraße 72
3. Juli: Stromstraße 8
7. September: Philippstraße 19 bei Mme. Weiß

1854
1. Januar - 4. Februar: abermals im Schuldgefängnis
28. August bis 21. September: abwesend von Berlin
12. September: Vertrag mit Mairsohn in Schwetz

1856
Mai: Erkrankung
25. Juni: Tod
28. Juni: Begräbnis

[218]





[220]

C.

JOHANN CASPAR SCHMIDT'S CURRICULUM VITAE

Den nachfolgenden Lebenslauf schrieb Johann Caspar Schmidt, als er sich im Jahre 1834 zum Examen pro facultate docendi meldete.

Das Original lautet:

Ego, Joannes Casparus Schmidt, evangelicae confessioni addictus, Baruthi, quod Borussiae olim oppidum nunc Bavariae attributum est, die XXV. mensis Octobris anni MDCCCVI natus, patreque tibiarum fabricatore paucis post me natum diebus defuncto sum usus. Mater Ballerstedtio pharmacopolae post tres annos nupta ubi per varios fortunae casus Culman, quod est oppidum ad Vistulam in Borussia occidentali positum, delata est, me haud ita multo post, anno MDCCCX ad se accessit. Inde primis literarum rudimentis instructus, anno actatis duodecimo exacto Baruthum sum reversus, Gymnasium illius oppidi florentissimum frequentaturus. A viris doctissimis ibi disciplina per septem fere annos institutus sum, e quibus pio ac grato animo Pauschium, Kiefferum, Neubigum, Kloeterum, Heldium, Gablerum nomino, qui et humanitate et consuetudinis conjunctione optime de me meruerunt. Quorum praeceptis via ad studia munita, annis MDCCCXXVI-MDCCCXXVIII in academia Berolinensi et philologiae et theologiae studiu, et Boeckhii, Hegelii, Marheinekii, Caroli Ritteri, Henrici Ritteri, Schleiermachers lectionibus operam dedi. Postero anno in academia Erlangensi per semestre obivi Kappii et Wineri scholas; quibus auditis itineri me per Germaniam commissurus academia discessi annumque fere totum in ea profectioe consumi. Domesticis deinde rebus coactus annum unum Culmae, alterum Regimonti negotiis familiaribus deditus transegi. Quo ego tempore, etsi studia in academia persequi non licuit, nequaquam tamen neglectis litteris ad doctrinas et philosophicas et philolo- [221] gicas studioso animo incubui. Anni MDCCCXXXIII mense Octobri ad studia me retuleram in academia Berolinensi renovanda, cum in morbum incidi, qui me ad audiendis lectionibus per semestre prohibuit. Salute refecta Boeckhii, Lachmanni, Micheleit interfui lectionibus. Itaque triennio absoluto nunc examen pro facultate docendi, quod dicunt, Deo juvante constitui subire.

In deutscher Übersetzung:

Ich, Johann Kaspar Schmidt, evang. Konfession, bin geboren zu Baireuth, einer ehemals preußischen, jetzt bairischen Stadt, am 25. Oktober 1806. Mein Vater war Flötenmacher; er starb bald nach meiner Geburt. Meine Mutter heiratete 3 Jahre später den Apotheker Ballerstedt und gelangte mit diesem unter mancherlei wechselnden Schicksalen nach Kulm a. d. Weichsel in Westpreußen. Hierhin holte sie mich alsbald im Jahre 1810 zu sich. Nachdem ich dort den ersten Unterricht empfangen, kehrte ich mit 12 Jahren nach Baireuth zurück, um das Gymnasium zu besuchen. Sieben Jahre lang genoß ich hier den Unterricht gelehrter Männer, unter denen besonders Pausch, Kieffer, Neubig, Kloeter, Held und Gabler sich meiner mit großer Liebe annahmen, so daß ich dankbar ihrer gedenke. Mit dem Reifezeugniß versehen, bezog ich in den Jahren 1826 bis 1828 die Universität Berlin zum Studium der Philologie und der Theologie und hörte Vorlesungen bei Böckh, Hegel, Marheineke, Carl Ritter, Heinrich Ritter und Schleiermacher. Alsdann begab ich mich für ein Semester nach Erlangen, wo ich Rapp und Winer hörte, verließ darnach die Universität, um eine längere Reise durch Deutschland zu machen. Häuslicher Verhältnisse halber verblieb ich nun ein Jahr in Kulm, ein zweites in Königsberg ebenfalls in Familien-Angelegenheiten. Jedoch vernachlässigte ich währenddessen keineswegs meine philologischen und philosophischen Studien. Im Oktober 1833 endlich kehrte ich zur Wiederaufnahme meiner akademischen Studien nach Berlin zurück, verfiel aber sogleich in länger dauernde Krankheit, so daß ich erst vom nächstfolgenden Semester an Vorlesungen und zwar bei Böckh, Lachmann und Michelet hören konnte. Auf diese Weise vollendete ich das akademische Triennium und gedenke mich nunmehr dem Examen pro facultate docendi zu unterwerfen.

[222]

D.
PORTRAITSKIZZE MAX STIRNER'S

Die untenstehende Skizze Max Stirner's wurde im Jahre 1892 von seinem früheren Bekannten, Friedrich Engels in London, aus fünfzigjähriger Erinnerung flüchtig in den Umrissen entworfen.

Die Skizze ist nicht ähnlich, wie ausdrücklich bemerkt werden muß. Die Stirn und der Schädel sollen weder so eckig, noch das Kinn so scharf hervortretend gewesen sein; außerdem soll Stirner nie diese hohen "Vatermörder" und Rockkragen getragen haben. Doch sollen die Nase und der feine Mund getroffen sein und das Ganze wenigstens einige entfernte Ähnlichkeit mit dem Original besitzen.

Wenn die Skizze hier reproduziert wird, so geschieht es, weil sie eben das *einzig* existierende Bild Stirner's ist, und weil keine Hoffnung besteht, jemals ein anderes aufzufinden, wie in der "Einleitung" bereits gesagt wurde. Zu ihrer gänzlichen Fortlassung kann ich mich daher nicht entschließen.

Gelegentlich einer Besprechung der französischen Übersetzung des "Einzigsten" brachte die "Revue blanche" in Paris (Januar 1900, No. 158) eine ganz interessante Ergänzung der Skizze von Felix Vallotton (ohne Quellenangabe des Originals).



[223]

E.
NAMENSUNTERSCHRIFTEN STIRNER'S

Unten- und umstehend sehen wir die Handschrift Stirner's aus den verschiedenen Zeiten seines Lebens. Die erste Unterschrift (1) ist dem Anmeldebogen der Vorlesungen, die er an der Universität Berlin 1826 und die folgenden Jahre hörte, entnommen; die zweite (2) steht unter seiner Meldung zum Examen von 1834; die drei nächsten Facsimilen (3) sind aus dem Zeugnisbuch einer seiner Schülerinnen an der Gropius'schen Töchterschule vom Jahre 1842 und den folgenden. Die Unterschriften stammen somit aus Stirner's zwanzigstem, seinem achtundzwanzigsten und seinem sechsunddreißigsten Lebensjahre, also aus acht zu acht Jahren.

Als letzte Unterschrift (4) sind eine neu gefundene aus der letzten Zeit seines Lebens, 1854; und als interessantes Kuriosa die Handschrift der Mutter Stirner's (5) und die des Stiefvaters Ballerstedt (6), beide aus dem Jahre 1819, beigefügt.

Der Antiquar Max Harrwitz in Nicolassee bei Berlin besitzt ein Exemplar des Buches von "H. Düntzer, Goethes Faust", Köln 1837, das auf dem Vorblatt des Titels den Namenszug "Stirner" in Bleistift trägt, und in seinem ersten Teil durchgearbeitet und mit Bleistiftnotizen versehen ist. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß es aus dem Besitz Stirner's stammt, doch möchte ich mich für die Echtheit nicht verbürgen. Desgleichen ein altes Buch aus dem Jahre 1552, in Wittenberg erschienen: "Hausfried. Was für Ursachen die christlichen Eheleute zu bedencken . . ." Es trägt ebenfalls auf dem Titelblatt den Namen "Stirner" als Vorbesitzer. Auch hier ist eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Namenszug unverkennbar, doch steht die Herkunft ebensowenig fest.

1.

Max Stirner

[224]

2.

ganz gefasst
aus dem Original

Neuer Markt N^o 22
/ 2. Etage /

Berlin den 2^{ten} Juni
1894.

3.

München 1892

Ganz gefasst aus Original

aus dem Original

aus dem Original

4.

aus dem Original

[225]

5.

aus dem Original
aus dem Original

6.

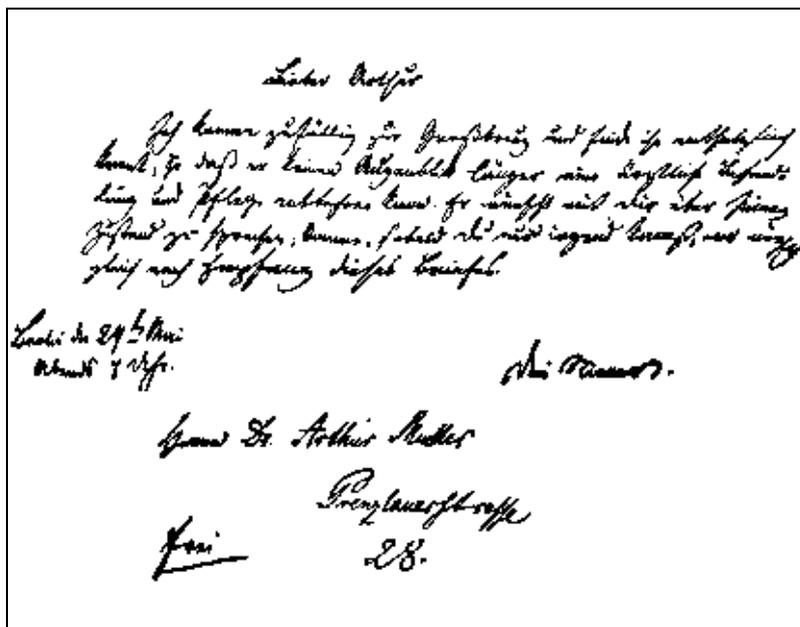
Heinrich Friedrich
Ludwig Ballerfest

[226]

F.

ZWEI BRIEFE STIRNER'S

Bis 1898 war nur die Existenz eines *einzig* Briefes Stirner's bekannt. Er ist an einen Freund des Hippel'schen Kreises gerichtet und hier etwas verkleinert im Facsimile wiedergegeben. Der Brief befindet sich in privaten Händen.



Lieber Arthur,
Ich komme zufällig zur Großkreuz und finde ihn entsetzlich krank, so daß er keinen Augenblick länger eine ärztliche Behandlung und Pflege entbehren kann. Er wünscht mit Dir über seinen Zustand zu sprechen; komme, sobald Du nur irgend kannst, wo möglich gleich nach Empfang dieses Briefes.

Berlin den 24^{ten} Mai

abends 7 Uhr

Dein Stirner

Herrn Dr. Arthur Mueller

Prenzlauerstraße

frei 28.

[227] Seitdem hat sich im Germanischen Museum in Nürnberg *ein zweiter* gefunden, den ich nach der dort von mir vorgenommenen Abschrift ebenfalls im Wortlaut wiedergebe. Sein Adressat ist der Freund Stirner's, Dr. Adolf Rutenberg, der Redakteur der Rheinischen Zeitung in Köln, deren Mitarbeiter Stirner 1842 bekanntlich war.

Die in dem Briefe, mit welchem Stirner seine Mitarbeit an der "Rheinischen Zeitung" einleitet, erwähnte Korrespondenz steht dort als erste in Nr. 66 vom 7. März 1842. (Vgl. Kleinere Schriften, zweite Auflage, Seite 51.)

Es muß leider jetzt mit Gewißheit angenommen werden, daß sich auch Briefe Stirner's nicht mehr in Autographen-Sammlungen erhalten haben, da das letzte Jahrzehnt sonst sicher Kunde von ihnen gebracht hätte.

An

Herrn Dr. Rutenberg zu Cöln.

Lieber Freund!

Ich habe im Augenblick keinen Adreßkalender zur Hand, um für die erste Notiz die Titel hinzuzusetzen zu Thiele, Bodelschwing etc. Thu doch das vor dem Druck.

Ich glaubte, daß es Euch lieb sein müßte, diese Notiz möglichst bald zu erhalten; darum erhältst du diese kurze Correspondenz. Ist Euch das Recht, daß man Euch Correspondenzen zuschickt, von so kurzem¹ oder noch kürzerem Umfang ~~zuschickt~~, wenn Neues passiert? Schreib' mir das; sodann aber erinnere dich nochmals, mir wegen meiner Collision mit Buhl in den Correspondenzen deine Ansicht zu schreiben.

Dein

Schmidt.

¹/₃ 42.

Die Geheime Polizei ist constituirt. Der Assessor Streber Haupt. Unter der von mir gewählten Form geht die Anzeige vielleicht durch.

[228]

G.

MARIE DÄHNHARDT'S LETZTES WORT

Die untenstehenden Zeilen schrieb Marie Schmidt an den unteren Rand der letzten Seite meines Fragebogens, den ich ihr in London im Februar 1897 zur Beantwortung vorgelegt hatte.

Ihr "letztes Wort" lautet in deutscher Übersetzung:

Mary Smith *erklärt feierlich*, daß sie *keine weitere* Korrespondenz über diesen Gegenstand zu führen wünscht, und bevollmächtigt Herrn Buchhändler Haas alle diesbezüglichen Schreiben an ihre Eigentümer zurückzusenden. – Sie ist krank und bereitet sich auf den Tod vor.

Mary Smith solemnly
declares that she will
have no more correspondence
on the subject, & authorizes
Mr. Buchhändler Haas to
return all these writings to
their owners. — She is
ill & preparing for death.

[262]

NAMEN- UND SACH-REGISTER

Aufgenommen wurden alle Namen und alle Titel von Werken;
von den Titeln der Zeitungsartikel dagegen nur die wichtigsten.

ABENDPOST, DIE: 69

ABSETZBARKEIT, DIE, DER GEISTLICHEN etc. (anonyme Schrift): 103

AESCHINES: 39

AGE, THE, OF THOUGHT: 237

ALBERT, HENRI: 234

ALLGEMEINE DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT s. Wolff, Sigismund

ALLGEMEINE LITERATURZEITUNG: 61, 94, 113, 114, 164

ALLGEMEINE PRESSZEITUNG, Brockhaus'sche: 127

ALTENSTEIN, KARL FRH. VON, Minister: 60 f

AN DIE DEUTSCHEN STUDENTEN s. Wachenhusen

ANARCHISTEN, DIE (v. Mackay): 10

ANARCHISTEN, DIE INDIVIDUALISTISCHEN : 18; 21; 236 f

ARCHIV FÜR PSYCHIATRIE: 21

ARISTOTELES: 40

ARNDT, Kreisdirektor: 208

ARNIM, FRAU VON: 60; 66; 160

ASTON, LOUISE: 62; 72

AUS DEM VOLKE: s. Dronke

BAIREUTH s. Bayreuth

BALLERSTEDT, DIE FAMILIE: 207; 219

BALLERSTEDT, ANNA JULIANE JOHANNE, geb. Goecking, Mutter Ballerstedts: 28

BALLERSTEDT, HEINRICH FRIEDRICH LUDWIG: Stirner's Stiefvater und Vormund 28 ff; Tod 49; 207; 221; Namensunterschrift 223 ff

BALLERSTEDT, JOHANNA FRIEDERICA, Stirner's Schwester: 29

BALLERSTEDT, DR. KARL FRIEDRICH, Vater Ballerstedt's: 28

BASCH, VICTOR: 23

BAUER, DIE FAMILIE: 60 ff; 186

BAUER, BRUNO: 59; 60 ff; 65; 66; 67; 73; Urteil über die "Freien" 74; unter den "Freien" 77; und Stirner 90; "Die Posaune des jüngsten Gerichts" XIV, 61, 93 f, 101; "Hegel's Lehre von der Religion und Kunst" 103; und sein Bruder Edgar 5, 108 ff, 114; bei Stirner's Trauung 116 f; und "Der Einzige" 130, 155; nennt Stirner nie 161, 164 ff, 173 f, 176; Marie Dähnhardt's Darlehen an ihn 182, 188; im Revolutionsjahr 197; 204; beim Begräbnis Stirner's 206; läßt Stirner auf dem Totenbett zeichnen 206; dementiert Trauungsgeschichte 207; späteres Leben und Tod 209.

BAUER, BRUNO, UND SEINE GEGNER s. Bauer, Edgar

BAUER, EDGAR: X; 60f; Benehmen unter den "Freien" 74, 78, 90; "Bruno Bauer und seine Gegner" 62, 105, 130, 164, 197, 204; späteres Leben und Tod 209

BAUER, EGBERT: 60 f; 182; 209

BAYREUTH, Stirner's Geburtsort: X, 23, 27 ff, 32, 207 f

BECHER, DR., Redakteur: 160
BECK, KARL: 68
BEDEUTUNG, DIE DER PROVINZIALSTÄNDE: s. Buhl
BEETHOVEN: 8
BENARY, DR. AGATHON: 43
BERLIN s. Dronke u. Saß
BERLINER LESEKABINETT: 59, 92, 99
BERLINER MONATSSCHRIFT: 63, 110 ff
BERLINER POSSE: 69
BERLINER ZEITUNGSHALLE s. Julius, Gustav
BERNSTEIN'SCHES LESEKABINETT s. Berliner Lesekabinett
BERUF, DER, DER PREUßISCHEN PRESSE s. Buhl
BETA, H.: X, 70
BETTINA s. Arnim, Frau von
BETTZIECH s. Beta
BEUST, FRIEDRICH: X, XV
BIBEL, DIE: 44, 75, 117, 154, 177, 190
BIBLIOTECA CIVICA, Triest: XIV
BINDER, ROBERT, Verleger: VII, 94
BISMARCK: 8, 24
BLÄTTER FÜR LITTERARISCHE UNTERHALTUNG: 159
BLANC, LOUIS: 63, 189
BLANQUI, LOUIS AUGUSTE: 185
BODELSCHWINGH, KARL VON, Finanzminister: 227
BODENSTEDT, FRIEDRICH (VON): XIV; 193
BODINUS, F., Tapezierer: 115
BÖCKH, AUGUST: 37 f, 40, 22
BOLIN, WILHELM: 19, 167
BOLLE, "Klingel"-: 187
BOUL s. Buhl
BRIEFE UND SCHRIFTEN s. Bülow, Hans von
BRITISCHES MUSEUM, London: VII, XVI, 5
BROCKHAUS, F. A., Verlag: V; 100, 127, 161
BROCKHAUS'SCHES KONVERSATIONSLEXIKON: 201
BRÜNGER, MARIA s. Dähnhardt, Maria
BUDDHA (v. Köppen, Carl Fr.): 210
BÜLOW, HANS VON: VIII, XVI, 8
BÜLOW, MARIE VON: XVI
BÜRGER, KARL s. Schmidt, Karl
BUHL, LUDWIG: 63; und seine Geliebte 72; Benehmen unter den "Freien" 78; und Stirner 90; "Die Not der Kirche" 97; "Der Patriot" 99, 105; "Der Beruf der preußischen Presse" und "die Bedeutung der Provinzialstände" 102; "Berliner Monatsschrift" 110 ff; bei Stirner's Trauung 116, 128, 197; beim Begräbnis Stirner's 206; Stirner's Nachlaß in seinen Händen 206; späteres Leben und Tod 210; veranstaltet Sammlung für Stirner's Grab 212; Nachlaß XIV, 210; 227
BUMANN, Subdiakon: 28
BUNSEN, LADY: 189
BURKE, EDMUND: 200
BURTZ, DIE FAMILIE: 207
BURTZ, AGNES CLARA KUNIGUNDE, Stirner's erste Frau: 50; 88
BURTZ, CAROLINE FRIEDERIKE: 50
BURTZ, D. L., Stadthebamme: 50
BURZ s. Burtz
CAMPE, JULIUS, Verleger: 93
CASANOVA: 63
CASPARY, WILHELM: 69
CENSURFLÜCHTLINGE (v. Gottschall):
CHARITÉ, Berlin: 49
CHRISTLICHE SONNTAGSFEIER, DIE, EIN WORT DER LIEBE (anon. Flugschrift): 94 f
COHNHEIM, MAX: 67; 190
COLLIN, DANIEL: VII, X
COMTE, AUGUSTE: 200
CORNELIUS, WILHELM: 71

CRISE, DE LA, ACTUELLE DE LA PHILOSOPHIE HÉGÉLIENNE s. Taillandier
CULLOCH, Mc: 185
CURRICULUM VITAE, Stirner's: 220 f
DÄHNHARDT, DIE FAMILIE: 207
DÄHNHARDT, HELMUTH LUDWIG, Marie Dähnhardt's Vater: 115
DÄHNHARDT, MARIA, geb. Brünger, Marie Dähnhardt's Mutter: 115
DÄHNHARDT, MARIE WILHELMINE: IX; X; XV; noch am Leben 10; und John Henry Mackay 10 ff, 16; Zusammentreffen mit Stirner 114; früheres Leben 115; Heirat mit Stirner 115; Geschichte der Trauung 116 f; Wesen und Charakter 13, 118 ff; Spitzname 118; unter den "Freien" 119; ihr Vermögen 121, 181 ff; Widmung des "Einzigem" an "sein Liebchen" 126; Ehe mit Stirner 181; ihre Vorwürfe gegen ihn 182 f; Trennung von ihm 187 f; in London 188 f; späteres Leben 189 f; letzte Jahre 190; Tod 13, 191; Nachlaß 13, 191; "letztes Wort" an Mackay 228.
DAENHARDIUS, MARIUS s. Dähnhardt, Marie Wilhelmine
DARWIN, CHARLES: 24
DEMIURGOS (v. Jordan): 68
DENKWÜRDIGKEITEN ZUR GESCHICHTE (v. Bauer und Jungnitz): 67
DEUTSCHE JAHRBÜCHER: VI, 67, 114, 159.
DEUTSCHEN, DIE, IM OSTEN DEUTSCHLANDS (von Stirner): 193 f
DOHM, ERNST: 69
DRONKE, ERNST: 71
DRUGULIN, W., Offizin: 229
DUBOC, JULIUS: 19
DÜNTZLER, HEINRICH: 223
DULK, ALBERT: 68
EDWARD, G., Pseudonym für Stirner: 172
EICHHORN, JOH. ALBR. FR., Kultusminister: 96
EICHLER, LUDWIG: 65
EINIGES VORLÄUFIGE VOM LIEBESSTAAT: s. Liebesstaat
EINUNDZWANZIG BOGEN AUS DER SCHWEIZ (v. Herwegh): 165
EINZIGE UND SEIN EIGENTUM, DER: Entstehung und Erscheinen 125, 183; Widmung 13, 126; Entstehungszeit 126; Beschlagnahme und Freigabe in Sachsen 126 f; Verbot in Preußen etc. 127 f; allgemeine Aufnahme 128 ff; und die "Freien" 130; und Bruno Bauer 130; Anhängerschaft und Erfolg 131; Betrachtung des Werkes 132 ff; Versuch einer Würdigung 149 ff; Bedeutung 149; Ursprünglichkeit und Kraft 152; Logik 152; Lust am Kampf 153; Mut 153; Vorsicht 154; Wissen 154; Intuition 155; Sprache und Stil 155; Lektüre 157; die Kritik 158 ff; Zeitungen und Zeitschriften 58 f; Taillandier 160 f; Philosophen 161; Bruno Bauer 161; Marx und Engels 62; Ruge 162; Entgegnungen 163 ff; an Szeliga, Hess und Feuerbach 164 ff; "G. Edward" an Kuno Fischer 172 ff und das "Verstandestum" 174; Ausblick 176; Bibliographie 220 ff; Monumental-Ausgabe 229, 231; Übersetzungen 23, 233
EISENBAHN, DIE: VII
ENZYKLOPÄDISTEN, DIE: 81
ENGELS, FRIEDRICH: X, XIII, 61, 71, 90, 97, 162, 222 – WILHELM IV.: 74; 102; 103; 126; 128
ENTRETIENS POLITIQUES: 234
EPIGONEN, DIE: 160, 172 ff
ERINNERUNGEN AUS MEINEM LEBEN s. Bodenstedt
ERLÄUTERUNGEN ZUM WESEN DES CHRISTENTUMS (v. Feuerbach): 166 ff
EVANGELISCHE KIRCHENZEITUNG: 159
EWIGE LAMPE, DIE: 65
FAKULTÄT, DIE JURISTISCHE, DER UNIVERSITÄT BERLIN s. Savigny
FALKENSTEIN, JOH. PAUL VON, sächsischer Staatsminister: 96
FALLERSLEBEN, HOFFMANN VON: 74 f
FAMILIE, DIE HEILIGE (v. Marx und Engels): 6
FAUCHER, ALCIBIADES: 71
FAUCHER, JULIUS (JULES): 69 f, 71, 116, 197, 210
FAUCHER, KAROLINE geb. Sommerbrodt: 69, 72, 120
FAUCHER, LUCIE: 210
FEUERBACH, FRIEDRICH: 166 f
FEUERBACH, LUDWIG: 19, 37, 91, 125, 155, 160, 161, 163, 166 ff, 173 f, 176
FEUERSÄULE s. Hildeck u. Meyerhof
FISCHER, KUNO: 162 f, 172 ff; 175
FLORENCOURT: 200
FLOTTWELL, EDUARD: 71
FÖRSTER, Hauslehrer: 204

FÖRSTER, VON: 71
FONTANE, THEODOR: X, XV, XVI
FRÄNKEL, ALBERT: IX, XV, 67, 164
FRANKFURTER JOURNAL: 76
FREIEN, DIE: VI; IX; X; XV; 11; erste Anfänge 57; Charakteristik 58; der innere Ring 60 ff; weiterer Kreis der Besucher 66 ff; drei Gäste 72 ff; in der Öffentlichkeit 75 f; Ton des Kreises 77 ff; und die Köthener Kellergesellschaft 80; Bedeutung 80 f; Stirner selbst über sie 103 f; und Marie Dähnhardt 118 ff; 130; 164; im Revolutionsjahr 196 ff
FREIESLEBEN, Architekt: 71
FREILIGRATH, FERDINAND: 98, 189
FREIMÜTHIGE, DER: 69
FRIEDENSBURG, W., Kritiker: 159
FRIEDRICH, Markgraf: 27
FRIEDRICH WILHELM IV: 74, 102 f, 126, 128
FRIESE, Strohmann: 10
GABLER, GEORG ANDREAS: 31, 221
GÄDE, Vermieter: 49
GARTENLAUBE, DIE: 67, 70
GAUDY, FREIHERR VON: 71
GEDICHTE EINES LEBENDIGEN (v. Herwegh): 74
GEGENWART, DIE: 161
GEGENWORT EINES MITGLIEDES etc. (Flugschrift von Stirner): V, VI, VII, 93 ff, 128, 232
GENTZ, FRIEDRICH VON: 200
GERMANISCHES MUSEUM, Nürnberg: 227
GESAMMELTE GEDICHTE s. Beck
GESCHICHTE DER PÄDAGOGIK s. Schmidt, Karl
GESCHICHTE DER REACTION (von Stirner): XIV; 198 ff; 231
GESCHICHTE DES MATERIALISMUS s. Lange, F.A.
GESELLSCHAFTSLEXIKON s. Wagener
GESELLSCHAFTSSPIEGEL s. Hess
GLOCKE UND KANONE (v. Jordan): 68
GLOSSEN UND RANDZEICHNUNGEN s. Walesrode
GÖCKING (GÖCKINGH), ANNA JULIANE JOHANNE s. Ballerstedt, Anna Juliane Johanne
GÖCKING, CHRISTIAN VALENTIN: 29
GÖCKING, DIETRICHTHEODORGÜNTHER: 29
GÖCKING, MARIE SOPHIE: 29
GÖCKING, PAUL HEINRICH LUDWIG FRIEDRICH GÜNTHER, Rittmeister, Großonkel Ballerstedt's: 29
GOETHE'S FAUST s. Düntzer
GÖTZ, SOPHIA ELISABETHA s. Schmidt, Sophia Elisabetha
GOLTZ, BARONESSE VON DER: VII, XIII
GOLTZ, FREIFRAU VON DER: 204 f
GOTTSCHALL, RUDOLF (VON): IX, XV, 22, 68
GRENZBOTEN, DIE: 159
GROPIUS, MADAME: 51, 85, 120, 182, 223
GROßKREUZ: 226
GUMPRECHT, ADOLPH: 70
GUMPRECHT, OTTO: 70
GUTTENTAG'sche Buchhandlung: X
GUTZKOW, DR. KARL: XIV, 93, 115
HAAS, MENO: XV, 228
HABEL'SCHE WEINSTUBE: 57
HALLER, CARL LUDWIG: 200
HALLISCHE JAHRBÜCHER: 62, 64, 73, 114, 159
HANDBUCH DER PRAKT. POLIT. ÖKONOMIE s. Say
HANS VON KATZEFINGEN: s. Solger
HANSEN, PROF. DR. JOSEF: VI
HARRWITZ, MAX, Antiquar: 223
HARTMANN, EDUARD VON: 19
HAUSFRIED (anon. Werk): 223
HEGEL, FR. W.: 31, 37, 60 f, 78, 90, 93 f, 96, 103, 108 ff, 160 ff, 173, 221
HEGEL'S LEHRE VON DER RELIGION UND KUNST s. Bauer, Bruno
HEIGEL, KARL VON: XV

HEILIGE FAMILIE, DIE (der Bauer'sche Kreis): 62, 164
HEINSIUS, THEODOR: 106
HEINZEN, KARL: X
HEINZEN, "Mutter": X; XV
HELD, DR. J. C.: 31
HELLER, ROBERT: VII
HENGSTENBERG, E. W.: 159, 200
HERING, Musikdirektor: 204
HERRSCHAFT, DIE, DES GEBIETSPRIVILEGIUMS etc. s. Buhl
HERWEGH, GEORG: IX, 74, 126, 165
HERZEN, ALEXANDER: 189
HESS, MOSES: 162, 163, 164 ff
HILDEBRANDT, MAX: VIII
HILDECK, LEO s. Meyerhof
HIPPEL, CARL: XV
HIPPEL, JACOB s. Hippel'sche Weinstube
HIPPEL, J. M. R.: 57
HIPPEL'SCHE WEINSTUBE: XV, 57 ff, 78 ff, 90, 118 f, 130, 164, 174, 181, 196 ff, 202, 208, 226
HIRSCHFELD, J. B., Buchdrucker: 126
HOCH, BARON: 190
HOFF, HEINRICH, Buchdrucker: 110
HOHE LIED, DAS s. Ullrich
HORAZ: 41, 43, 46
HORN, EWALD: VIII
HOUBEN, H. H.: V, XIII
HUMANISMUS UND REALISMUS s. Prinzip, das unwahre . . .
HUSS: 43 f
IBSEN: 154
ILLINOIS STAATSZEITUNG: 7
ILSE, Vermieter: 202
IMHOF, Gymnasiast: 30
INDIVIDUALISME, L', ANARCHISTE s. Basch
INDIVIDUALISTISCHEN, DIE, ANARCHISTEN s. Anarchisten, die individualistischen
JACOBY, JOHANN: 71, 102
JEAN PAUL: 27
JELLINEK, HERRMANN: 160
JORDAN, WILHELM (VON): IX, XV, 68, 116 f, 185
JOURNAL DES ÖSTERREICHISCHEN LLOYD: XIV, 193 ff
JUBILÄUMSJAHR, DAS: 22
JULIUS, GUSTAV: IX, 67, 189
JULIUS, PAULINE: VII, IX, 223
JUNGNITZ: 62, 67
KAISER, DR. HEINR. WILH.: 231
KALISCH, DAVID: 69
KAPKELLER: 79
KAPP, ALEXANDER: IX; XV; 7
KAPP, CHRISTIAN: 38; 221
KASARNOWSKI, LEO : VI, 235
KASPERITZ, LUISE MARGARETE s. Reinlein, Luise Margarete KELLERGESELLSCHAFT s. Köthener
Kellergesellschaft
KERNBACH, Wirt: 58
KERTBENY, K. M.: 92
KIEFFER, PROF. G. P.: 30f, 221
KINDERSEGEN (von Stirner): 194 f
KIRCHLICHE BLÄTTER: 209
KLADDERADATSCH: 65; 69
KLEIN, J. L.: 68
KLEINERE SCHRIFTEN (von Stirner; hg. von Mackay): VI f; XIV; 232
KLINSMANN, FRAU DR.: 49
KLÖTER, Klassenlehrer: 30
KOCH, GÜNTHER: X
KOCHIOUS s. Kochius

KOCHIUS, Assessor: 116
KÖNIGSBERGER SKIZZEN (von Rosenkranz): 99, 101
KÖNIGSBERGER ZEITUNG: 75
KÖPPE, LUDWIG: 67
KÖPPEN, CARL FRIEDRICH: 63 f, 73, 90, 210
KÖPPEN, L.: 164
KÖTHENER KELLERGESELLSCHAFT: 80, 174
KONVERSATIONSLERIKON s. Brockhaus'sches Konversationslexikon
KOOPMANN, Bischof: 209
KOPP, JOHANN, Superintendent: 28
KOSSAK, ERNST: 69
KOSSUTH: 68
KREUZZEITUNG: 209
KRITIK DER EVANGELISCHEN GESCHICHTE DER SYNOPTIKER (Br. Bauer): 61, 105
KRITIK DES ANTI-HEGEL (v. Feuerbach): 170 f
KÜHNAPFEL, Mörder: 65
KÜSTER, RICHARD: X
KUNST UND RELIGION (von Stirner): VI, 105, 108 ff
LACHMANN, BENEDICT: XIII
LACHMANN, KARL: 40, 221
LANGE, Vors. der Prüfungskommission: 43
LANGE, FRIEDRICH ALBERT: 5
LAUTERBACH, PAUL: 20
LEBEN JESU, DAS s. Strauß
LEHMANN, gen. "Zippel": 65
LEIPZIGER ALLGEMEINE ZEITUNG: V, 100 ff
LEIPZIGER REVUE: 172
LEITNER, VON: 71
LEO, HEINRICH, Geschichtsschreiber: 64, 200
LESEKABINETT, BERLINER s. Berliner Lesekabinet
LEVY, ALBERT: 19
LIBERTY: XII, 236 f
LICHTFREUNDE, DIE: 79
LIEBESBRIEFE OHNE LIEBE s. Schmidt, Karl
LIEBESSTAAT, EINIGES VORLÄUFIGE VOM (von Stirner): 111 ff
LIPKE, Notar: 203
LIPKE, GUSTAV: 66
LIPPNER, M.: XV
LITERARCHOS s. Saß
LITERATURZEITUNG, ALLGEMEINE s. Allgemeine Literaturzeitung
LITTERARISCHE ZEITUNG: 64
LÖWENBERG, JULIUS: X, 68
LÖWENSTEIN, RUDOLF: 69, 197
LUCINDE s. Schlegel
MACKAY, JOHN HENRY: trifft zum ersten Mal auf den Namen Stirner 5; liest den "Einzigsten" 5; erläßt ersten Aufruf 5 f; erste Enttäuschung 6; deren Ursachen 7; Auffindung von Grab und Haus 7; Anbringung einer Gedenktafel am Sterbehause 8; Legung der Grabplatte 9; Widmung und Hinweis 10; und Marie Dähnhardt in London 10 ff; Aufbau und Gliederung der Arbeit 14 ff; Methode der Arbeit 16 f; Material zu der Arbeit VII, XVI, 16 f; Anbringung einer Gedenktafel am Geburtshause 23; letzter Dank 24; Schlußwort 24; seine Monumental-Ausgabe des "Einzigsten" etc. 229, 231 f
MAGAZIN FÜR LITTERATUR: XIV
MAGAZIN INTERNATIONAL: 234
MAI, EMANUEL: IX, XV
MAIRSOHN, ABRAHAM: 203 f, 208
MAISTRE, GRAF DE: 200
MALOUE: 200
MARHEINEKE, PHIL. KONRAD: 38, 60, 101, 221
MARON, HERMANN: 65, 90, 197, 211
MAROT, Ober-Konsistorialrat: 116 f
MARX, KARL: 61, 70 f, 90, 97 f, 162
MAX, DER HEILIGE (v. Marx u. Engels): 162
MAYER, GUSTAV: V f

MEINEKE, AUGUST: 43 ff
MEISSNER, ALFRED: 64, 175
MEMOIREN s. Casanova
MEMOIREN EINER IDEALISTIN s. Meysenbug
MERCURE, LE, DE FRANCE: 234
MEYEN, EDUARD: 64, 70, 90, 197, 210
MEYER, ALEXANDER: XV
MEYERHOF, LEONIE: 20
MEYSENBUG, MALWIDA VON: X; XV
MICHAELIS, OTTO: X, 70
MICHELET, KARL LUDWIG: 40, 221
MIRABEAU (Spitzname): 72
MIRZA SCHAFFY s. Bodenstedt
MODENSPIEGEL, DER: 68
MONATSSCHRIFT, BERLINER s. Berliner Monatsschrift
MORGEN: XIV
MOUNIER, JEAN JOSEPH: 200
MÜGGE, THEODOR: 70
MÜLLER, ADAM: 200
MÜLLER, ARTHUR: 65, 90, 226
MUBAK, Seminarlehrer: 64, 90
MYSTERIEN, DIE, VON PARIS s. Sue u. Szeliga
MYSTERIEN, DIE, VON PARIS (von Stirner): 112 ff
NÄCHTE s. Beck
NALLI-RUTENBERG, AGATHE: XIV
NATIONALÖKONOMEN, DIE, DER FRANZOSEN UND ENGLÄNDER (hg. von Stirner): 184 ff, 232
NATIONAL-ZEITUNG: IX, 64, 70, 114
NAUWERCK, KARL: XI, 67, 73
NEANDER, AUG. WILHELM: 38
NERNST, Jurist: 71
NEUBIG (Stirner's Lehrer): 221
NEUE RHEINISCHE ZEITUNG: 71, 98
NEUE RUNDSCHAU, DIE: 19
NEUMANN, W. VON: 71
NEWTON: 24
NIETZSCHE, FRIEDRICH. 10, 18 ff
NOBACK, CARL: 71
NORDDEUTSCHE BLÄTTER: 164
NOT DER KIRCHE, DIE s. Buhl
ÖSTERREICHISCHER LLOYD s. Journal des österreichischen Lloyd
OLSHAUSEN, HERMANN: 209
ORLA s. Dulk
OTTENSOSSER: 197
OTTO, Maler: 193
OVERBECK, FRANZ: 19
PATRIOT, DER: 63, 99, 105
PAUL, SAINT-: 65
PAUSCH, JOHANN MELCHIOR: 30, 221
PERSÖNLICHKEIT DES EIGENTUMS (resp. DES EIGENTÜMERS) s. Kaiser
PETER DER GROßE: 104
PHÄNOMENOLOGIE DES SITTL. BEWUßTSEINS s. Hartmann
PHILALETHEN, DIE: 75
PHILOSOPHEN, DIE LETZTEN (v. Hess):
PHILOSOPHIE DE LA MISÈRE (v. Proudhon): 185
PHILOSOPHIE, DIE, DES UNBEWUßTEN s. Hartmann
PIETSCH, LUDWIG: VII, X, 22, 206
PILOT, DER: 64
PINDAR: 37
PLATO: 40
POLEN, PREUßEN UND DEUTSCHLAND (anon. Schrift): 194
POLIZEI-PRÄSIDIUM BERLIN: X
POSAUNE, DIE, DES JÜNGSTEN GERICHTS (s. Bauer, Br.): 61, 93 f, 101

POSAUNE, ÜBER B. BAUER'S (von Stirner): 93 f, 97
PREUßISCHE JAHRBÜCHER: 19
PRINCE-SMITH, JOHN: 70
PRINCIP, DAS UNWAHRE, UNSERER ERZIEHUNG (von Stirner). 106 ff, 231
PROPERZ: 40
PROUDHON, P.-J. 155, 185
PSYCHIATRIE, ARCHIV FÜR s. Archiv für Psychiatrie
RANDAL, THEODORE: 234
RASTER, HERMANN: IX; 71
RAU, ALBRECHT: 19
RAUMER, FRIEDRICH VON: 40
REAKTIONÄRE, DIE PHILOSOPHISCHEN s. Sophisten, Die modernen
REAKTIONS-BIBLIOTHEK s. Geschichte der Reaktion
REZENSENTEN STIRNER'S (von Stirner): 164 ff
RECLAM, PHILIPP, JUN.: 10, 20, 229
REFLECTIONS ON THE REVOLUTION IN FRANCE s. Burke
REFORM, DIE DEUTSCHE: 64, 70, 210
REICH UND STAAT (von Stirner): 195
REINLEIN, DIE s. Reinlein, Luise Margarete
REINLEIN, DIE FAMILIE: 207, 218
REINLEIN, ANNA MARIA: 208
REINLEIN, JOHANN, Stirner's Großvater mütterlicherseits: 28
REINLEIN, JOHANN GOTTLIEB: 208
REINLEIN, JOHANN THEODOR: 208
REINLEIN, LUISE MARGARETE, geb. Kasperitz, Stirner's Großmutter mütterlicherseits: 28
REINLEIN, SOPHIA ELEONORA s. Schmidt, Sophia Eleonora
REINLEIN, SOPHIA ROSINE s. Stillkrauth, Rosine
REVOLUTIONS-CHRONIK s. Wolff, Adolph
REVUE BLANCHE: 222
REVUE DES DEUX MONDES: 160 f
RHEINISCHE ALLGEMEINE ZEITUNG: 98
RHEINISCHE ZEITUNG: VI, 65, 74, 98 ff, 101, 102, 106 ff, 165, 227
RINOW, Vermieter: 202
RITTER, CARL: 37 ff, 221
RITTER, HEINRICH: 37, 221
ROCHOW, Minister: 96
ROGGE, WALTHER: 70
ROHLFS, Schullehrer: 186
ROSEN: VII
ROSENBLUM: 190
ROSENKRANZ, KARL: 99 ff
RUEST, ANSELM: 20 f
RÜTLI, DAS: 66, 68 f
RUGE, ARNOLD: 62, 70, 73 f, 114, 125, 160, 162, 210
RUGE, LUDWIG: IX, XV, 73
RUTENBERG, ADOLF: XIV, 65, 70, 90, 227
SACHE, DIE GUTE, DER FREIHEIT (v. Bauer, Bruno): 61
SÄMTLICHE WERKE s. Feuerbach
SAINT-PAUL s. Paul, Saint-
SAND, GEORGE: 115
SANDER, ENNO: VII, IX, 71, 79
SASS, FRIEDRICH: 64 f, 210
SAVIGNY, FRIEDR. KARL VON, Justizminister: 99; 102; 128
SAY, JEAN-BAPTISTE: 184 f, 232
SCHASLER, MAX: 7
SCHILLER: 31
SCHILLING, Hofsteinmetzmeister: 9
SCHINDLER, Rechtsanwalt: X
SCHIRMER, H. I.: 237
SCHLEGEL, FRIEDRICH VON: 175
SCHLEIERMACHER, FRIEDRICH ERNST DANIEL: 37, 60 f, 221
SCHMIDT, Gymnasiallehrer, Namensvetter: 128

SCHMIDT, "Gymnasiallehrer" (Stirner): 48, 101, 183, 203
 SCHMIDT, Gymnasiast, Namensvetter: 3
 SCHMIDT, DIE FAMILIE: 28, 207, 218
 SCHMIDT, ALBERT CHRISTIAN HEINRICH, Stirner's Vater: 28, 221
 SCHMIDT, ANNA MARIE s. Sticht, Anna Marie
 SCHMIDT, IMMANUEL: IX, XV
 SCHMIDT, JOHANN CASPAR (s. a. Stirner, Max): Geburtshaus X, 23, 27; Geburt 27; Taufe 28; Eltern 28; Wiederheirat der Mutter 28; nach Kulm 29; nach Bayreuth zurück 30; Gymnasium 30 f; Absolutorium 31; stud. phil. in Berlin 37; in Erlangen 38; längere Reise durch Deutschland 38; in Königsberg und Kulm 39; wieder in Berlin 39; Examen pro facultate docendi 40 ff; Facsimile aus der Examensarbeit 2; bedingte facultas docendi 46; Probejahr an Realschule 47; Privatstudium und vergebliche Bewerbung um Anstellung 47 f; nie Gymnasiallehrer, nie Dr. phil. 9, 48, 183; Tod des Stiefvaters 49; Mutter in Berlin 41, 49; erste Ehe 49 f; Töchterschullehrer 51; als Max Stirner 53, 101; unterzeichnet Aufruf für Dr. Jacoby 102, 181; Stammbäume 218; Curriculum vitae 220; Namensunterschriften 223 ff
 SCHMIDT, "DR." (Stirner): 8f, 48, 100, 102, 203
 SCHMIDT, JOHANN GEORG, Herrendiener, Stirner's Großvater väterlicherseits: 28
 SCHMIDT, KARL: 159, 173, 174 f
 SCHMIDT, MARIE WILHELMINE s. Dähnhardt, Marie Wilhelmine
 SCHMIDT, MAX, verstümmeltes Pseudonym Stirner's: 113, 202
 SCHMIDT, MAX, Maler: 71
 SCHMIDT, SOPHIA ELEONORA, geb. Reinlein, Stirner's Mutter: XIII, 28; Wiederheirat 28, 38; "geisteskrank" in Berlin 41; in Charité und Privatirrenheilanstalt 49; Tod 207, 221; Namensunterschrift 225
 SCHMIDT, SOPHIA ELISABETHA, geb. Götz, Stirner's Großmutter väterlicherseits: 28
 SCHMIDTIN, DIE, s. Schmidt, Sophia Eleonora
 SCHÖN, HEINR. THEOD. VON, Staatsminister: 104
 SCHÖNFLIEß s. Wolff, Adolph
 SCHÖPKE, Schönfärber, Hauswirt: 115
 SCHOLZ, WILHELM: 69
 SCHULGESETZE, ÜBER (Stirner's Examensarbeit): 2, 41, 45 f
 SCHULTZE, ERNST: 21
 SCHULZE, Lehrer, Vermieter: 202
 SCHUMM, GEORG: XII
 SENDSCHREIBEN s. Stein, Freiherr vom
 SIEGMUND, GUSTAV: IX, XV
 SITTE, DIE, IST BESSER ALS DAS GESETZ (anon. Schrift):
 SMITH, ADAM: 185
 SMITH, MARY WILHELMINA s. Dähnhardt, Marie Wilhelmine
 SOLGER, REINHOLD: 68
 SOLTWEDEL, ALEXANDER s. Saß, Friedrich
 SOMMERBRODT, KAROLINE s. Faucher, Karoline
 SOPHISTEN, DIE MODERNEN. VON KUNO FISCHER (von Stirner): 172 ff
 SORBONNE, Paris: 23
 SPILLEKE, Direktor: 47
 STEHELY, Konditorei: 59, 65, 67, 92
 STEIN, der "dicke": 70
 STEIN, FREIHERR VOM 111 f
 STEINER, RUDOLF: XIV
 STICHT, DIE FAMILIE: 207
 STICHT, ANNA MARIE, geb. Schmidt, Stirner's Tante väterlicherseits: 30 ff, Tod 49
 STICHT, JOHANN CASPAR MARTIN, Stirner's Pate und Pflegevater: 30 ff; Tod 49
 STIEGLITZ, CHARLOTTE: 187
 STILLKRAUTH, BABETTE: 208
 STILLKRAUTH, FRIEDRICH. 208
 STILLKRAUTH, SOPHIE ROSINE, geb. Reinlein: 208
 STIRNER, MAX, (s. a. Schmidt, Johann Caspar: Wiedergeburt 10; Wir und er 18 ff; Jubiläumsjahr 22; Weltgang 23 f; Name 85; äußere Erscheinung 85 f; Wesen und Charakter 12, 86 ff; unter den "Freien" 90 ff; erste Veröffentlichungen: Bauer's Posaune und das "Gegenwort" 93 ff; Zeitungskorrespondent: Rheinische Zeitung 98 ff, Leipziger Allgemeine Zeitung 100 ff, vier literarische Arbeiten: "Das unwahre Prinzip" 16 ff, "Kunst und Religion" 18 ff, "Einiges Vorläufige vom Liebesstaat" 111 ff, "Sues Mysterien" 112 ff; Zusammentreffen mit Marie Dähnhardt 114; Heirat mit ihr 115; Geschichte der Trauung 116 ff; die Jahre der Höhe 120 f; und die Polizei 128; "Der Einzige und sein Eigentum" 125 ff; und die Kritik 158 ff; und seine Entgegnungen 163 ff; und Alfred Meissner 175 f; an der Grenzscheide zweier Welten 176; langsamer Abstieg

181 f; Leben mit Marie Dähnhardt 182 f; "Die Nationalökonomien" 184 f; die Milchwirtschaft 186; Trennung von Marie Dähnhardt 188; Darlehensgesuch 192; letzte journalistische Arbeiten 193 ff; im Revolutionsjahr 196 ff; "Geschichte der Reaktion" 198 ff; in großer Not 202; Ausweg aus ihr 203f; letzter Verkehr 204; Erkrankung 205; Tod und Begräbnis 206; Nachlaß XIV, 206; Sterbehaus 7 ff, 203; Nachkommen 207; Ausblick 212; Abschied 212; Grab 7 ff, 213; Stationen seiner Lebenswanderung 214 ff; Bild 16, 206; Porträtskizze 222; zwei Briefe X, 226 f; Werke 229 ff; Übersetzungen 23, 233

STIRNER: LEBEN – WELTANSCHAUUNG – VERMÄCHTNIS, s. Ruest

STIRNER – SEIN LEBEN UND SEIN WERK (von Mackay); 1. Aufl. VIII ff, 6-17; 2. Aufl. V, XII ff, 3. Aufl. V ff

STIRNER'S, MAX, KLEINERE SCHRIFTEN s. Kleinere Schriften

STRAUß, DAVID FRIEDRICH: 60, 161, 173, 176

STREBER, Assessor: 227

STRECKFUSS, ADOLPH: IX, 67

STREHLCKE, FRIEDRICH, Direktor: 43 ff

STREIT, DER, DER KRITIK MIT KIRCHE UND STAAT (v. Bauer, Edgar): 62

STURM (v. Mackay): 10

STYRNA s. Stirner und die Polizei

SUE, EUGÈNE: 113

SYSTÈME DE LA PHILOSOPHIE POSITIVE s. Comte

SZCZEPANSKI, GUSTAV VON: IX, XV

SZELIGA: XV f, 113, 161, 163 ff

TAGEBUCH s. Rosenkranz

TAILLANDIER, SAINT-RENÉ: 160 f

TECHOW, Leutnant: X, 189 f

TELEGRAPH FÜR DEUTSCHLAND: 9

THIELE: 227

THRUN, HIERONYMUS: 7

THUKYDIDES : 41, 46

TOUSSAINT s. Mügge

TRENDELENBURG, FRIEDRICH ADOLPH: 40 43 ff

TRIUMPH DES GLAUBENS, DER (Engels): 97

TSCHECH, Bürgermeister: 65

TUCKER, BENJ. R.: XII; 236

TUNNEL, DER: IX

TURNBULL, W., Sprachlehrer: 115

TURNZEITUNG, AMERIKANISCHE:

TWIETMEYER: 71

ÜBER DIE TEILNAHME AM STAAT s. Nauwerck

ULKE, HEINRICH (HENRY): IX, XV, 69

ULLRICH, TITUS: X, 69

ULRICH VON HUTTEN s. Gottschall

UNIVERSALBIBLIOTHEK s. Reclam

UNIVERSALREFORM, DIE, UND DER EGOISMUS s. Szeliga

UNTERSUCHUNGEN ÜBER DAS WESEN etc. s. Smith, Adam

VALLOTON, FELIX: 222

VERLAGSANSTALT, ALLGEMEINE DEUTSCHE s. Wolff, Sigismund

VERSTANDESTUM, DAS, UND DAS INDIVIDUUM s. Schmidt, Karl

VERTRAULICHE BRIEFE AUS ENGLAND (v. Marie Dähnhardt): 189

VIERTELJAHRSSCHRIFT, VOLKSWIRTSCHAFTLICHE: 210

VIERTELJAHRSSCHRIFT, WIGAND'S s. Wigand's Vierteljahrsschrift

VOLKSWIRTSCHAFTLICHE VIERTELJAHRSSCHRIFT s. Vierteljahrsschrift, volkswirtschaftliche

VOSSISCHE ZEITUNG: IX, 68, 192

WACH, Stadtkämmerer: 49

WACHENHUSEN, G.: 68

WAGE, DIE: IX; 67

WAGENER, HERMANN: 209

WAGNER, RICHARD: 27

WALBURG'SCHE Weinstube: 58, 73 f, 90

WALDECK, JULIUS: 71

WALESRODE, LUDWIG: 101

WALLBURG s. Walburg'sche Weinstube

WALLY, DIE ZWEIFLERIN s. Gutzkow

WEHL, FEODOR: 67
 WEINHOLD, C.W.: 194
 WEIß, GUIDO: IX, XV, 67
 WEIß, MADAME: X f, 202 f, 206
 WENCKSTERN, OTTO VON: 68
 WERNER, E., Direktor: XIV
 WESEN, ÜBER DAS, DES CHRISTENTUMS in Bezug auf den 'Einzigem' etc. (Feuerbach): 166
 WESPEN: 67
 WIENER, GEORG BENEDIKT: 38, 221
 WIGAND, OTTO: X, 73, 93, 125 f, 172, 174, 184, 229, 230, 232
 WIGAND'S VIERTELJAHRSSCHRIFT: 160, 164 ff, 172
 WISS, : 70, 197
 WISS, FRAU: 72, 120, 197
 WITT, Oberlehrer: 103
 WÖLFEL & HEROLD, Bayreuth: 23
 WOHER UND WOHIN s. Schön
 WOLFF, ADOLPH: 67, 206
 WOLFF, CLEMENTINE: XIV
 WOLFF, OTTO: 70
 WOLFF, DER SCHWARZE s. Wolff, Adolph
 WOLFF, SIGISMUND: XIV, 198
 ZABEL, FRIEDRICH: 70, 114
 ZACK, BERNHARD, Verlag: 232
 ZEHN JAHRE s. Blanc
 ZEHRMANN, Bürgermeister: 71
 ZEITSCHRIFT FÜR POLITIK: VI
 ZEITUNGSHALLE, BERLINER s. Julius, Gustav
 ZENOBIA s. Klein
 ZEPP, DIE FRÄULEIN: 51, 183
 ZIPPEL: s. Lehmann
 ZISKA (v. Meissner): 175 f
 ZUKUNFT, DIE: 67
 ZWEI JAHRE IN PARIS s. Ruge
 ZYCHLINSKI, FRANZ ZYCHLIN VON s. Szeliga

INHALTSVERZEICHNIS

VORWORT ZUR DRITTEN AUFLAGE	V
VORWORT ZUR ERSTEN AUFLAGE	VIII
VORWORT ZUR ZWEITEN AUFLAGE	XII

EINLEITUNG

DIE GESCHICHTE MEINER ARBEIT. 1889-1914

DIE WIEDERENTDECKUNG STIRNER'S. – AUFRUF. – ERSTE ENTTÄUSCHUNG. – DREIFACHE SCHWIERIGKEITEN DER ARBEIT. – HAUS UND GRAB IN BERLIN. – LANGSAMER FORTGANG UND STIRNER'S WIEDERGEURT. – MARIE DÄHNHARDT IN LONDON. DAS LEBEN MAX STIRNER'S. – DIE METHODE MEINER ARBEIT. – WIR UND ER. – DAS JUBILÄUMSJAHR. – WELTGANG. – GEBURTSHAUS IN BAYREUTH. – LETZTER DANK. – SCHLUSSWORT	3
---	---

ERSTES KAPITEL

ERSTE JUGEND. 1806-1826

DAS GEBURTSHAUS IN BAYREUTH. – GEBURT UND TAUFGE; ELTERN UND VORFAHREN. – TOD DES VATERS UND WIEDERHEIRAT DER MUTTER; NACH KULM. RITTMEISTER GÖCKING. – RÜCKKEHR NACH BAYREUTH UND ERZIEHUNG. – ÜBERBLICK	25
---	----

ZWEITES KAPITEL

LERN- UND LEHRJAHRE. 1826-1844

J. C SCHMIDT, STUD. PHILOS., IN BERLIN. – EIN SEMESTER IN ERLANGEN; REISE DURCH DEUTSCHLAND. – KÖNIGSBERG UND KULM. – WIEDER IN BERLIN. – BEENDIGUNG DES STUDIUMS. – EXAMEN PRO FACULTATE DOCENDI. – ALS SCHULAMTSKANDIDAT AN DER REALSCHULE. – VEREITELTE HOFFNUNGEN AUF ANSTELLUNG; NIE GYMNASIALLEHRER, NIE DR. PHIL. – FAMILIENVERHÄLTNISSE UND ERSTE EHE. – DER LEHRER HÖHERER TÖCHTER. – ÜBERBLICK	35
--	----

DRITTES KAPITEL

DIE "FREIEN" BEI HIPPEL

IM FÜNFTEN JAHRZEHT DES JAHRHUNDERTS. – HIPPEL IN DER FRIEDRICHSTRAÙE. – ERSTE ANFÄNGE DER "FREIEN". – CHARAKTERISTIK. – DER INNERE RING. – DER WEITERE KREIS DER BESUCHER. – DREI GÄSTE. – DIE "FREIEN" IN DER ÖFFENTLICHKEIT. – TON DES KREISES. – SEINE BEDEUTUNG 55

VIERTES KAPITEL

MAX STIRNER. 1840-1845

DER NAME STIRNER. – ÄUSSERE ERSCHEINUNG. – WESEN UND CHARAKTER. – STIRNER UNTER DEN "FREIEN". – ERSTE VERÖFFENTLICHUNGEN. – ZEITUNGSKORRESPONDENT. – LITTERARISCHE ARBEITEN. – ZWEITE EHE. – GESCHICHTE DER TRAUUNG. – MARIE DÄHNHARDT. – DIE JAHRE DER HÖHE 83

FÜNFTES KAPITEL

DER EINZIGE UND SEIN EIGENTUM. 1845

ERSCHEINEN. – BESCHLAGNAHME UND FREIGABE IN SACHSEN. – VERBOT IN PREUßEN. – STIRNER UND DIE POLIZEI. – ALLGEMEINE AUFNAHME UND ERFOLG. – DAS WERK. – VERSUCH SEINER WÜRDIGUNG. – DIE KRITIK. – STIRNER'S ENTGEGNUNGEN. – DAS VERSTANDESTHUM UND DAS INDIVIDUUM. – AUSBLICK 123

SECHSTES KAPITEL

DAS LETZTE JAHRZEHT. 1845-1856

LANGSAMER ABSTIEG. – DIE NATIONALÖKONOMEN DER FRANZOSEN UND ENGLÄNDER. – LETZTE VERSUCHE. – MARIE DÄHNHARDT'S TRENNUNG. – IHR SPÄTERES LEBEN UND TOD. – ZURÜCK ZU STIRNER: DARLEHENSGESUCH. – LETZTE JOURNALISTISCHE ARBEITEN. – BEI HIPPEL IN DER DOROTHEENSTRAÙE. – DIE GESCHICHTE DER REACTION. – HÖHEPUNKT DER NOT. – AUSWEG. – LETZER VERKEHR. – ERKRANKUNG. – TOD UND BEGRÄBNIS. – NACHKOMMENSCHAFT. – DIE ÜBERLEBENDEN UND IHR SCHICKSAL. – SCHLUSSBETRACHTUNG. – ABSCHIED. – AUSBLICK 179

ANHANG

A. STATIONEN DER LEBENSWANDERUNG	214
B. STAMMBÄUME	218
C. CURRICULUM VITAE.	220
D. PORTRÄTSKIZZE	222
E. NAMENSUNTERSCHRIFTEN	223
F. ZWEI BRIEFE	226
G. MARIE DÄHNHARDT'S LETZTES WORT	228
H. BIBLIOGRAPHIE	229
I. ÜBERSETZUNGEN	233
NAMEN- UND SACH-REGISTER	262
IMHALTSVERZEICHNIS	271

ABBILDUNGEN: 1. GEBURTSHAUS IN BAYREUTH; 2. DAS HAUS IN KULM; 3. STERBEHAUS IN BERLIN; 4. STIRNER'S GRAB

FACSIMILE: KUNST UND RELIGION